





Charakteristik
der
wichtigsten Ereignisse
des
siebenjährigen Krieges,
in
Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen.

Von

einem Zeitgenossen.

Suum cuique decus posteritas rependit. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

TACIT. Ann. IV. 35.

Erster Theil.

Berlin, 1802.
In der Himburgischen Buchhandlung.

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Prinzen Heinrich von Preußen,

Groß - Oheim

Seiner jetzt regierenden Majestät

König Friedrich Wilhelm III.

Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Prinz und Herr!

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges ist die Geschichte der Helden, die während desselben ihren Namen verewigt haben. Sie füllt zugleich eine der merkwürdigsten Epochen in den Annalen des preußischen Staats aus, und wird der Nachwelt eben so denkwürdig bleiben, als das Andenken **Königs Friedrich** II und dessen **königlichen Bruders**, in das Herz eines jeden Patrioten mit unauslöschlicher Schrift gegraben bleiben wird.

Das Glück, während dieses Krieges, in der preußischen Armee gedient zu haben, manche eigene Erfahrung, und der Einfluß

gewisser Personen, welche damals erhabene Posten im Staate bekleideten, haben mich in den Stand gesetzt, manche individuelle Betrachtungen über diesen merkwürdigen Krieg anzustellen, ihn nach seinen Ursachen und Wirkungen zu studiren, und so bin ich seit einer Reihe von Jahren bemüht gewesen, gegenwärtige Charakteristik seiner Begebenheiten aufzuzeichnen.

Ew. Königliche Hoheit haben in diesem Kriege Höchstdero Namen durch die glänzendsten, mit dem Ruhme der berühmtesten Heerführer unsers Jahrhunderts wetteifernden Thaten verewigt, und von den noch jetzt lebenden Feldherren jener unvergeßlichen Zeiten, kann niemand einen ge-

rechteren Anspruch auf die Zueignung dieses Werkes machen, als **Ew. Königliche Hoheit**, indem **Höchstdieselben** gewissermaßen mit der Held der Geschichte bleiben.

In dieser Hinsicht, und in dem festen Vertrauen, daß **Ew. Königliche Hoheit** die mir unvergeßlich bleibende hohe Protection, der **Höchstdieselben** mich während meiner militärischen Laufbahn zu würdigen die besondere Gnade hatten, mir nicht entzogen haben, erdreiste ich mich, diese meine Arbeit **Höchstdenselben** zu Füßen zu legen.

Möchten doch **Ew. Königliche Hoheit** diesen meinen Schritt nicht ungnädig

aufnehmen; möchten doch Höchstdieselben die strenge Unpartheilichkeit, deren ich mich bei Bearbeitung dieses Buches beflissen habe, mit dem Auge eines Kenners zu beehren, so wie Schwachheiten zu übersehen die Gnade haben! Dies wird schon Belohnung genug für den seyn, der die Ehre hat in tiefster Ehrfurcht zu ersterben

Ew. Königliche Hoheit

Geschrieben den 1sten Februar 1802.

unterthänigster Knecht,

der Verfasser.

Vorrede.

Dem lesenden Publikum wird 'es vielleicht überflüssig, wohl gar verwegen scheinen, über den siebenjährigen Krieg noch etwas zu schreiben, was noch nicht bekannt wäre. Wahr ist es, diese Materie scheint erschöpft zu seyn, seitdem verschiedene würdige Männer, unter welchen ein Tempelhof und ein Archenholz den ersten Rang behaupten, die Geschichte dieses ewig unvergeßlichen Krieges, jeder in seiner eigenen Manier, aufgezeichnet und zum Drucke befördert haben. Demungeachtet dürfte dem Geschichtsforscher, besonders aber dem künftigen pragmatischen Geschichtsschreiber des an merkwürdigen Begebenheiten so reichhaltigen 18ten Jahrhunderts, daran nicht genügen; denn so lehrreich auch des Herrn von Tempelhof

Geschichte für einen Officier ist und bleiben wird; und so mahlerisch auch Herr von Archenholz seinen Vortrag auszuschmücken gewußt hat: so vermißt man doch bei beiden vieles, was zur näheren Aufklärung mancher, nur historisch erzählten Begebenheiten dient. Sieht man bloß auf die Wirkungen, so kann man freilich, in Ansehung der Ursachen, getäuscht werden; wenn einem aber beide vor Augen liegen, dann zertheilt sich die Wolke des Geheimnisses, und Gewißheit tritt an die Stelle der Vermuthung, die das Resultat zweideutig machte.

Es ist indeß vorauszusetzen, daß damals, als die obbenannten Schriftsteller ihre Geschichte entwarfen, die Zeit noch nicht gekommen war, dem Publikum eine charakteristischere Entwickelung verschiedener Vorfälle vorzulegen. Ferner geräth man auf die Vermuthung, daß sie entweder nicht Gelegenheit hatten, alles genau zu durchschauen, und die handelnden Personen ganz kennen zu lernen, oder daß sie damals über manches Problematische in den Triebfedern keine Auflösung geben wollten — weil die Geschichte noch zu neu war. —

Nachdem aber seit dieser merkwürdigen Epoche eine lange Reihe von Jahren verflossen ist, so manche Veränderungen sich zugetragen haben; die Helden der damaligen Feldzüge theils verewigt, theils vergessen sind: so glaubt ein Zeitgenosse und Augenzeuge, am Anfange dieses Jahrhunderts sich erdreisten zu können, die sowohl vor als während des Krieges gesammelten, oder von unterrichteten Personen ihm mitgetheilten Bemerkungen über die wichtigsten Begebenheiten der damaligen Zeiten, dem unpartheiischen Publikum vorzulegen. Vielleicht sind diese Bemerkungen dem Leser um so willkommener, da sie Aufschlüsse über manche Thatsachen, über die verschiedenen Charaktere derjenigen, die eine besondere Rolle zu spielen Gelegenheit hatten, und über manche gefaßte Vorurtheile liefern, die sonst — vielleicht nur noch zwei Lebenden bekannt — zu einer ewigen Vergessenheit verdammt bleiben würden.

Der geneigte Leser erwarte indeß in dieser Schrift keine zusammenhängende Geschichte dieses Krieges. Es würde überflüssig seyn, das Detail der Feldzüge von 1756 bis 1762 hier

noch einmal vorzulegen, nachdem Meister in der Kunst solches schon vor mir mit so vielem Beifalle gethan haben. Meine Absicht geht vielmehr nur dahin: manche Zweifel zu heben, manche bisher unbekannt gebliebene Thatsachen, nebst deren Ursachen und Wirkungen, in ein helleres historisches Licht zu stellen, verschiedene Charaktere zu schildern, mancher besonderen Anekdote zu erwähnen, und auf diese Weise mehr ein belehrendes Gemälde der hervorstechendsten Vorfälle, als eine pragmatische Geschichte, zu liefern. Dies künstliche und mühsame Geschäft überlasse ich gern einer geübteren Feder, und es wird schon Belohnung für mich seyn, wenn das unpartheiische Publikum die von mir gemachten und hier freimüthig vorgetragenen Erfahrungen mit einigem Beifall zu beehren geneigt seyn sollte. Sie gehören der Geschichte zu, welche nichts unbenutzt lassen darf, was dazu beitragen kann, der Nachwelt die Begebenheiten aus einem richtigen Gesichtspunkte zu zeigen.

Inhalt

des

ersten Theils.

I.

II.

III.

I.

Historische Darstellung der Entstehung des siebenjährigen Krieges und der besonderen Triebfedern, welche seinen Ausbruch beschleuniget haben.

Wenn der sogenannte siebenjährige Krieg eine der merkwürdigsten Epochen des achtzehnten Jahrhunderts ausfüllt; wenn derselbe einen Beweis ablegt, wie Genie, Muth und Disciplin, an der Hand des Glücks, eine furchtbare Coalition zu bestehen, und, trotz allen Gefahren und Schwierigkeiten, einen ehrenvollen Frieden zu erringen vermochte; wenn, sage ich, dieser Krieg das Publikum zum Staunen fortriß, und bis auf die spätesten Zeiten so denkwürdig für die politische Geschichte, als lehrreich für diejenigen bleiben wird, die sich der Kriegswissenschaft widmen: so enthält auch seine wahre Entstehung so viel Sonderbares, einen solchen Zusammenfluß von Umständen, so viele wenig bekannte, auf menschlichen Leidenschaften beruhende Facta, daß es wohl Pflicht eines unterrichteten Zeitgenossen bleibt, der Nachwelt dasjenige zu überliefern, was man in den zeither erschienenen Geschichten fast gänzlich vermißt.

Diese außerordentliche Revolution, wodurch — die übrigen Welttheile abgerechnet — Europa und besonders Deutschlands Innerstes so sehr erschüttert wurde, ist aber die

Frucht einer langen und mühsamen Vorbereitung mancher geflissentlich herbeigeführten Zufälle, so wie des Charakters der mehr oder weniger dabei interessirten Personen gewesen. Man kann den Keim dieser merkwürdigen Fehde schon in dem Dresdener Friedensschlusse (1745) aufsuchen, und daher scheint es mir zum bessern Unterricht des Lesens nothwendig, zuvor einen Blick auf den Zustand von Europa, sowohl bei diesem, als dem Achener Frieden (1748), zu werfen, um aus den Folgen dieser Pacifikationen auf die Entstehung des siebenjährigen Krieges zu schließen.

Der sonderbare Streit, den die Erbfolge Kaiser Carls VI erzeugte, war endlich durch jene Friedensschlüsse ausgeglichen worden. Vermeinte Rechte, ehrsüchtige Politik, Eroberungssucht und Nationalhaß hatten denselben angezettelt; Mißtrauen, falsch verstandene Staatsklugheit, Schwäche oder Herzhaftigkeit in der Ausführung, schlecht oder gut gewählte Maßregeln, rasche Entschlüsse, hatten wechselsweise seine Begebenheiten gelenkt, so wie Mangel an Gelde und Bedürfnissen, gänzliche Einschränkung, Schein der Mäßigung bey veränderten Aussichten, ihm ein Ziel setzten. Nach dem Tode Carls VI machte Friedrich II, der eben den preußischen Thron bestiegen hatte, Ansprüche auf das Herzogthum Schlesien. Sein Beispiel, seine schnellen Eroberungen, reizten die Churfürsten von Bayern und Sachsen, der Tochter des verstorbenen Kaisers die kaum angetretene väterliche Erbschaft streitig zu machen. Frankreich, Spanien, ein Theil der italienischen Fürsten, so wie das deutsche Reich, traten als ihre Bundesgenossen auf. Maria Theresia, durch England, Holland und Sardinien unterstützt, hielt zwar diesem großen Bündnisse mit Muth und Entschlossen-

heit die Wage; mußte aber am Ende den größten Theil von Schlesien nebst der Grafschaft Glaz dem Könige von Preußen überlassen, auch den Besitz der durch die französischen Waffen eroberten Niederlande, mit dem Verlust einiger Provinzen in Ober-Italien erkaufen. Dieser blutige Krieg, in welchem die Auftritte so sehr abwechselten, war gleichwohl keinem der dabei interessirten Mächte vortheilhafter gewesen, als den Königen von Preußen und von Sardinien, welchen es zum besondern Ruhme gereicht, ihre Siege, so wie ihre Eroberungen, blos ihrer eigenen Klugheit und Tapferkeit zu verdanken zu haben, statt die übrigen Theilnehmer ihre Schatzkammern immer leerer werden, und den besten Theil ihrer Heere aufreiben sahen.

Frankreich hatte nach dem Tode des Cardinals Fleury die Hauptfehler, welche die natürliche Unthätigkeit dieses Staatsministers seinen Hof begehen ließ, einigermaßen dadurch verbessert, daß sein aus Deutschland vertriebenes Heer, unter Anführung des Marschalls von Sachsen, eines natürlichen Sohnes des Königs von Polen, Augusts II, den Schauplatz des Krieges mit mehrerem Glücke nach Brabant versetzte. Durch Klugheit und Tapferkeit geleitet, hatte dieser berühmte deutsche Feldherr, dem es vorbehalten war, die Ehre der französischen Waffen zu retten, in dreien Feldzügen sich die Niederlande unterwürfig, und Holland zittern gemacht. So treu inzwischen das Kriegesglück Ludwig XV auf dem festen Lande war, desto ungünstiger war es ihm auf dem Meere. Das Uebergewicht, welches die vereinigten Seemächte über seine Geschwader errangen, war fühlbar; der Handel seiner Unterthanen stockte merklich, und bei dem immer drückender werdenden Geldmangel lief er Gefahr, noch mehrere Besitzungen in den bei-

den Indien zu verlieren. Ein Blick auf diese Lage überwog damals alle Möglichkeiten, noch mehrere Eroberungen in den Niederlanden zu machen; und da Ludwig einsah, daß er am Ende solche doch nicht würde behaupten können: so entschloß er sich zu einem Frieden, aus welchem er keine anderen Vortheile zog, als das Ansehen, wohl darein gewilligt, nicht aber ihn erfleht zu haben.

Spanien, Frankreichs treuester Bundesgenosse, hatte mit vieler Bereitwilligkeit ein ansehnliches Heer nach Italien ziehen lassen, um das Glück der Waffen mit den französischen und neapolitanischen Armeen gemeinschaftlich zu theilen. Es erhielt dagegen durch den Achener Frieden die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Maria Theresia ward gezwungen, diese Besitzungen zu Gunsten des Infanten Don Philipp abzutreten, der, als nunmehriger Herzog von Parma, einen ganz neuen Staat in Italien bildete.

England hatte viel Glück auf den Meeren gehabt, indem es den Franzosen verschiedene Besitzungen in den beiden Indien entriß. Zu gleicher Zeit hatte es alle Kräfte aufgeboten, die Gerechtsame des Hauses Oestreich in Deutschland und in Brabant zu unterstützen. Dergleichen Anstrengungen hatten aber bereits einen Kosten-Aufwand von 46,000,000 Pf. St. verursacht. Die Nation fing endlich an, ihre eigene Last zu fühlen, und obgleich ihr gegen Frankreich eingewurzelter Haß nicht erlosch, so schien sie doch einzusehen, wie gering der Vortheil des Seekrieges gegen die Kosten zu rechnen sey, die sie bloß zum Vortheil einer fremden Macht, und vielleicht zur Vergrößerung des Churhauses Hannover verschwendet hatte. Das Mißvergnügen der wider ihr wahres Interesse in Schulden gerathenen Engländer, und König Georgs II Besorgniß, von seinem Par-

liamente nicht mehr hinlängliche Subsidien zur Fortsetzung des Krieges auf dem festen Lande zu erhalten, hatten daher gleichviel Antheil an der Schließung des Friedens. Groß-Britannien gab alle gemachten Eroberungen zurück, und genoß keines andern Vortheils, als des Bewußtseyns, die französische Seemacht, und mit ihr den Handel dieser Nation größtentheils zerstört zu haben.

Die Republik der vereinigten Niederlande hatte nach einigen Bedenklichkeiten sich verpflichtet gehalten, die Verbindlichkeiten der von ihr, so wie von mehreren europäischen Mächten, auf Bitte Kaiser Carls VI unterzeichneten pragmatischen Sanction zu erfüllen; sie hatte sogar alle ihre Kräfte angestrengt, sobald Frankreich den Schauplatz des Krieges vom deutschen Boden nach Brabant versetzte. Die Unglücksfälle, welche seitdem ihre Bundesgenossen trafen, schreckten sie nicht ab; ja, als nach der Eroberung von Mastricht Holland in Gefahr stand, von den siegreichen französischen Heeren verschlungen zu werden: so eilte die Republik, eben das Mittel zu ergreifen, welches in einem ähnlichen Falle ihre Freiheit gründete. Sie stellte die aus Eigensinn abgeschaffte Statthalter-Würde wieder her, in Hoffnung, gleiche Vortheile aus dieser Veränderung zu ziehen; und als Frankreich in sie drang, die Parthei des Hauses Oestreich zu verlassen, um ihren eigenen Staat zu retten: so stand sie im Begriff, den Knoten des Bündnisses noch enger zu schürzen, als die kriegführenden Mächte, völlig erschöpft oder durch anderweitige Aussichten geleitet, einen allgemeinen Frieden schlossen. Die Holländer konnten sich keiner erhaltenen Vortheile rühmen; vielmehr schmerzte es sie, ihre Schätze verschwendet zu haben, um die Barriereplätze zu vertheidigen, die ihnen nicht gehörten. Für ein Volk, welches größtentheils

aus Kaufleuten besteht, war dieser Schmerz um so empfindlicher, da, außer der Aufopferung seines Vermögens, der Umtrieb der Handlung durch die veränderten Begebenheiten des unglücklichen Zwists besonders gehemmt worden war. Die Nation ließ sich dieses zur Warnung dienen. Sie hütete sich in der Folge, irgend einen Antheil an den Zänkereien von Europa zu nehmen, und bereicherte sich unterdessen auf Kosten derjenigen, die es sich aufrichtigst angelegen seyn ließen, einander den Dolch ins Herz zu stoßen.

Maria Theresia hatte die Last des verderblichen Krieges, den ihr die väterliche Erbschaft zuzog, acht Jahre hindurch getragen. Sie hatte solchen gegen eine Menge von Feinden mit Standhaftigkeit geführt, obgleich ihr Vater ihr dazu weder geübte Armeen, noch Schätze hinterließ. Von allen Seiten gedrängt, vermochte sie am wenigsten dem jungen preußischen Helden zu widerstehen; sie eilte daher, diesen furchtbaren Nachbar loszuwerden, indem sie zu Dresden einen besondern Frieden abschloß. Gleichwohl bot sie damals die Hand zur Versöhnung, um das Heer, welches sie ihm entgegen stellen mußte, theils nach Brabant zu senden, theils in Italien zu gebrauchen, um den Wankelmuth des Königs von Sardinien zu beruhigen. Dieser stand im Begriff, dem eingegangenen Bündnisse, dessen Last man ihm allein zu tragen überließ, zu entsagen; nur durch die ihm gesandte Unterstützung festgehalten, gelang es ihm, die bereits verlohrnen italienischen Besitzungen des Hauses Oestreich wieder zu erobern, und mit Beihülfe eines englischen Geschwaders Toulon zu bedrohen. Weniger glücklich waren dagegen die Feldzüge in den Niederlanden. Wie ein reißender Strom wälzten sich die Franzosen über die Bundesgenossen, eroberten alle feste Plätze, welche dieser

Provinz zur Schutzwehr dienten, entschieden deren Schicksal durch zwei Schlachten, und entrissen sogar den Holländern ihre Hauptfestungen Bergenopzoom und Mastricht. Zwar gab der Achener Friedensschluß Marien Theresien die verlornen Niederlande wieder; und obgleich sie solche nur durch die Cession einiger italienischen Herzogthümer erhielt: so war ihr dieser Verlust doch nicht so schmerzhaft, als daß sie, nothgedrungen, Schlesien und die Grafschaft Glaz dem Könige von Preußen hatte überlassen müssen. Den Verlust dieser schönen Provinzen vermochte die Kaiserkrone, die sie unter diesen Umständen ihrem Gemahle, dem Herzoge von Lothringen, zu verschaffen wußte, nur von Seiten der Ehre zu ersetzen, ihrem Herzen aber schlug er eine tiefe Wunde, als daß diese sobald hätte verharschen sollen.

Der preußische Staat war dagegen desto glücklicher. Die Thronbesteigung Friedrichs II war gleichsam die Morgenröthe der aufgehenden Sonne gewesen, die ihm hinfort scheinen sollte. Dieser Fürst, von dem man als Kronprinz nicht erwartete, was er in seiner königlichen Laufbahn ward, hatte nach Carls VI Tode zuerst die Waffen ergriffen, um seine Ansprüche auf einige Fürstenthümer von Schlesien geltend zu machen. Nach zwei glücklichen Feldzügen verschaffte ihm der Breslauer Friede (1742) den Besitz des größten Theils dieses Herzogthums. Jetzt verließ er seine Bundesgenossen, die Franzosen, weil er aus dem problematischen Benehmen ihrer Feldherren urtheilte, die Politik des Cardinals Fleury beabsichte, die Last des Krieges ihm allein aufzubürden; er auch — seinen Zweck erreicht hatte. Er ward aber von diesen wieder verlassen, als, durch das zu Frankfurt am Main (1744) erneuerte Bündniß aufgemuntert, er dem durch Oestreichs Macht ganz zu Grunde

gerichteten Kaiser Carl VII zu Hülfe eilte. Nunmehr mußte er es mit Maria Theresia und eben dem Könige von Polen aufnehmen, der kurz zuvor seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft dieser Prinzessinn verlangte. Ohne dem bedrängten Kaiser thätigen Beistand leisten zu können, mußte er das bereits in Besitz genommene Königreich Böhmen schleunig verlassen; und nur seine siegreichen Heere und seine besondere Geistesstärke gaben ihm Mittel an die Hand, den rechten Zeitpunkt zu nützen, um seine Eroberungen zu sichern. Es bewies daher eine große Staatsklugheit, da er das Uebergewicht, welches ihm die Schlacht bei Kesselsdorf gab, nützte, seine Feinde zwang, den Dresdener Frieden einzugehen, sich dadurch des Besitzes von Schlesien nebst der Grafschaft Glaz vergewisserte, und der Gefahr vorbeugte, gegen ein russisches Heer, welches die Kaiserinn Elisabeth zur Vertheidigung der sächsischen Lande abschicken wollte, zu einer Zeit zu streiten, da seine Kräfte zu schwinden anfingen, und der von seinem Vater Friedrich Wilhelm I ererbte Schatz fast gänzlich vergriffen war. Die Möglichkeit, den wahren Sinn des Breslauer Friedens-Traktats, in Absicht des Laufs der Oppava, als der zwischen dem preußischen und östreichischen Schlesien bestimmten Gränze, durch mehr Beharrlichkeit zu erzwingen, kam hierbei weniger in Betrachtung, da der Hauptzweck glücklich erreicht war.

Das deutsche Reich, dieser gliederreiche Körper ohne eigentliche Seele, fast jederzeit ein Spiel fremder Impulsionen, hatte, durch Frankreichs Unterstützung aufgemuntert, den Churfürsten von Bayern zum römischen Kaiser erhoben, und so lange Beistand geleistet, als ihm das Glück günstig war. Es verließ ihn aber mit gleichem Leicht-

sinn, sobald das Maß seines Unglücks ihn in die traurigste Lage versetzte, worin ein regierender Herr kommen kann. Von seinen Bundesgenossen verlassen, vom Schrecken des Krieges verfolgt, mußte Carl VII seine Staaten mit dem Rücken ansehen, ins Innere von Deutschland flüchten, und kaum gewährte der Einfall, den Friedrich II zu seinen Gunsten in Böhmen that, ihm den Trost, auf seinem Schlosse zu München zu sterben. Wollte sein Sohn das väterliche Erbe wieder erlangen: so mußte er den Frieden erbetteln, und allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande feierlichst entsagen. Alle diese Widerwärtigkeiten machten die Reichsfürsten wankelmüthig. Statt ihren Kaiser zu unterstützen, begnügten sie sich, die Zeit mit unnützen Berathschlagungen zu verschwenden, bis bald leere Versprechungen des Wiener Hofes, bald die Furcht vor der östreichischen Macht sie nach und nach wieder unter den Gehorsam des neuen Kaisers Franz I zurückbrachten.

Außer dem Pabst und Venedig hatten fast alle italienische Fürsten Antheil an dem Erbfolgskriege genommen, und die Lombardei war selbst der Schauplatz desselben geworden. Der König von Neapel, der Herzog von Modena, die Republik Genua, hatten sich für die französisch-spanische Parthei erklärt. Das Haus Oestreich hatte dagegen nur einen Bundesgenossen an dem Könige von Sardinien. Dieser, den man, nach der Politik des Wiener Hofes, die Bürde des Krieges fast allein tragen ließ, war zu schwach, den Armeen der verbündeten Mächte die Spitze zu bieten; und die Thätigkeit dieses tapfern Fürsten würde daher auch gänzlich erkaltet seyn, hätte, nach dem Dresdener Frieden, Maria Theresia nicht seinem Eifer eine neue Spannkraft zu geben sich angelegen seyn lassen. Nunmehr

senkte sich das Uebergewicht auf östreichische Seite. Der Herzog von Modena ward aus seinen Staaten verjagt, Genua erobert, ein Einfall in die Provence unternommen, und selbst Toulon belagert, als der allgemeine Friede dem Blutvergiessen ein Ende machte. Durch diesen Frieden erhielt der König von Sardinien Vigevanasko, den größten Theil von Anghiera und den Anspruch auf Finale, welches letztere Kaiser Carl VI ehedem an Genua verkauft hatte.

Der nördliche Theil von Europa hatte nicht so großen Antheil an dem Kriege genommen, als der südliche. Dännemark gab, wie bei allen großen Ereignissen, einen bloßen Zuschauer ab. Die zwischen Schweden und Rußland entstandenen Streitigkeiten wurden bald beigelegt. Frankreich hatte Ersteres gegen Letzteres aufgehetzt, um dieses abzuhalten, sich in die Angelegenheiten der östreichischen Erbfolge zu mischen; unterstützte es aber eben so wenig mit Gelde, als die schwedischen Feldherren den Krieg unzweckmäßig führten. Um seinem Untergange vorzubeugen, mußte Schweden zu Åbo (1743) einen schimpflichen Frieden eingehen. Es ward nicht allein gezwungen, einen Theil von Finnland dem Sieger abzutreten, sondern den Einfluß, den in der Folge der Hof zu Petersburg sich auf seine eigenen Angelegenheiten erlaubte, ward ihm nur zu fühlbar. So tief aber auch seit Carls XII Tode die innere Verfassung des Königreichs Schweden gesunken und fehlerhaft geworden war, eben so hoch hatte sich solche in Rußland emporgehoben, seitdem Peter der Große ihr eine bessere Richtung gegeben hatte. Jetzt war dieser Staat, den man im Anfange des Jahrhunderts noch keines Bündnisses werth achtete, schon so bedeutend, daß er sich das Ansehen geben konnte, das Gleichgewicht von Europa zu lenken und zu

erhalten. Die Kaiserinn Elisabeth, deren Vorfahren funfzig Jahre früher sich kaum gegen ihre Bojaren zu schützen vermochten, trug jetzt nicht wenig zum allgemeinen Frieden bei, indem sie ihrem Machtspruche durch eine Armee von 30,000 Mann das gehörige Gewicht gab.

Die ottomannnische Pforte mischte sich ganz und gar nicht in die Zänkereien von Europa. Zufrieden, die Eroberungen ruhig zu besitzen, die der Belgrader Friede (1739) ihr zugesichert hatte, sah sie gelassen zu, wie die Christen sich einander aufrieben. Zu einer Zeit, wo es ihr ein Leichtes gewesen wäre, sich ganz Ungarn unterwürfig zu machen, hielt sie es schon für ein Glück, vom Hause Oestreich nichts zu befürchten zu haben. Diese Gleichgültigkeit und Sicherheit verwebte aber in den Charakter einer sonst kriegerischen Nation eine Weichlichkeit, die ihr nicht wenig nachtheilig ward, als das Staats-Interesse die Höfe von Petersburg und Wien näher verband, und diese sich mächtig genug fühlten, den Nachkommen eines Mahomeds, der Wien zitternd machte, Troß zu bieten.

So war der Zustand von Europa im Jahre 1748, und so hat von je her das Schicksal aller Reiche der Welt Perioden von Größe und Geringfügigkeiten gehabt. Sie sind Cometen gleich, die, wenn sie ihre vorgeschriebene Laufbahn vollführet haben, wieder rückgängig zu werden anfangen, bis sie sich endlich unserm Auge gänzlich entziehen, um vielleicht nach Jahrhunderten in einem neuen Glanze zu erscheinen. Wenn ich es mir also angelegen seyn ließ, eine gedrängte Schilderung dieses Zustandes zu entwerfen: so hielt ich diese Vorsicht für nöthig, theils um den Leser auf die großen Ereignisse vorzubereiten, welche eine Folge der damals vorgefallenen Staatsumwälzungen seyn mußten,

theils um ihnen einen sichern Standpunkt zu verschaffen, aus welchem er die heimlichen Ränke übersehen könne, welche die Cabinette der europäischen Höfe jezt allmählig zu schmieden bemüht waren, und die einen Krieg vorbereiteten, der die halbe Welt erschütterte.

Ein Zusammenfluß von besondern Umständen, noch mehr aber das Unvermögen, den Krieg länger fortzusetzen, hatten den Frieden hergestellt. War inzwischen dadurch eine erquickende Ruhe in die durch den Krieg verwüstete Staaten zurückgekehrt, und konnten ganze Nationen von den erlittenen Drangsalen sich wieder erholen; so waren doch ihre Beherrscher nichts weniger als ausgesöhnt. Der Friede war folglich nur als ein Palliativmittel zu betrachten, welches zwar eine scheinbare Genesung bewirkt, nicht aber das Uebel aus dem Grunde zu heben vermag. Die europäischen Mächte bedurften nur der erforderlichen Zeit, um ihre Wunden zu heilen, und einer günstigen Gelegenheit, um die zu ihrer Vergrößerung oder Rache entworfenen Plane auszuführen.

Diese neue Revolution kündigte sich schon im Jahre 1750 an. Seit dieser Zeit herrschte unter den vornehmsten Mächten von Europa ein immerwährendes Mißtrauen. Sie schlossen besondre Bündnisse, vermehrten ihre Land- und Seemacht, und trafen unter der Hand Vorkehrungen zu einem der blutigsten Kriege. Damals waren sie in zwei verschiedene Partheien getheilt, die einander die Wage zu halten, oder sich gelegentlich zu unterdrücken bemüht waren. Rom und Carthago stritten nicht so anhaltend um den Besitz der bekannten Welt, als diese Partheien bald um ein wirkliches oder eingebildetes Interesse, bald um ein dictatorisches Uebergewicht eiferten. Frankreich, Preußen und

Schweden bildeten die eine, Oestreich, England und Sachsen die andere Faction. Der vorige Krieg hatte das Interesse dieser Mächte dergestalt verwebt, daß man es zur Erhaltung des sogenannten Gleichgewichts von Europa für unauflöslich hielt; obgleich dies Hirngespinst wohl nur zum Spielwerk dient, seitdem Eroberungssucht das Lieblingssystem der regierenden Fürsten geworden ist. Rußland, Dänemark, Spanien, Holland, die deutschen und italienischen Fürsten, hatten sich noch für niemand erklärt; gleichwohl bewarb man sich mehr oder weniger um ihren Beistand, je verwickelter die Angelegenheiten einer jeden Parthei wurden, oder ihre Absichten einen größeren Grad der Wahrscheinlichkeit erhielten.

Die Kaiserinn-Königinn hatte bemerkt, wie viel der Einfluß des Petersburger Hofes zur Schließung des Dresdener Friedens beigetragen hatte; sie sah ein, daß sie sich mit dieser Macht genauer verbinden müsse, wenn sie ihren unruhigen Nachbar, den König von Preußen, in den Schranken der Mäßigung halten, oder wegen des erlittenen Verlustes sich an ihm rächen wollte; sie nutzte daher das gute Vernehmen, in welchem sie mit der Kaiserinn Elisabeth stand, um das durch Hülfe eines stolzen Günstlings erweckte Einverständniß in ein förmliches Bündniß zu verwandeln, und dadurch den Grund zu der großen Revolution zu legen, die bald darauf Deutschland traf, und die Welt in Erstaunen setzte. Die Macht, zu welcher das Haus Brandenburg gestiegen war, seitdem Friedrich II Schlesien eroberte, schien ihr ein zu wichtiger Gegenstand, als daß sie nicht alle Kräfte hätte anstrengen sollen, einem so gefährlichen und furchtbaren Nachbar seine gemachten Eroberungen wieder zu entreissen. Sie konnte es nicht ver-

schmerzen, daß sie ihm die schönste Provinz aus der väter- lichen Verlassenschaft hatte abtreten müssen; ja, dieser Schmerz ward noch empfindlicher, als sie in Erfahrung brachte, wie der König von Preußen, durch eine zweck- mäßigere Behandlung, die Einkünfte dieses fruchtbaren Lan- des so ansehnlich zu vermehren gewußt hatte. Jetzt sah sie ein, wie viel von dem Erbtheil ihres Vaters ihr wirklich war entrissen worden, und wie wichtig der Besitz von Schle- sien bei einer schicklichen Verwaltung der Finanzen hätte werden können. Nothwendig mußten dergleichen Betrach- tungen eine aufgeklärte, zugleich aber auf den drückenden Einfluß, den ihre Vorfahren auf die deutschen Fürsten aus- geübt hatten, stolze Fürstinn aufbringen. Die Tochter Carls VI schwor daher Friedrich II einen unversöhn- lichen Haß. Seitdem blökte der Neid die Zähne gegen den Eroberer,, und die Rache wetzte heimlich den Dolch, um ihm solchen mit sicherer Hand ins Herz zu stoßen. Auf der andern Seite war England unzufrieden, durch den Achener Frieden nicht wichtigere Vortheile erhalten zu haben; es sann daher auf ernstlichere Mittel, die schon geschwächte Seemacht Frankreichs, und mit derselben seinen in Stocken gerathenen Handel mit mehrerem Erfolge zu Grunde zu richten, auch die Oberherrschaft auf den Meeren, wornach es von je her strebte, sich endlich allein zu verschaffen. Dies waren die Triebfedern, welche die Politik der Höfe zu Wien und London beseelten, der Maschine, die sich in Ar- beit zu setzen gedachten, die erste Schwungkraft gaben, und gewissermaßen der Keim der nachfolgenden Revolutio- nen wurden.

So angelegen indessen Groß-Britannien und Oest- reich es sich seyn ließen, ihr Vorhaben bald auszuführen,

so wenig waren sie dazu vorbereitet. Die Nationalschuld, welche England zur Bestreitung des Krieges bis 1748 hatte contrahiren müssen, belief sich an die hundert Millionen Pfund Sterling, und Maria Theresia getrauete sich nicht ohne Rußlands Beistand und Englands Subsidien es mit dem Könige von Preußen aufzunehmen. Die ersten Jahre nach dem Achener Frieden wurden daher mit Speculationen, Unterhandlungen und Intriguen zugebracht, welche hauptsächlich dahin abzielten, in dem nördlichen Theile von Europo einen Krieg zu entzünden, der dem, wiewohl nur mittelbar darin sich verwikkelnden südlichen Theile eben so viele Vortheile verschaffen sollte, als wenn der allgemeine Krieg zwei Jahre früher zum Schaden des Gegentheils unternommen worden wäre. Diesem angenommenen Systeme bemühte sich das Haus Oestreich Schritt vor Schritt zu folgen. Bereits im Jahre 1746 hatte es mit dem Hofe zu Petersburg ein Bündniß geschlossen, das obgleich es nur den Titel eines Verteidigungs-Tractacts führte, dennoch einige geheime Artikel enthielt, die die Veranlassung geben sollten, dem Könige von Preußen Schlesien wieder zu entreißen. Zu Schließung dieses Bündnisses trug damals der Groskanzler Graf Bestuchef, der als Staatsminister Rußland regierte, das meiste bei. In jenem ungeheuern Reiche, welches den achten Theil der bewohnten Erde ausmacht, war dieser außerordentliche Mann gewissermaßen allgewaltig. Stolz war sein Charakter, Geld und Ehrgeiz waren seine vorzüglichsten Leidenschaften. Einmal hatte er sich bei der Kaiserin Elisabeth unentbehrlich gemacht, und in diesem sonst so stürmischen Staate wagte es niemand, einen aufgeblasenen Minister zu stürzen, dessen Ansehn und Einfluß so außerordentlich befestigt waren. Zur Schließung des Dresdener

Friedens hatte er mitgewirkt, um das Haus Oestreich von der Last eines drückenden Krieges zu befreien, und Rußlands Garantie von Schlesien hatte er darin versprochen, in Hoffnung, von dem Könige von Preußen ein ansehnliches Geschenk zu erhalten. Friedrich II hielt es aber damals für überflüssig, den Sinn eines bereits abgeschlossenen Traktats noch mit barem Gelde aufzuwiegen, und ließ es daher bei bloßen Höflichkeitsbezeigungen bewenden. Bestuschef, der zu seinem Aufwande nie Geld genug aufbringen konnte, und für seine dem Könige geleisteten wesentlichen Dienste auf eine thätige Erkenntlichkeit gewiß rechnen zu können glaubte, schmerzte es empfindlich, sich in seiner Erwartung getäuscht zu sehen. Von dieser Zeit an benutzte er jede Gelegenheit, dem Könige den bittersten Haß zu zeigen, und Maria Theresia verabsäumte dagegen nicht, die Stimmung des Großkanzlers zu ihrem Vortheil anzuwenden, indem sie seiner Lieblingsneigung, durch Verschwendung ansehnlicher Summen Geldes, schmeichelte.

Der Hof zu Dresden, gegen Preußens steigende Macht nicht weniger empfindlich, und der Vorfälle von 1742 noch eingedenk, erhielt das noch unter der Asche glimmende Feuer durch allerlei Cabalen, ohne seinerseits sich zu etwas Bestimmten zu erklären. Maria Theresia drang daher in den König von Polen, August III, mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen; allein die schüchterne Unbestimmtheit seines Staatsministers, des Grafen Brühl, wollte die Schließung einer Offensiv-Allianz nicht zulassen. Die Furcht, Sachsen der Rache des Königs von Preußen auszusetzen, rieth ihm, bloß das Feuer anzufachen, und sich in der Ferne daran zu wärmen; er trug also darauf an, zuvor wegen Sicherheit der sächsischen Lande und der Entschädigung

schädigung des Königs von Polen gemessenere Maßregeln zu ergreifen, als im Jahre 1744, und besonders bemüht zu seyn, das Bündniß durch Groß-Britaniens thätigen Beistand zu befestigen.

Dem Wiener Hofe war dieser Plan sehr willkommen; da er aber befürchtete, das englische Parliament durch die geheimen Artikel des Petersburger Bündnisses zu aufmerksam zu machen, so begnügte er sich für jetzt damit, allerlei Maschinen in Bewegung zu setzen, um entweder Preußen oder Schweden mit Rußland zu entzweien, und alsdann einen scheinbaren Vorwand zur Wiedereroberung seiner verlornen Provinzen zu gewinnen. Nach diesen angenommenen Grundsätzen weigerte sich die Kaiserinn Elisabeth, die versprochene Garantie des Dresdener Friedenstraktats zu übernehmen. Durch den Nystäter Frieden hielt sie sich für berechtiget, sich in die Familien-Angelegenheiten der Krone Schweden zu mischen, suchte diese Anmaßung durch Drohungen zu unterstützen, und fing an, in Finnland, Liefland und Kurland mehr Truppen zusammen zu ziehen, als sie zu Friedenszeiten dort zu unterhalten pflegte. Nach eben diesen Grundsätzen wußte Maria Theresia die bey dem deutschen Reiche gleichfalls nachgesuchte Garantie von Schlesien zu hintertreiben, den König von England dahin zu vermögen, deutsche Kriegsvölker in Sold zu nehmen, und endlich Sachsen zu überreden, sich genauer mit ihr zu verbinden. Wahrscheinlich würde auch, in Rücksicht auf die Standhaftigkeit, mit welcher Schweden sich den Anforderungen des Petersburger Hofes widersetzte, schon im Jahre 1752 ein Krieg in Finnland sich angesponnen haben, wenn Rußland ganz dazu vorbereitet, und England gesonnen gewesen wäre, die nöthigen Subsidien zu bezahleu.

Unterdessen wandte die dem Hause Oestreich entgegenstehende Parthei alle Aufmerksamkeit an, die Gefahr, die dem Norden von Europa zu drohen schien, so viel als möglich abzuwenden. Frankreich, Schweden, Dänemark und Preußen, gingen ein genaueres Bündniß ein, worin sie sich einander ihre Besitzungen garantirten. Friedrich II, den das nahe Gewitter zuerst treffen konnte, war darauf bedacht, sein Königreich Preußen und seine pommerschen Küsten zu sichern. Ludwig XV wandte so viel Geld, als seine zerrütteten Finanzen nur immer erlaubten, zu Wiederherstellung seiner Seemacht an. Mißtrauisch gegen die Zurüstungen der Engländer, suchte er seine Colonien in bessern Vertheidigungsstand zu setzen, und versprach Schweden und Dänemark Subsidien, weil ohne dergleichen Unterstützung diese Mächte nicht füglich im Stande sind, ihren Bundesgenossen sich thätig zu beweisen. Inzwischen nahmen die Revolutionen, die in der Folge Europa und besonders Deutschland trafen, doch erst im Jahre 1755 ihren Anfang; wiewohl der Wankelmuth des Schicksals es dahin lenkte, daß statt, nach dem Wunsche des Wiener Hofes, der Krieg im Norden beginnen sollte, er vielmehr auf der zweiten Halbkugel unsers Planeten ausbrach, auch die bisher geschlossenen Bündnisse zum Theil zerrissen und anderweitig geknüpft wurden.

England fühlte sich endlich mächtig genug, Frankreich mit glücklichem Erfolg anzugreifen, und dessen kaum wieder auflebende Seemacht völlig zu Grunde zu richten. Die Handlung, die, seitdem die Portugiesen es zuerst wagten, das Vorgebirge der guten Hoffnung zu umsegeln, und es den Spaniern gelang, die neue Welt zu entdecken, so viele Revolutionen bewirkte, und den Europäern so oft die Waffen in

die Hand gab, war auch hier die Triebfeder, welche alles in Bewegung setzte. Die Thätigkeit der englisch-ostindischen Compagnie hatte in jenem Welttheile außerordentliche Fortschritte gemacht. England, durch den asiatischen Handel bereichert, glaubte nunmehr, sich noch einen andern Zweig desselben in Westindien verschaffen zu müssen, um auch dort den Meister zu spielen. Die Habsucht der Kaufmannschaft wuchs mit jedem aus Ostindien ankommenden Schiffe. Ihre Ungenügsamkeit hörte nicht auf, der Nation zuzurufen: „Seht! wie in so kurzer Zeit unser Handel sich in Asien aus„gebreitet hat. Betrachtet die Menge von Produkten, die „wir von dorther erhalten, und durch deren fast alleinigen „Umtrieb wir unermeßliche Schätze aufhäufen! Ihr habt „durch den letzten Krieg den Handel Frankreichs untergraben, „und seine Geschwader zernichtet. Seitdem haben eure Ma„nufaktur-Waaren einen Absatz, den ihr ehedem mit den „französischen Fabriken theilen mußtet. Euch jetzt zu wider„stehn, ist Frankreich zu ohnmächtig. Kaum lassen seine „Finanzen die Ausrüstung einiger Kriegsschiffe zu, und seine „Colonien in Amerika sind in dem schlechtesten Vertheidi„gungsstande. Was hindert uns also, auch in diesem Welt„theile unsern Handel weiter auszudehnen, und auf diese „Weise die Schätze beider Indien für uns allein zu sammlen? „Jetzt, Engländer! ist der Zeitpunkt gekommen, wo ihr auch „dort Eroberungen zu machen, und den französischen Handel „zu Grunde zu richten im Stande seyd. Ihr habt Schiffe, „es fehlt euch nicht an Gelde; was zaudert ihr also? Wir „rathen euch, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, wenn „ihr die Oberherrschaft auf allen Meeren der Welt zu be„haupten noch gesonnen seyd!"

Mehr bedurfte es nicht, um den Stolz der Engländer zu

kitzeln, und den eingewurzelten Haß gegen die Franzosen neu zu beleben. Der Krieg ward beschlossen, und die freie Schifffahrt auf dem Ohio, so wie die Gränzberichtigung von Akadien, mußten ihm zum Vorwande dienen. Durch den Utrechter Frieden hatte Frankreich diese Provinz in ihrem ehemaligen Umfange an England abgetreten; man hatte aber damals verabsäumt, ihre Gränzen zu bestimmen, und die Commissarien, die man jetzt von beiden Seiten dazu ernannte, diesen Streit zu schlichten, waren noch weniger im Stande, solche richtig anzugeben, da sie ihnen in einer so wilden Gegend selbst unbekannt waren. Die Unterhandlung zog sich daher in die Länge, bis die aufs Höchste gespannte Ungeduld der Engländer sie antrieb, Feindseligkeiten gegen die auf der Gränze von Canada belegenen festen Plätze auszuüben, und ohne vorhergegangene Kriegserklärung 300 Kauffartheischiffe wegzunehmen, die unter Bedeckung zweier Kriegsschiffe nach Amerika segelten.

Dies kühne Unternehmen mußte Frankreich nothwendig mit bewaffneter Hand zu rächen suchen. Es sandte daher seinen Colonien ansehnliche Verstärkungen, und trieb die Engländer von den Gränzen von Canada zurück; allein da es noch nicht gerüstet genug war, um es mit Groß-Britanniens Seemacht aufzunehmen: so hielt es für rathsamer, den Schauplatz des Krieges zugleich auf dem festen Lande zu eröffnen, in die deutsche Staaten des Königs von England zu dringen, und dadurch die Eroberung des nördlichen Amerika's zu hintertreiben. Auch diesmal war dieser Entschluß das Resultat der Staatsklugheit, welcher Frankreich von jeher treu geblieben ist, wenn es nicht vermögend war, seiner Seemacht die erforderliche Stärke zu geben, um es mit seinem Erbfeinde aufzunehmen. So viele Beispiele auch die Geschichte von

der siegreichen Tapferkeit der Landmacht Frankreichs und ihrer vortrefflichen Feldherren aufgezeichnet hat, so wenig hat sie dergleichen Vorzüge von seinen Geschwadern aufzuweisen. Der Eroberungsgeist Ludwigs XIV sowohl, als die Zerstreuungen, die er sich erlaubte, hatten die Finanzen zu sehr erschöpft, als daß man die ungeheure Kosten zur Ausrüstung einer ansehnlichen Seemacht hätte aufbringen können. Ludwig XV, eben so galant, aber weniger zu Eroberungen geneigt, und nicht mit so geschickten Staatsbedienten versehen, wie sein Urgroßvater, zeigte keinen sonderlichen Hang, durch Einschränkung seines Luxus, seine Herrschaft auf dem Meere auszubreiten. Und so war es kein Wunder, daß Frankreichs Geschwader den großbritannischen eben so wenig gewachsen seyn konnten, als eine zahlreiche Landmacht der kleinen Armee überlegen seyn mußte, die Georg II zur Deckung seiner deutschen Staaten aufzubringen im Stande war.

Der französische Operationsplan machte England stutzen. Eines Theils war es der Wunsch der Nation nicht, einen Krieg auf dem festen Lande zu führen, da solcher zur Erweiterung ihres Handels nichts beitragen konnte; andern Theils war der König für sein Churfürstenthum Hannover äußerst besorgt. Damals hatte das Bündniß zwischen den Höfen von Versailles und Berlin noch seine volle Kraft. Das französische Ministerium gab sich alle Mühe, Friedrich II zur Theilnahme aufzumuntern; und geschahe dieses, so war die Gefahr für die hannöverischen Lande desto größer. In dieser bedrängten Lage wandte sich Georg II an seine alte Alliirte, die Kaiserinn-Königinn, und bat um ihren Beistand. Diese schlug ihm solchen aber unter dem Vorwande ab, daß sie ihre Truppen zur Deckung ihrer eigenen Staaten bedürfe. So auffallend auch dieser Vorwand zu einer

Zeit schien, da das Haus Oestreich von preußischer Seite nichts zu befürchten hatte; so wenig auch der König von England, seiner im vorigen Kriege geleisteten wesentlichen Dienste sich bewußt, eine Weigerung dieser Art erwarten konnte, so nöthigten ihn doch die Umstände, sich nach einem andern Bundesgenossen umzusehen. Er wandte sich an Rußland. Hier war er glücklicher; denn dem Großkanzler Bestuschef waren die engländischen Guineen eben so willkommen, als die Gelegenheit, sich an der Sparsamkeit des Königs von Preußen zu rächen. Auf seinen Antrieb machte sich die Kaiserinn Elisabeth anheischig, gegen Erlegung von 150,000 Pf. Sterl. Subsidien, 55,000 Mann gegen die Gränzen des Königreichs Preußen anrücken zu lassen, um Friedrich II zu beschäftigen, und abzuhalten, etwas gegen Hannover zu unternehmen.

Mit der lebhaftesten Freude empfing Maria Theresia diese Nachricht. Schon glaubte sie die russischen Fahnen auf preußischen Boden gepflanzt, und England unvermerkt in ihr Bündniß verflochten zu sehen; schon schöpfte sie die gegründetste Hoffnung und Ausführung ihres großen Entwurfs: als plötzlich eine unerwartete Dazwischenkunft alle ihre frohen Aussichten auf einmal vereitelte, und zugleich den Grund zu dem veränderten politischen Systeme von Europa legte.

Die Zurüstungen, welche man in Rußland machte, konnten dem Könige von Preußen eben so wenig verborgen bleiben, als das Mißtrauen gegen die Absichten des Hauses Oestreich bei dieser Gelegenheit rege werden mußte. Zufälligerweise war er schon früher den Triebfedern, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen sollten, auf die Spur gekommen. General Winterfeldt, sein Liebling und einziger Vertrauter, ein Mann, dessen ehrgeizigen Charakter die po-

litischen Vorfälle in Europa in steter Bewegung erhielten, ließ keine Gelegenheit vorbei, dem Könige, seinem Herrn, zu dienen, dabei aber auch seinen Privatabsichten zu fröhnen. Sowohl in Wien als in Dresden unterhielt er Kundschafter, die, theils durch Freigebigkeit, theils durch andere Aussichten angelockt, ihn nach Möglichkeit von Allem unterrichteten, was sie zu erfahren im Stande gewesen waren. So geschahe es, daß einer, Namens Reidnitz, von Dresden nach Potsdam kam, und ihm zuerst entdeckte, wie er von seinem Busenfreunde, einem expedirenden Sekretär des Geheimenraths S. erfahren, daß die zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden gewechselten Staatsschriften im dortigen Archive aufbewahrt lägen. Diesem Manne, obgleich von geringer Abkunft, begegnete man mit ausgezeichneter Höflichkeit; er erhielt eine Bedienung, ließ seine Familie nachkommen, und da seine Frau bald darauf zu Potsdam entbunden ward, mußte sogar der königliche geheime Cabinetsrath Eichel das Kind über die Taufe halten. Winterfeldt bediente sich dieses Mannes zu weitern Nachforschungen, wozu er die Vorschläge that. Zugleich zog Friedrich II seinen Gesandten am sächsischen Hofe, den Grafen Maltzahn, mit in das Geheimniß, um welches auch, bis zum Ausbruche des Krieges, bloß diese drei handelnden Personen wußten. Diesem Manne, von schöner Bildung und lebhaftem Geiste, wurde aufgetragen, eine Lieblingsintrigue mit einer am Hofe viel geltenden Dame anzuspinnen, und Geld zu verschwenden, um durch diese beiden, für gewisse Frauenzimmer so gefährliche Mittel, genauere Entdeckungen zu machen.

In dieser Lage befand sich der König von Preußen, als der zwischen England und Rußland abgeschlossene Subsidien-Traktat anfing ruchtbar zu werden. Er sah die Gefahr

voraus, der sein Königreich ausgesetzt seyn würde, wenn jene nordischen, von einem Schwarme Barbaren begleiteten Völker dasselbe angreifen sollten. Ihnen allein zu widerstehen, schien ihm zwar keine herkulische Arbeit, weil er von ihrer Kriegskunst keine vortheilhaften Begriffe hatte; allein, nach der Entdeckung, die er bereits gemacht hatte, hielt er sich schon im voraus überzeugt, daß das Haus Oestreich jede Gelegenheit benutzen würde, ihn auch in Schlesien anzugreifen, und in diesem Falle mußte er seine Macht theilen. Seine Staaten waren, zu Folge ihrer Lage, allen Anfällen, sowohl der Oestreicher und ihrer Bundesgenossen, als auch der mit engländischem Gelde erkauften deutschen Kriegsvölker, ausgesetzt. Frankreichs Beistand schien ihm, theils wegen der Entfernung, theils wegen der Beschwerlichkeit, eine Armee auf deutschen Boden zu führen und da zu unterhalten, zu unwirksam; vielleicht trauete er auch diesen im Jahre 1744 sich so treulos bewiesenen Alliirten jezt nur einen abgenöthigten guten Willen zu. Alle diese Gegenstände übersah er mit scharfsichtigem Blick. Als ein erfahrner Politiker wog er alle Möglichkeiten und alle daraus herzuleitenden Verbindungen und Folgen genau ab, und obgleich Winterfeldt schon damals in ihn drang, „den Krieg sogleich anzufangen, und „durch Muth und Standhaftigkeit den ganzen Plan in seiner Geburt zu ersticken:" so verwarf er doch diesen kühnen Vorschlag, in Hoffnung, das aufziehende Gewitter auf irgend eine Weise vielleicht noch zerstreuen zu können.

Frankreich schien ihm nunmehr ein eben so kalter Freund als wenig gefährlicher Feind zu seyn; und da es zuvörderst darauf ankam, der dringendsten Gefahr vorzubeugen: so fiel das Resultat seiner angestellten Betrachtungen dahin aus, Rußlands Unternehmungen rückgängig zu machen. Dies

konnte am füglichsten bewirkt werden, wenn er die Quelle zu verstopfen suchte, aus der Elisabeth schöpfen mußte, um ihre Zurüstungen zu realisiren. In dieser Absicht bewarb er sich unter der Hand um die Freundschaft jener Insulaner, die, um ihres Beherrschers deutsche Staaten zu sichern, erst kürzlich ein russisches Heer zu seinem Verderben gedungen hatten. Bei dieser Negotiation unterstützte ihn das Glück eben so stark, als der Schwindel einer Nation, die durch eine so plötzliche Veränderung des politischen Systems von Europa in Staunen gesetzt, zur Annahme des angebotenen so vortheilhaften Bündnisses sich hingerissen fand. Damals legte eine wichtige Kabale im Parliamente der Ratification des mit der Kaiserinn von Rußland verabredeten Subsidien-Traktats noch Hindernisse in den Weg. Hierzu kam, daß die außerordentliche Sorgfalt, womit Frankreich die, durch das unbedachtsame Betragen seines ehemaligen Gesandten, des Marquis de la Chetardie, verscherzte russische Freundschaft wieder herzustellen sich bemühte, zu London kein Geheimniß blieb; daß der Krieg auf dem festen Lande nicht nach dem Geschmacke der Engländer war, und daß der König von Preußen sich erbot, die Ruhe in Deutschland zu erhalten. Mehr bedurfte es nicht, um einige Glieder des Parliaments zu bewegen, ihre Beredsamkeit zu Umstimmung der Nation anzuwenden. Jetzt wurden die einander so oft entgegen arbeitende Partheien bald einig, da jede ihre besonderen Vortheile dabei fand. Die Königliche sah das Churfürstenthum Hannover gedeckt, und die Opposition konnte auf einmal das lästige Joch, Subsidien zum Landkriege aufzubringen, abschütteln. Mit beiden Händen nahm man Friedrichs Anerbieten an, und nie ist in England ein Bündniß mit mehr Enthusiasmus aufgenommen worden, als dieses; dagegen machte derselbe aber auch über

keine abzuschließende Bedingungen viel Weitläuftigkeiten, obgleich er vielleicht schon damals einen ungleich ausgedehntern Plan, als zu einem bloß auf die Ruhe von Deutschland abzielenden Bündnisse erforderlich war, entworfen haben mochte. Am 16ten Januar 1756 ward hierauf zu Westmünster ein förmlicher Defensiv-Traktat abgeschlossen; nun ward das Petersburger Bündniß nicht mehr ratificirt; die gelobten Subsidien wurden nicht gezahlt; die Kaiserinn Elisabeth mußte ihre angefangenen Rüstungen einstellen; dem Hause Oestreich blieb nur der bittere Schmerz übrig, die Ausführung seines Plans noch weiter hinaus verschoben zu sehn, und es ist möglich, daß in der Folge die Höfe zu Petersburg und Berlin nie Feinde geworden wären, wenn das Schicksal der Staaten nicht von zufälligen Begebenheiten abhinge, wozu die Leidenschaften der Menschen fast jederzeit den Stoff geben. —

Wir halten uns für berechtiget, hier dem zu widersprechen, was einige Zeitschriften über die Entstehung des Bündnisses mit England geäußert haben, indem sie behaupten, dasselbe sey hierbei dem Könige von Preußen zuvorgekommen. Aller angeführten Umstände ungeachtet würde es dennoch unerklärbar seyn, wie Georg II das Bündniß mit Preußen zu einer Zeit hätte suchen können, in der er Rußland gegen diesen Staat schon gedungen hatte. Dergleichen Aeußerungen, womit man wahrscheinlich Friedrich II hat schmeicheln wollen, gehören nicht in eine Geschichte, der jederzeit der Stempel der Wahrheit aufgedrückt seyn muß. Wenn hingegen der König von Preußen es damals seiner Lage angemessener fand, lieber mit Groß-Britannien als mit Frankreich ein Bündniß einzugehn; wenn er zu der Zeit — Winterfeldts kriegerischen Eingebungen kein Gehör gab; so lag in diesen Schritten eine viel

tiefere Politik, als die bloße Besorgniß um sein Königreich Preußen von ihm heischen konnte. Maria Theresia's weit aussehende Absichten, wovon er täglich mehr überzeugt wurde, konnten nicht glücklicher vereitelt werden, als wenn man diese Fürstinn ihrer Alliirten zu berauben suchte. Schon war England gewonnen, und nun hoffte Friedrich II, die zwischen Groß-Britannien und Rußland noch fortdauernden Verbindungen würden Elisabeth von der östreichischen Parthei abziehen. Erfolgte dies, so waren die ehrsüchtigen Absichten der Kaiserinn-Königinn nicht mehr gefährlich, — vielleicht unausführbar. Freilich entsprach seine Staatsklugheit dem Entzwecke nicht; indessen muß man ihm doch nachrühmen, daß er damals alles anwendete, um einem verderblichen Kriege vorzubeugen*).

Das zwischen England und Preußen geschlossene Bündniß setzte ganz Europa in Erstaunen. Von der ersten Nachricht noch betäubt, suchten die forschenden Blicke der Cabinette die Quelle dieser in ihrer Art neuen Begebenheit zu entdecken. Man urtheilte darüber verschieden, da man Friedrichs Hang zur französischen Nation mit dem alten

*) Daß Friedrich II gewissermaßen nothgedrungen das Bündniß mit Groß-Britannien einging, ist Thatsache. Wer seine Vorliebe für die französische Nation kannte, wird eingestehen, daß es ihm einigen Kampf gekostet haben mußte, sich zu ihren Erbfeinden zu schlagen. Diejenigen, die damals um ihn waren, wollen an ihm eine nur oberflächliche Theilnahme an einer Begebenheit bemerkt haben, die ihn vor der Hand aus der Verlegenheit riß. Es ist wahrscheinlich, daß nur Winterfeldt, der die Russen eben so haßte als er die Franzosen verachtete, ihm mehr Geschmack für das neue Bündniß einflößte; denn nach einiger Zeit kam einer meiner Freunde zu mir und sagte: „Freuen sie sich! der König wird täglich mehr für England „eingenommen.“

Familienhasse gegen das Haus Hannover nicht zu reimen vermochte. Das Resultat der angestellten Untersuchungen fiel daher eben so verschieden aus, als es der Standpunkt war, aus welchem dies auffallende Ereigniß betrachtet wurde. Frankreich war besonders darüber betreten. Es schmeichelte sich, durch die Verbindung mit Preußen den beschlossenen Landkrieg zu begünstigen; nun war dies Unternehmen aber schon mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft, indem man, um in das Churfürstenthum Hannover zu dringen, die Staaten eines Fürsten berühren mußte, der die Ruhe in Deutschland zu erhalten sich anheischig gemacht hatte. Ihn aufzubringen hielt man für bedenklich, so lange man ihm noch keinen mächtigen Alliirten entgegen zu setzen wußte. In dieser Verlegenheit gab das französische Ministerium dem Herzoge von Nivernois, seinem Gesandten am Berliner Hofe, auf, das Aeußerste zu versuchen, um das mit England geschlossene Bündniß zu trennen. Die Erneuerung des bisher bestandenen, jetzt aber ablaufenden Allianz-Traktats mußte dazu Gelegenheit geben. Nivernois Beredsamkeit scheiterte inzwischen an den festen Grundsätzen eines Monarchen, der sein wahres Interesse mit tiefer Staatsklugheit überdacht hatte, zugleich aber fein genug war, dem Hofe zu Versailles keine Gelegenheit zum Mißvergnügen zu geben, vielmehr sich bemühte, die Freundschaft eines, allem Ansehen nach verlassenen Alliirten noch scheinbar beizubehalten, ohne dadurch die mit dessen Feinden getroffenen Verbindungen aufzugeben. Auf den Antrag des Herzogs begnügte sich Friedrich II zu antworten: Frankreich bedarf nur Schiffe zu seinen Alliirten.

Frankreichs Lage war nun einmal so angethan, daß es gegenwärtig eines Bundesgenossen nicht entrathen zu können

glaubte, um seinen entworfenen Operationsplan auszuführen. Die natürliche Folge davon war der Entschluß, zu der Gegenparthei überzugehen, und sich um die Freundschaft des Hauses Oestreich zu bewerben. Maria Theresia, froh, einen Alliirten mit dem andern vertauschen zu können, kam demselben schon auf halbem Wege entgegen, indem sie der Eitelkeit der Marquise von Pompadour durch den verbindlichsten Briefwechsel schmeichelte. Der Schritt einer der stolzesten Fürstinnen, sich gegen eine Person, von der Abkunft der Marquise, dergestalt herabzulassen, würde sich schwerlich erklären lassen, wenn man nicht den Grund dazu in dem einzigen Verlangen nach Rache zu finden berechtigt wäre, und so wird er ein neuer Beweis, daß die Macht der Leidenschaften, in gewissen Fällen, die verjährtesten Vorurtheile zu besiegen vermag. Das gegenwärtige Interesse beider Staaten schien nunmehr eine genauere Verbindung nothwendig zu machen. Ludwig XVI und die Kaiserinn-Königinn vergaßen den eingewurzelten Haß, der dreihundert Jahre hindurch ihre Vorfahren entzweite. Gegenvorstellungen einiger klugen, mit Frankreichs politischer Lage und Verfassung hinlänglich bekannten Staatsminister am französischen Hofe, konnten das Wollen der Mätresse eines wollüstigen Königs nicht besiegen, und so ward am 1sten Mai 1756 der bekannte Versailler Traktat abgeschlossen. Eine veränderte Lage der Sachen, Ein rascher Entschluß und Ein Federstrich waren also hinreichend, die Eifersucht zu verwischen, die seit den Zeiten Carl V und Franz I zwischen beiden Nationen geherrscht hatte. Das Staatssystem, welches der Kardinal Richelieu — der größte Minister, den je Frankreich erzeugte — mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit zu gründen strebte, und seine Nachfolger zu unterhalten sich angele-

gen seyn ließen, erhielt in einem Tage eine andre Form. Dagegen blieb dem sehr unbedeutenden, aber in Gnaden stehenden Abte Bernis die Ehre vorbehalten, ein Bündniß abzuschliessen, welches das Staunen von Europa auf sich zog, von den Engländern aber eine politische Mißgeburt genannt ward.

Auf diese Weise hatte das Verhältniß, in welchem die europäischen Mächte untereinander standen, eine gewissermaßen gewaltsame Erschütterung erlitten, und das ganze Staatensystem war einer außerordentlichen Umwälzung unterworfen worden, weil das Unglück der Zeiten es so mit sich brachte. Jetzt ward das Interesse der Partheien immer gespannter. Frankreich, welches seit dem Traktat von Westmünster seine Aufmerksamkeit mehr gegen England, als gegen das feste Land richtete, war darauf bedacht gewesen, die während des Friedens seinen Schiffen angethane Beschimpfung durch die Eroberung der Insel Minorka zu rächen. Nach einem entscheidenden Seetreffen, in welchem der Admiral Bing durch den Marquis de la Gallissignaire geschlagen ward, verlohr Groß-Britannien diese Insel, und mit derselben die Herrschaft auf dem mittelländischen Meere, die der Besitz derselben bisher gesichert hatte *). Rußland war aus Mangel an Unterstützung unthätig geworden. Maria Theresia, obgleich von Frankreichs Beistande versichert, sah noch keinen Ausweg, ihr großes Vorhaben auszuführen. Der König von Preußen, auf alle ihm bekannt

*) Der Verlust dieser Insel schmerzte die Engländer. Die Nation murrte; und so wie einst Mago der Wuth der Carthaginenser, eben so ward jetzt Bing dem aufgebrachten Pöbel aufgeopfert. Er ward auf eben dem Schiff erschossen, welches er kurz zuvor als Admiral befehligte.

gewordenen Schritte und Verbindungen seiner Feinde aufmerksam, suchte für seine eigene Sicherheit zu sorgen. Außer den Vorkehrungen, die er unter der Hand traf, scheint es nicht unwahrscheinlich, daß er bei der großen Revolution, die damals Schwedens Regierungsform bedrohete, die Hand mit im Spiele gehabt haben mochte. Die dem Könige Friedrich Adolph zu verschaffende Souveränität war ein sicheres Mittel, sich einem Bundengenossen zu verpflichten, der in seiner gegenwärtigen Lage, wo der durch französisches Geld gewonnene Reichsrath mehr wie er vermochte, nichts zu Gunsten seines Schwagers unternehmen durfte. Eine zu dem Ende angezettelte Verschwörung, an deren Spitze sich der Graf Hordt befand, hatte aber das Schicksal so vieler andern; sie ward durch Uebereilung verrathen. So viel Aufsehns diese Begebenheit auch machte, so sehr auch der Senat — der seit Carls XII Zeiten auch den Schatten des Despotismus haßte — darüber aufgebracht war, so wenig erheblichen Einfluß hatte sie jetzt in die schwedischen Angelegenheiten. Aehnliche Vorfälle brachten ehedem in andern Weltgegenden gewaltsame Entschlüsse zuwege; hier begnügte sich der Reichsrath, Maßregeln zu ergreifen, um das Ansehn des Königs und seiner Gemahlinn zu entkräften, einige Häupter der Verschwörung hinrichten zu lassen, übrigens aber die Muthmaßungen zu unterdrücken, die in ihr wahres Licht zu stellen er vielleicht für bedenklich hielt. Indessen machte doch dieser Vorfall einen so tiefen Eindruck, daß derselbe in der Folge zur Vermehrung der Unruhen in Deutschland das Seinige beitrug.

Die mißlungene Staatsumwälzung von Schweden, und die unerwartete Unthätigkeit, in die sich Rußland durch das zwischen England und Preußen geschlossene Bündniß versetzt

sah, sicherten gegenwärtig die Ruhe im Norden von Europa zu sehr, als daß Oestreich nicht dadurch in eine wirkliche Verlegenheit hätte gerathen sollen. Theils war dessen Plan — das Kriegsfeuer im Norden auflodern zu lassen — fürs erste dadurch vereitelt; theils ließ der Verlust der bisherigen engländischen Subsidien den Wiener Hof einen Geldmangel empfinden, welchem die Verbindung mit Frankreich nicht sicher abzuhelfen vermochte. Jetzt mußten also Intriguen dasjenige ersetzen, was Englands Guineen und Rußlands Heere freilich schneller und sichrer bewirkt haben würden.

Die Höfe zu Wien und Dresden hatten zu der Zeit zwei Staatsminister, welche bey der großen Unähnlichkeit ihres individuellen Charakters dennoch in der damaligen politischen Lage, durch gleiche Grundsätze geleitet, zu einem und demselben Zwecke zusammen wirkten. Hand in Hand verfolgten sie die Plane ihrer Beherrscher, und diese waren keine andere, als den König von Preußen, den Talente und Glück seinen Nachbarn so furchtbar gemacht hatten, zu demüthigen. Man erräth leicht, daß die aus jener Epoche bekannten Männer, der Graf, nachmaliger Fürst, Kaunitz-Rittberg und der Graf Brühl waren. Ersterer unstreitig einer der größten Staatsmänner unsers Zeitalters, der reifsten Ueberlegung fähig, so wie den schwierigsten Unternehmungen gewachsen; dem Interesse der Kaiserinn-Königinn eben so ergeben, als aufs höchste verpflichtet. Nur scheint es, daß, vielleicht durch Selbstgefühl geleitet, oder von der Gnade seiner Monarchinn zu stark geschmeichelt, dieser große Staatsmann es nicht immer der Mühe werth hielt, dem neidischen Entgegenstreben seiner heimlicheu Gegner frühzeitig genug zu begegnen, oder daß er nicht sorgfältig genug bemüht war, mit einer, wenn gleich nur scheinbaren, dem

großen

großen Geiste freilich nicht immer eigenen Nachgiebigkeit und herablassenden Leutseligkeit, die Gemüther der östreichischen Staatsdiener — wenn sie auch in aller Absicht unter ihm standen — so ganz zu gewinnen, daß sie zur Ausführung seiner Pläne gern mit gewirkt hätten; vielmehr ereignete es sich nicht selten, daß der stolze Flug seines Geistes den ihm untergeordneten Dienern seiner Monarchinn, selbst in der Befolgung des vorgezeichneten Plans, so unerreichbar schien, daß sie seine Entwürfe, wenn auch nicht stets ganz zu vereiteln, doch in der Ausführung sehr zu entkräften bemüht waren. Durch diese Stimmung wurde Maria Theresia oft um die Früchte seines großen Genies gebracht.

Der Graf Brühl hingegen war mehr durch das glückliche Ungefähr, welches den Abentheurer leider so oft zu begleiten pflegt, als durch eigene Verdienste, von der Stelle eines Edelknaben bis zur Würde eines Staatsministers emporgehoben worden. Unbestimmt in seinen Anschlägen, furchtsam bei ihrer Ausführung, hart gegen seine Untergebene, — die untrüglichen Beweise einer kleinen Seele, — dem Vergnügen, dem Luxus und der Zerstreuung gänzlich ergeben, hatte Brühl nur das Talent, sich in die Gunst eines schwachen und wollüstigen Fürsten einzuschmeicheln, zugleich aber ganz Sachsen, durch Auflagen ohne Zahl, völlig zu Grunde zu richten.

So ungleich diese beiden Männer an Kopf und Herz sich waren, so sicher kann man sie als die Haupttriebfedern betrachten, welche den zum Verderben des Königs von Preußen künstlich angelegten Plan in Bewegung setzten. Was Kaunitz durch Klugheit vorbereitete, das wußte Brühl durch List zu unterstützen; und darin einig, ihr Hauptaugenmerk nicht aus dem Gesichte zu verlieren,

suchten sie den Hof zu Petersburg aufs neue gegen ihren gemeinschaftlichen Feind aufzubringen. Einige vortheilhafte Umstände schienen ihr Vorhaben zu begünstigen. Es lag in Friedrichs II Charakter, daß er seinen Launen oft auf Unkosten seiner Nebenmenschen den Zügel schießen ließ; besonders bitter aber pflegte er sich über diejenigen auszudrükken, die er für seine Feinde hielt, oder deren fehlerhafte Eigenschaften ihm die Geißel der Satyre in die Hand gaben. Von der gegen ihn angesponnenen Verschwörung mehr und mehr überzeugt, glaubte er ihrer Häupter nicht mehr schonen zu dürfen. Sowohl bei der Tafel, als in seinen poetischen Aufsätzen wurden daher Maria Theresia und die Kaiserinn von Rußland der Gegenstand seines Spottes, indem er bald ihre Person, bald ihre Leidenschaften auf das beißendste angriff. Unter andern traf ein scharfes Sarcasm Elisabeths außerordentlichen Hang zur Wollust. Natürlich fand sie sich dadurch persönlich beleidigt, und warf daher einen bittern Haß auf den Verfasser, der eben kein Geheimniß aus diesem Produkte seiner spielenden Muse machte. Diese feindselige Gesinnung wurde durch die Ränke des Grafen Brühl unterhalten und verschiedentlich angefeuert. Ein aufgereiztes Frauenzimmer aber ist nicht so leicht zu besänftigen, als ein aufgebrachter Mann, und die Hitze, in die das schöne Geschlecht über eine seine Schwächen treffende Satyre so leicht gerathen kann, artet in dem Augenblick, wo es auf Rache ankommt, nicht selten in Wuth aus. Elisabeth war daher sehr geneigt, mit dem Könige von Preußen zu brechen, mußte aber ihren Unwillen noch Zwang anthun, da es ihr für jetzt an Gelde zu den nöthigen Zurüstungen fehlte. Zugleich will man behaupten, der Großfürst habe — so viel wenigstens in seinen Kräften

stand — gesucht, der Ausführung des weit aussehenden Vorhabens heimlich entgegen zu arbeiten.

Schon damals glaubte man die Vorliebe nicht undeutlich zu bemerken, welche dieser Prinz in der Folge für die Person und die Thaten Friedrichs II so auffallend an den Tag legte; überdies war der Erbe des russischen Throns, vermöge seines eigenwilligen Charakters nicht wenig darüber aufgebracht, daß im Petersburger Cabinet alle Staatsangelegenheiten entweder ganz wider seinen Willen, oder doch ohne seine Theilnahme betrieben wurden. Da ihm nun der ganze gegen den König von Preußen verabredete Plan höchst zuwider war, so wandte er alles an, um ihn zu hintertreiben. Freilich aber war sein Einfluß in die politischen Angelegenheiten damals von keiner Bedeutung. An dem Großkanzler Bestuschef, der bei der Kaiserinn alles galt, hatte er einen erklärten Feind, der ihn sogar von der Thronfolge würde haben ausschließen lassen, hätte die scharfsichtige Tante nicht den Neffen weniger, als die Nichte*) gefürchtet. An dem mit so vielen Klippen umgebenen russischen Hofe war der Graf Schuwalof der einzige, in welchen er noch einiges Zutrauen setzen zu können glaubte. Diese Faktion war aber zu schwach, um den Haß zu entkräften, den Elisabeth gegen Friedrich II gefaßt, und ihr Günstling schon seit zehn Jahren genährt hatte; sie konnte es daher nicht hindern, daß Anstalten zur Möbilmachung von 80,000 Mann, und zur Ausrüstung eines Geschwaders gemacht, auch Magazine in Curland, nahe an der preußischen

*) Die Gemahlinn des Großfürsten war eine Prinzessinn aus dem Hause Anhalt-Zerbst, und zeigte schon damals, was sie in der Folge unter dem Nahmen Catharina II ward.

Gränze, angelegt wurden. Da gleichwohl diese Zurüstungen nicht mit dem erforderlichen Eifer betrieben, ja zuletzt gar eingestellt wurden; so blieb man ungewiß, ob der noch immer herrschende Geldmangel dies verhindert habe, oder ob der Großfürst Bestuschefs Ehrgeiz zu reizen gewußt und dieser, in Hinsicht, daß Elisabeths zerrütteter Gesundheitszustand keine lange Regierung mehr hoffen lasse, den Wünschen des Thronerben zu entsprechen gesucht habe. War dies indeß der Fall: so kann man dreist behaupten, daß es mehr, um sich Petern gefällig zu bezeigen, als aus wiederkehrender Freundschaft für den König von Preußen, geschehen sey.

Sey es nun, daß dieser oder jener Umstand die Veranlassung gegeben habe, daß die Russen vom Schauplatze des Krieges noch eher abtraten, als sie den Fuß darauf zu setzen bereit gewesen: so war doch die erste muthmaßliche Möglichkeit zu warnend, als daß Friedrich II nicht Maßregeln zur Sicherheit seines Königreichs hätte nehmen sollen. Unter dem Oberbefehl des Feldmallschalls Lehwald ließ er daher die 22,000 Mann, die er in Preußen ins Feld stellen konnte, zusammenziehen, und sandte den Prinzen von Darmstadt an der Spitze von 10,000 Mann nach Pommern, um die dortigen Küsten gegen eine etwanige Landung zu sichern; indeß verwarf er Lehwalds Vorschlag: sogleich in Curland einzufallen, die dortigen fast noch unbedeckten Niederlagen zu zerstören, und so das feindliche Vorhaben auf einmal zu hintertreiben.

Der König von Preußen war nun zwar durch die Unthätigkeit, worin die Russen wieder verfallen waren, in Absicht seines Königreichs fürs erste beruhigt, glaubte jedoch aus den von Zeit zu Zeit erhaltenen Abschriften der zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden ge-

pflogenen Correspondenz *) sowohl, als aus den großen Zurüstungen des Hauses Oestreich selbst, folgern zu dürfen, daß die dem Anscheine nach hergestellte Ruhe durchaus von keiner langen Dauer seyn werde. Sein durchdringlicher Verstand entdeckte bald die geheimen Absichten seiner Feinde, und daß sie nur einen günstigern Zeitpunkt abwarten würden, um ihr Vorhaben desto sicherer auszuführen. Diesen entscheidenden Augenblick ruhig abzuwarten, oder seinen Feinden alsdann erst zu begegnen, wenn sie mit vereinten Kräften ihn anzugreifen im Stande wären, — dies schien ihm in der That um so gefährlicher, da seine einzigen Bundesgenossen, die Engländer, es schon mit Frankreich aufzunehmen hatten, und höchstens ihn mit Geld unterstützen konnten. Jetzt rieth ihm also die Staatsklugheit, alles mögliche anzuwenden, um entweder durch Unterhandlungen der drohenden Gefahr auszuweichen, oder durch einen schnellen Entschluß seinen Feinden zuvorzukommen. Zu ersterem schien die Hoffnung ganz verschwunden zu seyn, seitdem England durch das mit Preußen geschlossene Bündniß seinen Einfluß am Hofe zu Petersburg verloren hatte. Auf den Beistand von Schweden war gar keine Rechnung zu machen;

---

*) Nicht allein durch einen bestochenen Canzellisten erhielt der König diese Abschriften aus Dresden; sondern er benutzte auch den Umstand, daß der geheime Sekretär des östreichischen Gesandten am Berliner Hofe sich in die Tochter des Castellans zu Charlottenburg sterblich verliebt hatte, um durch ihre Mitwirkung zu seinem Pulte zu gelangen, und solchergestalt sich von allem, was vorging, zu unterrichten. Weingarten — so hieß der Sekretär — heirathete seine Schöne, machte sich aus dem Staube, und hat noch viele Jahre in der Altemark unter dem ihm beigelegten Namen eines Herrn von Weiß gelebt.

denn die Autorität des Königs Adolph Friedrich war zu sehr eingeschränkt worden, als daß er seinen Schwager durch seine Macht hätte unterstützen können, besonders da der Reichsrath völlig französisch gesinnt war. Dänemark konnte ohne Subsidien kein Heer in Bewegung setzen. Holland wollte schlechterdings neutral bleiben, und die deutschen Fürsten waren theils schon zum Schutze des Churfürstenthums Hannover gedungen, theils schienen sie Friedrich II zu unbedeutend oder zu partheiisch zu seyn, als daß er sich um ihren Beistand sonderlich hätte bewerben sollen. Bei dieser Lage der Sachen blieb dem Könige von Preußen keine andere Wahl übrig, als die Sicherheit und Erhaltung seiner Staaten in seiner eigenen Stärke und in der seltenen, diesem Monarchen so ganz eigenen Entschlossenheit zu suchen. Dies war der Entschluß eines Cäsars, als ihn der römische Senat aus Gallien zurückrief, um sich wehrlos vor dem Richterstuhl seiner Feinde zu stellen. Alles verließ den Helden in diesem Augenblick, nur sein Muth und sein Heer nicht; beide vereint, machten ihn aber bald zum Sieger.

Der König von Preußen traf nunmehr ohne Anstand die gemessensten Vorkehrungen, um seine Armeen mit allen Kriegsbedürfnissen zu versehen. Da man in den Staaten dieses Fürsten — dem deutschen Sparta — selbst in Friedenszeiten zum Kriege bereit ist, so war man in kurzer Zeit mit allen Zurüstungen fertig. Jetzt kam es nur noch auf die Entscheidung der Frage an: ob die Hoffnung, das aufsteigende Gewitter durch Unterhandlungen zu zertheilen, wahrscheinlicher sey, als der glückliche Erfolg des kühnen Entschlusses, den Feinden zuvorzukommen? — Hierüber waren die Meinungen der alten Feldherren, die den König zu Potsdam umgaben, sehr getheilt. Wenige — viel=

leicht Winterfeldt allein — waren für, die mehresten — unter welchen sich die Prinzen vom Hause befanden — gegen den Krieg bestimmt; da aber Friedrich II aus dem, was er sich vorgenommen hatte, noch ein tiefes Geheimniß machte, so wagte es niemand, seine Meinung öffentlich zu sagen.

So standen die Sachen, als einige Wochen vor dem Ausmarsch der Feldmarschall Schwerin nach Potsdam berufen ward. Der König ertheilte ihm eine Privataudienz, zu der niemand, als die Generale Winterfeldt und Retzow gezogen wurden. In derselben eröffnete Friedrich den Anwesenden: „daß er fest entschlossen sey, mit den „Waffen in der Hand das Vorhaben seiner gegen ihn ver„schwornen Feinde noch vor der Ausführung zu zernichten; „daß in dieser Absicht schon alle Vorkehrungen zum Marsch „der Armee getroffen wären, und es jetzt nur noch darauf „ankäme, zu bestimmen, auf welche Weise der Krieg am „vortheilhaftesten zu führen sey.“ Schwerin wollte diesen raschen Entschluß nicht billigen. Sey es, daß er sich beleidigt hielt, keinen wesentlichen Antheil an diesem Entwurf nehmen zu dürfen, obgleich Alter und Erfahrung ihn dazu zu berechtigen schienen, oder daß er als Patriot diesen Schritt dem Staatsinteresse nicht angemessen fand; genug, er erlaubte sich, dagegen Vorstellungen zu äußern. Retzow, der von einer so schnellen Eröffnung des Feldzuges sich gleichfalls für die preußische Monarchie wenig Gutes versprach, auch von dem Prinzen vom Hause den Auftrag erhalten hatte, den Ausbruch des Krieges so viel möglich durch Gründe zurückzuhalten, ward hierdurch aufgemuntert, auch seine Meinung zu eröffnen. Er nahm daher das Wort und äußerte: „auch er halte dafür, der König müsse sich nicht

„übereilen, sondern bloß auf alle eintretenden Fälle vorbe-
„reitet seyn, indem man die glücklichen Veränderungen
„welche Zeit und Umstände hervorbringen könnten, voraus-
„zusehen nicht im Stande sey. Die Streitaxt zuerst auf-
„zuheben, sey um so bedenklicher, indem dieser Schritt die
„Eifersucht der meisten europäischen Höfe aufs neue rege
„machen würde, welche die Vergrößerung des Hauses Bran-
„denburg schon mit neidischen Augen ansähen. Das Wiener
„Cabinet werde nicht ermangeln, diesen Krieg als bloß
„aus Eroberungssucht angezettelt auszuschreien, sofort die
„Sturmglocke ziehen, ganz Europa in Bewegung setzen,
„und alle Gewährsmänner des westphälischen Friedens auf-
„fordern, sich zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsver-
„fassung zu waffnen. Und dann würde Preußen eine Menge
„von Feinden zu bekämpfen haben, welcher auch die ausge-
„zeichnetste Tapferkeit endlich unterliegen müsse."

Gegen diese gewagte Aeußerung behauptete Winter-
feldt, der allein wußte, was der König beschlossen hatte;
„man müsse die Unthätigkeit, in welche die Russen zurück-
„gefallen wären, benutzen, um das Haus Oestreich zu schwä-
„chen. Jetzt sey diese Macht noch nicht völlig gerüstet, ihre
„Armeen wären noch zerstreut, ihre Finanzen noch in Un-
„ordnung; jetzt sey es also leicht, den Schauplatz des Krie-
„ges in den östreichischen Staaten selbst aufzuschlagen, die
„überraschten feindlichen Truppen zu werfen, die von ihnen
„besetzten Länder wegzunehmen, und dann allen denen die
„Spitze zu bieten, die als Feinde aufzutreten sich erkühnen
„wollten. Entschieden sey es übrigens, daß der Verfassung
„des preußischen Heeres sowohl, als der Lage der ganzen
„Monarchie, es weit angemessener sey, anzugreifen, als an-
„gegriffen zu werden."

Da der König merkte, daß nur sein einziger Vertrauter für den Krieg stimme: rückte er mit der Entdeckung der Staatsschriften heraus, die er aus dem Dresdener Archive zu erhalten gewußt hatte. „Hieraus, meine Herren," sagte er, "werden sie ersehen, welche Gefahr über meinem Haupte „schwebt. Bei so bewandten Umständen bin ich es mir „selbst, meiner Ehre und der Sicherheit meines Staats „schuldig, die Oestreicher und Sachsen zu überfallen, und „so ihr abscheuliches Vorhaben in der Geburt zu ersticken, „ehe ihre Bundesgenossen ihnen Beistand zu leisten im „Stande sind. Ich bin gerüstet, und werde nicht säu„men, meine Armee in Bewegung zu setzen, sobald die „Frage entschieden ist, wie der Feldzug am vortheilhaftesten „eröffnet werden kann?"

Bis zu dieser Stunde war die Entdeckung sowohl, wie die Art, auf welche man zum Besitz der im Archive zu Dresden aufbewahrten diplomatischen Correspondenz gelangt war, ein Geheimniß gewesen, um welches nur der König, Winterfeld und Malzahn wußten; äußerst stark war also der Eindruck, den dieses besondere Phänomen auf den alten Feldmarschall und den General Retzow machte. Sie konnten ihre Verwunderung nicht bergen; stumm begegeneten sich ihre Augen, keiner wagte mehr eine Einwendung. Endlich unterbrach Graf Schwerin eine Pause von einigen Minuten; und obgleich er des Königs raschen Entschluß mit der weisen Politik, die im friedlichen Systeme lag, nicht füglich reimen konnte: so hielt er sich doch überzeugt, daß Winterfeldt Friedrichs Sprache führe. Gleichsam wie begeistert rief er daher aus: „Wenn einmal Krieg geführt „werden soll und muß: so laßt uns morgen aufbrechen, „Sachsen in Besitz nehmen, und in diesem kornreichen Lande

„Vorrathshäuser anlegen, um unsere künftigen Operationen „in Böhmen zu sichern." So sprach der graue Held, der ein Jahr nachher, in einem kritischen Augenblicke, den rühmlichen Tod fürs Vaterland starb.

Man darf eben so sicher behaupten, daß der König von Preußen schon damals den Entschluß gefaßt hatte, der angreifende Theil zu werden, als man mit Gewißheit voraussetzen kann, daß Winterfeldt der war, der in der bedenklichen Lage, worin sich der Monarch befand, ihm diese Stimmung einflößte und unterhielt. Die oben erwähnte Unterredung mit den benannten Generalen ist daher nur als eine feine Politik zu betrachten, um zu erforschen, wie Männer von Erfahrung und Talenten über einen Gegenstand dachten, der das Publikum so äußerst interessiren mußte. — Winterfeldts hier sichtbarer Einfluß wird aber noch begreiflicher, wenn man sich erinnert, daß unter allen Feldherren, die Friedrich II seines besondern Zutrauens würdigte, er unstreitig derjenige war, der es im eigentlichen Verstande besaß. Er hatte von Jugend auf in der preußischen Armee gedient. Schon unter der Regierung Friedrich Wilhelms I ward er dessen Liebling und Vertrauter, wenn gewisse Irrungen den Vater mit dem Sohn entzweiten. Als Friedrich II den Thron bestieg, glaubte er gewiß zu rückgesetzt zu werden; allein der neue König verstand sich zu gut auf die Beurtheilung des Verdienstes, als daß er einen Mann, der seinem Vater mit so vielem Eifer gedient hatte, nicht gleichfalls vorziehen sollte. Er schenkte ihm daher sein ganzes Vertrauen, und gebrauchte ihn schon in den ersten schlesischen Feldzügen, in welchen er den Grund zu seinem bleibenden Ruhme legte. Auch verdiente Winterfeldt allgemeine Achtung. Tapferkeit, Einsicht, Festigkeit, En-

thusiasmus seiner Untergebenen, zeichneten ihn von der Seite des Helden eben so aus, als Großmuth, Leutseligkeit, muntrer Witz und gesellschaftliche Tugenden ihm die Liebe derer, die ihn kannten, erwarben. Er hatte aber auch, wie alle Menschen, seine Fehler, und ein übertriebener Ehrgeiz, der, wenn er gereizt ward, ihn zuweilen rachsüchtig, wohl gar unversöhnlich machte, war einer der vorzüglichsten. Diesem Götzen häufige Opfer zu bringen, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt. Die Thätigkeit, mit welcher er es sich angelegen seyn ließ, der gegen den König von Preußen heimlich angezettelten Verschwörung auf die Spur zu kommen; die Kosten, die er aus seinen eigenen Mitteln darauf verwendete; die dringenden Vorstellungen von der Nothwendigkeit des Angriffs, die er unablässig machte, und die Sorgfalt, mit der er die, damals gewiß noch unbedeutenden, Zurüstungen der Oestreicher zu vergrößern wußte, sind davon redende Beweise. Da er einmal den Grundsatz hatte: den preußischen Waffen könne nichts widerstehen, und daher von dem Ausbruche des Krieges die erwünschtesten Folgen für den Staat, und die Vergrößerung seines eigenen Ruhms erwartete; so unterließ er nicht, den König in seinem Vorsatze zu bestärken, und zur Ausübung der ersten Feindseligkeiten zu überreden.

Sobald Winterfeldt hiervon gewiß überzeugt war, unternahm er eine Reise nach dem Carlsbade. Die Wiederherstellung seiner Gesundheit mußte zwar dazu den Vorwand leihen; im Grunde aber geschah dies, um genauere Nachrichten von dem Fortgange der feindlichen Zurüstungen einzuziehen. Zugleich bediente er sich dieser Gelegenheit, das Gebirge, welches Sachsen von Böhmen trennt, so wie alle dortige Gegenden und Päße, sorgfältig zu beobachten, von

manchen Distrikten selbst Handzeichnungen aufzunehmen, und vorläufige Plane zu den künftigen Operationen zu entwerfen. Auf der Zurückreise besuchte er den Commandanten der Festung Königsstein, den General Pirch, als seinen alten Bekannten. Von diesem in die Wolken sich erhebenden Felsen übersah er die ganze umliegende Gegend sehr genau. Er bemerkte, daß der Königsstein, an und für sich betrachtet, wegen seiner außerordentlichen Höhe wenig oder nichts zur Deckung der darunter wegfließenden Elbe beitragen könne; ward aber gewahr, daß man anfing, am Fuße desselben neue Werke anzulegen, deren wirksames Feuer die Fahrt auf diesem Flusse sehr erschwert, wo nicht ganz unmöglich gemacht haben würde, hätte der Hof zu Dresden Zeit gehabt, sie zu vollenden. Von hier durchreisete er die Gegend, die nachmals durch das Lager und die Schicksale berühmt ward, die das sächsische Heer darin trafen. Er betrachtete solche mit einem kritischen Blick; eben so Pirna und die dabei liegende Festung Sonnenstein, und kehrte nach einer zwar beschwerlichen, zugleich aber lehrreichen Reise nach Potsdam zurück, sehr vergnügt, durch seinen abgestatteten Rapport den König bereit zu finden, den Feldzug unverzüglich zu eröffnen.

So war seit dem Achener Frieden der Gang der sonderbaren Begebenheiten gewesen, die zu dem merkwürdigen Bündnisse, welches den Untergang des preußischen Staats befördern sollte, Anlaß gaben, solches bald zerrissen, bald fester knüpften, und so war der Mann beschaffen, dessen Charakter das meiste zum Ausbruche des Krieges beitragen mußte. Wir haben uns bemüht, diesen Begebenheiten Schritt vor Schritt zu folgen, um die Ursachen, welche zu dem ewig unvergeßlichen siebenjährigen Kriege Veranlassung gaben, in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Der Leser wird

daraus ersehen: daß, so angelegen das Haus Oestreich es sich auch seyn ließ, sein kolossalisches Vorhaben auszuführen, eine Zeit von zehn Jahren doch nicht hinreichte, um es zur Reife zu bringen. Vielleicht würde es auch noch lange nicht zum Ausbruche gekommen seyn, hätten die ehrgeizigen Absichten eines Privatmannes nicht auch das ihrige dazu beigetragen, dem Wunsche des Wiener Hofes zuvorzukommen, um in Deutschland ein Feuer auflodern zu lassen, welches bald den größten Theil von Europa in Flammen setzte*).

---

*) So wie bei der Erzeugung der merkwürdigsten Weltbegebenheiten das Interesse einzelner Personen oft mitgewirkt hat: so lag auch Winterfelds Wunsche, die Fehde mit dem großen Bunde zu eröffnen, ein gegen die Kaiserinn Elisabeth gefaßter Privathaß zum Grunde. Die Veranlassung dazu war folgende: Als der König von Preußen Friedrich Wilhelm I dem Czar Peter I zu Gefallen einige Unterofficiere nach Petersburg sandte, um die in der Kriegskunst noch unerfahrnen Russen das Exerciren zu lehren, so mußte Winterfeldt solche dahin führen. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Stieftochter des Feldmarschalls Münnich, das Fräulein von Malzahn, Hofdame bei der damaligen Prinzessinn Elisabeth, kennen. Wechselseitige Zuneigung fesselte bald ihre Herzen, und sie versprachen sich einander die Ehe; allein, da einestheils Winterfeldt ohne Consens des Königs nicht heirathen durfte, anderntheils seine Braut die Schwierigkeiten voraussah, die ihre Gebieterinn ihr in den Weg legen würde: so nahmen Beide Abrede, daß sie einen Vorwand ersinnen möchte, den Hof auf eine anständige Art zu verlassen. Dieß geschah bald darauf. Fräulein Malzahn erbat sich einen Urlaub von einigen Monaten, um ihre Verwandte in Schlesien zu besuchen. Elisabeth mochte etwas ahnen; denn sie sagte ihrer Hofdame gerade heraus: „Fast bin ich überzeugt, du „kommst nicht wieder!“ Das Fräulein suchte das Gegentheil mit Wärme zu behaupten; allein die Prinzessinn verließ ihr gefaßtes Vorurtheil nicht, und um die Malzahn auf die Probe zu stellen, äußerte sie: „Wenn du dessen so gewiß bist; so laß mir deine Juwelen und Kostbarkeiten zum Unterpfande.“ Wollte das Fräulein wohl oder übel, so mußte sie einen Schatz von mehr als 100,000 Rubeln an Werth zurücklassen, der, aller Anforderungen ungeachtet, ihr, als Winterfeldts Gemahlinn, nie zu Theil ward.

II.

Politisch-militärische Betrachtungen über die Einschließung des sächsischen Lagers bei Pirna, die Schlacht bei Lowositz, und die Capitulation am Lilienstein, im Oktober 1756.

So schnell der Entschluß des Königs von Preußen war, sich den Besitz von ganz Sachsen zu verschaffen, sobald die Gefahr, Alles zu verlieren, ihn zur Nothwehr aufforderte; eben so schnell war auch die Ausführung dieses Vorhabens bewirkt worden. Die Anstalten zur Mobilmachung der Armee wurden so geheim, ja manche in den Augen des neugierigen Publikums so zweckwidrig betrieben, daß selbst die Hellsehendsten getäuscht werden mußten. Außer einem zum Departement des General Retzow, als Intendanten der Armee, gehörenden Rathe war niemand im Stande, das Räthsel zu lösen, und erst am Tage vor dem Ausmarsch erfuhren die Generale der Brigaden, wohin der Zug gerichtet werden sollte. Diese Art, eine so wichtige Unternehmung zu behandeln, war auch allein fähig, dem Endzwecke zu entsprechen. Die Ueberraschung wirkte hier mehr, als ein künstlich entworfener Plan, die noch sorglos in ihren Standquartieren zerstreut liegenden sächsischen Regimenter in Verlegenheit zu setzen, wohin sie sich wenden sollten. Auch war die Bestürzung so allgemein, daß sie kaum

das ihnen zum Sammelplatz angewiesene Lager bei Pirna erreichen konnten. Wie ein reißender Strom drangen die Preußen von drei verschiedenen Seiten auf sie ein, und ließen ihnen nicht die Zeit, an ihr Gepäck zu denken, wenn sie nicht wollten abgeschnitten werden. So erstiegen sie jene schrofen Felsen, die ihnen zu einem Zufluchtsorte dienen sollten, wiewohl von den höchstnöthigen Bequemlichkeiten und hinlänglichen Vorräthen zu ihrem Unterhalte völlig entblößt. Der Premierminister Graf Brühl, der eine so schreckliche Begebenheit nicht ahnete, war darauf nichts weniger als vorbereitet, und zeigte also eine große Unentschlossenheit in seinem ganzen Benehmen.

Auf diese Weise war das Schicksal, welches dem Churfürstenthume Sachsen, seinem Regenten und seinem Hofe, zu Potsdam schon bestimmt ward, in weniger als drei Wochen entschieden; ganz Sachsen in preußischen Händen, und das nur noch aus 17,000 Mann bestehende Heer auf das engste eingeschlossen. Europa staunte über eine fast beispiellose Begebenheit, deren Entwickelung dem Gedanken an ihre Möglichkeit vorausgeeilt war. Allein auch nur ein Monarch, wie Friedrich II, dessen durchdringender Geist alles durchschaute, der seine Plane selbst schuf, solche genau ordnete, trefflich überlegte, und dann mit einer unaufhaltsamen Geschwindigkeit ausführte; — nur ein solcher König kann dergleichen ungewöhnliche Ueberraschungen möglich machen. An andern Höfen, wo alles bloß durch ein Ministerium betrieben wird, finden solche raschen Entwürfe entweder gar nicht statt, oder sie werden durch den Schneckengang der Ministerconferenzen so sehr aufgehalten, daß der wirksame Geist eines einzigen unternehmenden Gegners nicht selten im Stande ist, solche vor der Ausführung völlig zu vereiteln.

Dies war der Fall in England unter der Staatsverwaltung des Lord North, während des amerikanischen Krieges. Sollten in unserm kriegerischen, so vielen Unruhen ausgesetzten Jahrhunderte die Monarchen sich nicht bestreben, ihre Heere selbst anzuführen? wenigstens — selbst zu regieren? Die Vortheile, welche das Selbstherrschen der Regenten gewährt, sind zu unverkennbar, als daß die bestimmten Resultate des langsamen Ganges der Staatsversammlungen sie aufwiegen könnten: vornehmlich aber findet dieser Grundsatz seine Anwendung, seitdem Ludwig XIV die Unterhaltung stehender Armeen zum nothwendigen Uibel, und dadurch rasche Expeditionen so leicht möglich machte. Auch gewährt das Selbstherrschen dem Regenten den unschätzbaren Vortheil, mit eigenen Augen zu sehen, und nicht betrogen zu werden; allein nicht immer ruhet Friedrichs und Gustavs Geist auf ihnen. Zwar stellt uns die ältere und neuere Geschichte gegen so viele unwürdige Minister, die ihre schwachen Beherrscher an den Rand des Verderbens brachten, eben so viel vortreffliche Staatsmänner auf, denen die Monarchen die Regierung ihrer Staaten unbekümmert überlassen konnten; gesetzt aber auch, die Anzahl der letztern wäre noch stärker: so würden doch dann der Geschichte nur die Biographien der regierenden Staatsminister zu schildern übrig beiben. — Von den großen und edlen Thaten der Regenten selbst — in den Annalen der europäischen Staaten vergebens aufgesucht — würde sie traurend schweigen. Hätten Friedrich und Joseph eben so gedacht; wie wenig merkwürdig wäre dann die Geschichte ihres Zeitalters! Vielleicht aber ist es im Gegensatz ein Glück für das menschliche Geschlecht, daß nicht alle Monarchen so denken, wie Joseph und Friedrich II!

Mit

Mit so vieler Geschicklichkeit aber auch der König von Preußen den ersten Theil seines Operationsplans durch die Besitznehmung von Sachsen ausgeführt hatte; so ward er dagegen an der Vollbringung des zweiten und wichtigsten — ich meine das Eindringen in Böhmen und die Zerstreuung der noch nicht völlig gerüsteten östreichischen Heere — plötzlich verhindert. Es ist wahrscheinlich, daß er sich schmeichelte, entweder die Sachsen einzeln aufzuheben, oder wenn sie nicht gleich nach Böhmen zögen, auf eine geschickte Art zu entwaffnen; so aber traf er solche in einem festen Posten an, entschlossen, hier den Ausgang der Sache und das Loos abzuwarten, das ihnen das Schicksal zuwerfen würde.

Der Entschluß, das Lager bei Pirna zu beziehen, obgleich in Absicht des willkührlichen Gebrauchs einer Armee gerade das schlechteste, vereitelte dennoch Friedrichs Operationsplan merklich. Jetzt sah er sich genöthigt, die Sachsen entweder anzugreifen, oder so einzuschließen, daß sie seinen Zug nach Böhmen nicht hindern konnten. Winterfeldt, der die Vortheile übersah, die in der gegenwärtigen Lage ein schneller Marsch auf Prag gewähren würde, und dessen natürliche Hitze jederzeit die gewaltsamsten Mittel wählte, rieth zum Angriff, wozu er die Disposition meisterhaft entwarf. Es ist auch nicht zu leugnen, daß ein so kühnes mit manchen Schwierigkeiten verbundenes Unternehmen — gleich in den ersten Tagen ausgeführt — dennoch den erwünschtesten Erfolg haben konnte, da die Sachsen ihr Lager noch nicht verschanzt hatten, und es ihnen an den nothwendigsten Bedürfnissen, besonders an Munition, gebrach. Der König wollte aber nicht das, was der Hunger am Ende doch bewirken mußte, mit dem Verluste von einigen tausend Mann seiner besten Truppen erkaufen, in der Hoffnung, der be-

kanntlich herrschende Mangel werde die sächsische Armee bald zur Uebergabe zwingen; wie sehr indeß seine Voraussetzungen ihn täuschten, hat der Erfolg erwiesen.

Weder die Politik des Dresdener Hofes, noch die Festigkeit des Grafen Brühl hatten an dem Entschlusse, bei Pirna ein Lager zu beziehen, einen wesentlichen Antheil. War bei Annäherung der Preußen der König von Pohlen äußerst niedergeschlagen, war die Königinn, seine Gemahlinn, ihres Stolzes ungeachtet, betroffen: so war dagegen der Minister unentschlossen, ob er die Armee nach Böhmen ziehen lassen, oder durch ein angenommenes Neutralitätssystem das Schicksal von Sachsen vermittelst der Erhaltung des Heeres sichern sollte. Wahrscheinlich würde auch eine dieser Alternativen gewählt worden seyn, hätte nicht der Einfluß des Grafen Broglio, französischen Botschafters am sächsischen Hofe, dem kühnen Projekte, sich in dem Posten von Pirna zu verschanzen, und sich darinn so lange wie möglich zu halten, Eingang zu verschaffen gewußt. Diese kluge Maßregel, welche die politische Einsicht dieses Mannes beweiset, war unwidersprechlich für den Plan der verbündeten Mächte die beste, die man in diesem entscheidenden Augenblick ergreifen konnte. War es möglich, daß die Sachsen in Ermangelung des von östreichischer Seite zu erwartenden Beistandes ein Opfer dieses Entschlusses werden konnten; so ward dagegen Friedrich II in seinem Laufe aufgehalten, verhindert sich in Böhmen festzusetzen und die wichtigsten Operationen vorzunehmen, ehe die in möglichster Eile zusammenstoßenden feindlichen Armeen ihm die Spitze zu bieten vermochten: Vortheile, die man nicht würde haben hintertreiben können, hätte auch die ganze sächsische Armee sich gleich anfänglich ihren Bundesgenossen in die Arme geworfen. Die Folgen

haben das Zweckmäßige dieses Schritts erwiesen; denn der König von Preußen wurde dadurch um einen ganzen Feldzug gebracht, dessen glücklicher Ausgang vielleicht den Krieg in seiner Geburt erstickt, und den Plan der coalisirten Mächte auf lange Zeit verrückt haben würde *).

Brühl, durch Broglio's Vorschlag aus seiner ersten Betäubung gerissen, zeigte nun die ganze Schwäche seines wankelmüthigen Charakters durch den plötzlichen Uebergang von der kläglichsten Furcht bis zur unbegreiflichsten Kühnheit. Jetzt schmeichelte er sich mit nichts Geringerm, als mit der gewissen Hoffnung, den König von Preußen durch seine Verstellungskunst zu überlisten. Zu dem Ende rieth er dem Könige von Pohlen, den Schein der Neutralität durchaus anzunehmen, und fürs erste pünktlich zu beobachten. Daher die Friedrich II gegebenen mündlichen und schriftlichen Versicherungen, daß man seinen Marsch nach Böhmen auf keine Weise zu hindern suchen werde; daher das strenge Verbot an die Vorposten, auf die Preußen zu feuern; daher selbst der Entschluß, den König mit ins Lager zu nehmen, so äußerst unangenehm es auch diesem sybaritischen Monarchen seyn mußte, die gewohnten Bequemlichkeiten eines üp-

*) So wenig der König — wollte er sich nicht einer allzustarken Partheilichkeit beschuldigen lassen — Broglio's ertheilten weisen Rath tadeln konnte; eben so wenig war er vermögend, den Verdruß zu bergen, den er darüber empfand. Dies zeigte sich, als er nach der Capitulation vom Lilienstein nach Dresden kam, und den Gesandten einer Macht, mit welcher er noch nicht öffentlich gebrochen hatte, auf eine gewissermaßen gewaltsame Weise zwang, den sächsischen Hof zu verlassen. Nicht ohne das Aeußerste abgewartet zu haben, reisete der Graf ab, und nahm das Bewußtseyn mit, der Coalition den ersten wesentlichen Dienst geleistet zu haben.

pigen Lebens mit dem Geräusche der Waffen zu vertauschen, deren Glanz warlich mit vielen Ungemächlichkeiten, wenn gleich nicht immer mit Mühe und Gefahr verbunden ist. Dieser gute König, in dessen Herzen unstreitig weniger Bitterkeit und eingewurzelter Haß gegen den König von Preußen herrschte, als in der Seele seiner Gemahlinn, die bei seiner Abreise aus Dresden ihn noch beschwor: lieber alles Unglück über sich ergehen zu lassen, als die Parthei ihres Feindes zu ergreifen; dieser bedauernswürdige, durch seinen stolzen Minister regierte Monarch, sage ich — mußte sich alles gefallen lassen, was man ihm vorschrieb, wenn er auch bei einer Anwandelung von reiferer Ueberlegung das Unglück hätte einsehen können, welches durch diese zu große Nachgiebigkeit unfehlbar über seine Länder gebracht werden mußte.

Wie traurig ist doch das Loos eines Fürsten, der aus angewöhntem Hange zur Bequemlichkeit, oder wegen seiner eingeschränkten Geistesfähigkeiten, sich gezwungen sieht, seine Regierung unter einer immerwährenden Vormundschaft zu führen! Dies, z. B., war das Schicksal Philipps IV und Carls II, zweier unwürdigen Könige von Spanien, über deren elende und jämmerliche Regierung die Geschichte so gern den Schleier zieht.

Alle listige Wendungen des Grafen Brühl, und alle gegebene Versicherungen einer genau zu beobachtenden Neutralität verfehlten indeß diesmal ihren Zweck. Friedrich II, der sich lebhaft erinnerte, wie treulos Sachsen ihn im Jahre 1744 behandelt hatte, konnte sich nicht entschließen, einen Feind in seinem Rücken zu lassen, der ihm äußerst gefährlich werden mußte; so lange er aber noch keinen festen Fuß

in Böhmen gefaßt hatte, setzte er die angefangenen Unterhandlungen bald durch neue Vorstellungen, bald durch den Schein eines guten Ausgangs ununterbrochen fort: nur zu der Neutralität, welche der Hof von Dresden verlangte, bezeigte er sich niemals geneigt. Allein kaum hatte ein Corps seiner Armee die östreichischen Vorposten an der böhmischen Gränze vertrieben, Außig und das feste Schloß Tetschen besetzt, und dadurch sich der Elbe versichert; so hielt er dafür, es sey nun Zeit, die Unterhandlungen abzubrechen, und mit dem Könige August II aus einem andern Tone zu sprechen. Zu dem Ende sandte er den General Winterfeldt nach Struppen, mit dem Auftrage: den König von Pohlen um eine Privataudienz, ohne Zuziehung des Grafen Brühl, zu bitten. Diese ward ihm gewährt. Winterfeldt trug eine kurze Wiederholung der Gründe vor, welche den König, seinen Herrn, durchaus abhalten mußten, sich auf eine Neutralität einzulassen. Hierauf stellte er dem Könige von Pohlen mit vieler Wärme das bisherige Betragen seines Ministers als höchst verdächtig vor, ersuchte ihn dringend, dessen Rathe, der bisher der Wohlfarth seiner Staaten so äußerst nachtheilig gewesen sey, nicht ferner Gehör zu geben, und schloß endlich mit der ernstlichen Versicherung: „dem Könige bleibe jetzt keine Mittelstraße mehr zu wählen „übrig; vielmehr sey in der gegenwärtigen Lage der Sachen „eine dauerhafte Freundschaft und das daraus nohwendig „folgende Wohl beider benachbarten Nationen offenbar nur „durch eine genaue Verbindung des sächsischen und preußischen Hofes zu bewirken möglich, um vereint den herrschsüchtigen Absichten des Hauses Oestreich zu widerstehen. „In dieser Hinsicht ersuche, am Schlusse der Unterhandlungen, der König von Preußen den König von Pohlen

„noch einmal: ein enges Bündniß mit ihm einzugehen,
„und die Vortheile, so wie die Gefahren der künftigen
„Feldzüge, mit ihm zu theilen.“

So gewiß auch Friedrich II sich schmeichelte, August II würde seinen Vorschlägen in dem Augenblick, wo er von seinem Führer getrennt wäre, mehr Gehör geben, so mußte er doch diesmal das Gegentheil erfahren. Es sey nun, daß der König von Pohlen aus Ueberzeugung sich verbunden hielt, der Parthei des Hauses Oestreich nicht offenbar zu entsagen, vielleicht auch durch eine übertriebene Ergebenheit gegen seine Gemahlinn, und durch eine zu starke Nachgiebigkeit gegen seinen Liebling geleitet, anders zu handeln sich nicht getraute, — oder daß in diesem Augenblick ihm die Begebenheiten des Feldzuges vom Jahre 1742 schrecklich aufs Herz fielen; — genug, er verwarf Winterfeldts Vorschläge gänzlich.

Von diesem Tage an wurde der Briefwechsel zwischen den beiden Monarchen immer lauer, bis er endlich ganz aufhörte; weil keiner von beiden seine Absichten erreichen zu können glaubte. Friedrich II war besondes darüber aufgebracht, daß er so viel Standhaftigkeit bei August II antraf, da doch dessen Heer in kurzem das traurigste Schicksal zu erwarten hatte. Es verdroß ihn nicht wenig, eine so kostbare Zeit mit der Bewachung und Entwaffnung der Sachsen zubringen zu müssen; eine Zeit, in der es ihm leicht hätte glücken können, seine großen Entwürfe in Böhmen auszuführen, und vielleicht dem ganzen Krieg in einem Feldzug ein Ende zu machen. Es ist daher sehr begreiflich, daß dieser Umstand Anlaß zu seinem nachmaligen strengen Verfahren gab, so wie die in der Folge sich immer schrecklicher

häufenden Zufälle das Schicksal von Sachsen jährlich drük- kender machten *).

Hatte inzwischen die Hoffnung, Friedrich II zu über- listen, den Grafen Brühl diesmal getäuscht, so schien doch dieser einer oft leidigen Trösterinn sein Zutrauen wieder zu schenken, sobald er erfuhr, daß 70,000 Oestreicher, unter Anführung des tapfern Feldmarschalls Brown, im An- marsche wären, um die sächsische Armee zu befreien. Wieder- holt hatte die Königinn von Pohlen die Kaiserinn- Königinn um schleunige Errettung der eingeschlossenen Sachsen angeflehet, und war noch dringender geworden, als die Unterhandlungen mit dem Könige von Preußen nicht nach ihrem Wunsch ausfielen. Friedrichs Beharrlichkeit schien ihrem Hof und dem Churfürstenthume kein glückliches Loos zu prophezeihen; sie verfehlte daher nicht, alles, was bisher

---

*) Es ist wenigstens wahrscheinlich, daß der König von Preußen sich anfänglich geschmeichelt haben mochte, den König von Pohlen durch die Ueberraschung zu einem freundschaftlichen Bündnisse zu bewegen; daß er vielleicht in dieser Absicht das Mani- fest, welches er, sobald er über die sächsische Gränze geschritten war, austheilen ließ, in so glimpflichen Ausdrücken abfaßte, und unter andern sich der Aeußerung bediente: er wolle Sachsen nur als ein Unterpfand in Besitz nehmen, bis die Kaise- rinn-Königinn ihm Gerechtigkeit würde haben wie- derfahren lassen; daß er, zufolge dieser Aeußerung, ein so genanntes Krieges-Direktorium unter dem Vorsitz des Grafen Bork zu Torgau niedersetzte, und daß dieses den Auftrag bekam, alle Ge- fälle auf eben dem Fuß, wie solche bisher in die herrschaftlichen Cassen geflossen waren, einzuheben und zu berechnen; daß aber nach dem Widerstande, den er vom Dresdener Hofe erfahren mußte, und besonders nach der Capitulation vom Lilienstein, die geäußerten glimpflichen Ausdrücke, die allen Vorwand von Eroberungssucht

in Sachsen vorgefallen war, so wie den Zustand, in welchen der König, ihr Gemahl, seine Familie, seine Truppen und sein Staat versetzt worden, mit den stärksten Farben zu schildern, über ihr Schicksal bittere Klagen zu führen, und ihre Nichte zur thätigen Hülfe aufzufordern. Die überspannteste Wuth, durch den bekannten Vorfall mit dem Archive zu Dresden noch mehr in Feuer gesetzt, lieh ihr dazu den Pinsel, und es konnte nicht fehlen, daß ein so hervorstechendes Bild den stärksten Eindruck auf eine Fürstinn machte, die ohne dies schon an dem Könige von Preußen sich zu rächen bemüht war. Maria Theresia säumte auch nicht mit ihrem Beistande, da ihre eigene Sicherheit dabei interessirt war, und so viel als die Lage, in der sie sich befand, es erlauben wollte, mußten ihre Heerführer eilen, dem Bundesgenossen beizustehen.

---

entkräften sollten, in stets steigende Härte ausarten, sind bekannte Thatsachen. Allein wenn man bedenkt, daß gleich nach der Gefangennehmung der sächsischen Armee das preußische Commissariat seine schwere Hand über ganz Sachsen ausbreitete; daß es mit Mehl- und Futterlieferungen den Anfang machte, bald aber auch Pferde, Rekruten und ansehnliche Contributionen forderte; wenn man ferner annimmt, daß — wie unterrichtete Personen behaupten wollen — der siebenjährige Krieg Sachsen 84 Millionen Thaler gekostet hat; so bleibt es problematisch, wie es eine Möglichkeit gewesen sey, diesen Drangsalen nicht zu unterliegen. Wenn man aber dagegen die viele Millionen in Anschlag bringt, welche während der Dauer des Krieges die preußischen Armeen in Sachsen ausgaben, so läßt sich aus der starken Cirkulation des Geldes, aus der Fruchtbarkeit des Landes, aus der Industrie seiner Einwohner, und aus dem Umstand, daß die auf Credit der Landstände contrahirten Schulden nach erfolgtem Frieden in Terminen abgetragen wurden, abnehmen, wie einem völligen Bankerotte noch hat vorgebeugt werden können.

Kaum war diese frohe Nachricht durch einen Vertrauten im Hauptquartier zu Struppen überbracht worden, so linderte sie in etwas den Kummer des niedergeschlagenen Königs von Pohlen und seines geängstigten, stolzen Ministers. Eine neue Spannkraft erhob ihren Geist wieder; und da es jetzt darauf ankam, mit den geringen in dieser gebirgigen Gegend vorgefundenen Lebensmitteln haushälterisch umzugehen, um bis zu dem so sehnlich erwarteten Tage der Erlösung auszukommen; so wurde sowohl die Mundportion des Soldaten, als das Futter der Pferde von einer Zeit zur andern verringert. Zum Glück traf das Ungemach, welches die Noth zu ertragen gebot, eine Nation, die, aus Ehrfurcht und Zuneigung zu dem anwesenden Könige, geleitet von wahrer Vaterlandsliebe, auch die drückendsten Beschwerden des menschlichen Lebens willig erduldete. Nicht Ein Mann dieser aus Landskindern bestehenden Armee wagte es zu murren, am allerwenigsten aber durch Ausreißen sich dem täglich zunehmenden Elende zu entziehen. Wer ein gefühlvolles Herz besitzt, muß eingestehen, daß so viele ächte Patrioten, die gewiß bey jeder Gelegenheit Beweise ihrer angebohrnen Tapferkeit abgelegt haben würden, nicht verdienten, das Opfer eines eigensinnigen Hofes zu werden.

Friedrich II war überzeugt, daß er jetzt nothwendig die Sachsen ferner eingeschlossen halen, zugleich aber auch der sich nähernden feindlichen Armee die Spitz bieten müsse; beides jedoch zu einer Zeit glücklich auszuführen, war schwer, denn seine Armee bestand nur aus 56,000 Mann. Er mußte wenigstens 32,000 zur Einschließung des Lagers bey Pirna anwenden, und es blieben ihm daher nur noch 24,000 übrig, um den vorrückenden östreichischen Heerführer zu verhindern, zur Befreiung der

Bundesgenossen thätig zu wirken. Auf der einen Seite war diese kleine Armee viel zu schwach, um 70,000, von einem Brown angeführte Oestreicher mit Sicherheit des Erfolgs zu bekämpfen; auf der andern konnte der König nicht weniger Truppen zur Einschließung der Sachsen zurücklassen, wenn man bedenkt, daß solche ein von einem Flusse durchschnittenes Terrain von vier Meilen im Umkreise besetzen mußten; ja die, ohne sonderlich sichere Gemeinschaft, in kleine Corps gelagerten Preußen würden schwerlich ihrer Bestimmung entsprochen haben, wäre der berühmte Posten bei Pirna nicht so beschaffen, daß es eben so gefahrvoll bleibt, einen darin verschanzten Feind anzugreifen, als es diesem fast unmöglich fällt, ohne auswärtige Hülfe aus demselben glücklich zu entschlüpfen*). Unter diesen Umständen waren also die Handlungen des Königs gewagte Unternehmungen, die nur die gegenwärtige Lage der Sachen entschuldigen konnte. Mißlang der Zug nach Böhmen, so mußte dieß nach aller Wahrscheinlichkeit die Befreiung der Sachsen nach sich ziehen, und dann alle Vortheile vernichten, die Friedrich und Winterfeldt sich von einer Ueberraschung versprochen hatten; gleichwohl blieb ersterm keine andre Wahl übrig, als zu versuchen, was Talente vermögen, und was das Glück — ihm zuführen würde. Das Schicksal entschied, — und beides entsprach seinen Wünschen über alle Erwartung.

*) Sachkundige, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, diese äußerst durchschnittene Gegend mit eigenen Augen zu sehen, werden sich von der Wahrheit dieser Behauptung durch den Plan überzeugen, den der Ingenieur-Capitän Marquart gleich nach der Capitulation aufnahm, und in Berlin bei Schleuen in Kupfer stechen ließ.

Sobald der König von Preußen die Nachricht erhalten hatte, daß Brown über die Eger gehen würde, eilte er, die engen und beschwerlichen Pässe des Pascopols und von Wollmina zu durchziehen, um den Ausgang des Gebirges und die Ebene von Lowositz zu gewinnen. An eben dem Tage schlug der östreichische Heerführer sein Lager in dieser Gegend auf. Hier begegneten also beide Armeen einander, und es war noch ungewiß, welche zuerst angreifen, oder ob beide durch künstliche Manövres ihren Endzweck zu erreichen suchen würden. In beiden Fällen waren alle Vortheile auf der Seite der Oestreicher. Brown führte eine zweimal stärkere Armee an, hatte ein zahlreiches Geschütz und eine sehr vortheilhafte Stellung. In derselben hing es bloß von ihm ab, ob er das Gefecht annehmen wolle, wenn es ihm angeboten würde; ob er selbst angreifen; ob er die Preußen umgehen, oder unter ihren Augen stehen bleiben wollte, während ein starkes Corps zur Befreiung der Sachsen über die Elbe zöge. Friedrich II hingegen sollte noch erst den Ausgang des Gebirges gewinnen; zugleich durfte er in dieser unwirthbaren Gegend sich nicht füglich von dem Wege entfernen, den er, wenn er sich zurückziehen mußte, nöthig hatte. Hiernächst waren seine Truppen durch den so schnellen als äußerst beschwerlichen Marsch nicht allein sehr mitgenommen, sondern auch in der Dunkelheit der Nacht so durcheinander gerathen, daß die Generale den Anbruch des Tages schlechterdings erwarten mußten, um die Ordnung wieder herzustellen. Der einzige Vortheil, dessen er in dieser Lage genoß, war, daß es ihm noch glückte, die große Schluft, welche zwischen den äußerst hohen Bergen, Lowos und Homolka, nach der Ebene von Lowositz führt, mit 6 Bataillonen zu besetzen, ehe der Feind sich davon Meister machen konnte.

Diese Schluft diente ihm zum Aufmarsch. Der enge Raum zwang ihn aber, seine kleine Armee in vier Treffen zu stellen, und seine Flügel an die beiden hohen Berge zu lehnen, wiewohl auch dies bei dem linken Schwierigkeiten fand, indem Brown schon Kroaten und Grenadiere in die Weingärten geworfen hatte, die den Rücken des Lowos bedeckten. Ob also Friedrich II wirklich — wie er es selbst in seinen Schriften behauptet — sich habe schmeicheln können, der Feind habe sich zurückgezogen, da ein dichter Nebel, der auf der Ebene ruhte, die Gegenstände genau zu erkennen verhinderte, ist, wenn man auch die herrschende Stille und die wenige Cavallerie, die man gewahr ward, mit in Anschlag bringt, ein Problem, dessen Auflösung zu unternehmen ich nicht wage. — Wenigstens mußte der feindliche Colonnenmarsch, den der König Tages zuvor von der Höhe des Pascopols, als auf Lowositz gerichtet, entdeckte, und die ihm bekannt gewordene Bestimmung der östreichschen Armee, ihn von Gegentheil überzeugen. — Wahrscheinlicher ist es, daß er sich vorgenommen hatte, die Oestreicher anzugreifen, wie und wo er sie fände, um durch einen erfochtenen Sieg das Schicksal der Sachsen zu entscheiden; daß er aber bei der Ausführung Schwierigkeiten antraf, die er vielleicht von einem Feinde nicht erwartete, von dessen Taktik er keine höheren Begriffe hegte, als die er in den ersten schlesischen Feldzügen erhalten hatte, ist Thatsache. Hier traf er nicht mehr die Oestreicher, die er in vier Schlachten besiegte; keinen Neuperg, keinen brausenden Prinzen Carl von Lothringen an; sondern einen unter den Waffen grau gewordenen, und durch Talente und Erfahrung zum Helden seiner Zeit gebildeten Brown; eine Artillerie, die ein Fürst Lichtenstein mit eigenem Aufwande zur Vollkommenheit ge-

bracht hatte; eine Armee, welche während eines zehenjährigen Friedens sich in der Kriegskunst mehr geübt, zugleich sich beeifert hatte, die Methode ihrer Ueberwinder anzunehmen, und sich nach ihrer Disciplin zu bilden. So lernte einst eine noch ganz rohe Nation die Kriegskunst, nachdem sie durch jenen nordischen Helden*), dessen Name und Abentheuer in der Geschichte nie verlöschen werden, — vielfältig war geschlagen worden.

Zwei verschiedene Angriffe, welche die preußische Cavallerie unternahm, wurden vereitelt; und so lebhaft und regelmäßig sie auch ausgeführet wurden, so mußten sie, wegen des gut vorbereiteten und unterhaltenen feindlichen Feuers, doch mißlingen. Jetzt erst sah Friedrich II die Schwierigkeiten ein, die er zu bekämpfen haben würde, und er ward davon noch mehr überzeugt, als der gesunkene Nebel ihm die ganze vortheilhafte Stellung des Feindes völlig übersehen ließ. So erheblich indessen diese Schwierigkeiten auch waren, so wenig Hoffnung auch die nicht ganz günstige Position, die er seiner Armee zu geben im Stande war, die Unbequemlichkeit des Angriffs, und der feste Posten seines ihm so sehr überlegenen Feindes, ihm zu einem glücklichen Erfolge geben konnten: so hielt er es doch seiner gegenwärtigen Lage angemessen, das Aeußerste zu versuchen. Selbst der geübteste Heerführer würde in diesem Augenblicke gestutzt haben, vielleicht keinen Schritt weiter gegangen seyn; doch der sich stets gegenwärtige König hielt die Ausführung seines Vorhabens nicht für ganz unmöglich, obgleich er einsah, daß seiner gewiß nicht zahlreichen Infanterie die Gefahren, so wie die Ehre dieses Tages allein bestimmt seyn würden. Er

*) Carl XII König von Schweden.

richtete daher sein Hauptaugenmerk dahin, seinen rechten Flügel an den Berg Homolka zu lehnen, und versuchte mit dem linken, die auf dem Lowos in den Weingärten gestellten feindlichen Vorposten zu vertreiben. Nur mit vieler Mühe wurden solche von einer Mauer zur andern zurück geworfen, ohne daß dieser herzhafte Streich entscheidend gewesen wäre. Alle aus dem zweiten ins erste Treffen gezogenen Infanterie-Regimenter waren noch nicht hinreichend, eine Linie über den Lowos und bis an die am Fuße dieses Berges fließende Elbe zu bilden, dadurch den Feind, der ihre Flanke umgehen wollte, abzuhalten, und den Posten von Lowositz anzugreifen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich indeß der König als Feldherr, und ersetzte den Mangel an Infanterie durch eine kluge Disposition. Sein ganzer linker Flügel mußte sich links ziehen, und in die dadurch in der Mitte der Linie entstandene Lücke ließ er einen Theil seiner Cavallerie einrücken. Mittelst dieses schönen Manövers gelang es ihm, seinem linken Flügel einen festen Punkt an der Elbe zu geben; gleichwohl waren dadurch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben, vielmehr schien der Sieg, den eine solche Anstrengung verdiente, sich durch mancherlei Ereignisse wieder zu entfernen.

Schon war es hoch am Mittage. Die Unerschrockenheit der Preußen, so wenig wie ihr lebhaftes Feuer, konnten der Standhaftigkeit der stets durch frische Truppen unterstützten Oestreicher etwas abgewinnen. Jetzt trat der kritische, zugleich aber entscheidende Zeitpunkt ein, in welchem der den Angriff anführende Herzog von Bevern seine ganze Ueberlegung und Kaltblütigkeit auffordern mußte, um zum Zwecke zu gelangen. Durch ein sechs Stunden lang unterhaltenes heftiges Feuer hatte sich der linke Flügel nicht allein völlig verschossen, sondern die noch vorräthige Munition war

ebenfalls größtentheils verbraucht, ohne daß der Posten von Lowositz überwältigt werden konnte. Graf Wied, der denselben vertheidigte, bediente sich vielmehr der ihm zugesandten Verstärkungen, um sein Feuer zu verdoppeln, da er merkte, daß das gegenseitige matt zu werden anfing. Der preußische Soldat, der sich nur durch Ueberlegenheit seines Feuers unüberwindlich glaubt, klagte über Mangel an Patronen. Der Herzog, der wohl einsah, daß jetzt ein verzweifelter Entschluß gefaßt werden mußte, hatte Gegenwart des Geistes genug, seinen Truppen zuzurufen: Bursche, seyd darüber unbekümmert! In welcher Absicht hätte man euch sonst gelehrt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen? Diese Worte, aus dem Munde eines Anführers, auf den der Soldat völliges Zutrauen setzte, waren gleichsam ein Götterspruch für die Preußen. Sogleich schließen sie ihre Reihen, und durch das Beispiel ihrer Offiziere angefeuert, dringen sie mit Gewalt in den Feind. Umsonst eilt Graf Stahrenberg mit sechs Bataillonen herbei; umsonst sucht Graf Wied die Häuser von Lowositz, worin seine Grenadiere sich retten, zu behaupten: nichts kann den Preußen widerstehen. Wie ein reißender Strom stürzten sie von der Höhe des Lowos, und alles muß ihrer ungestümen Tapferkeit weichen. Ein Theil der Oestreicher wirft sich in die Elbe, und sucht durch Schwimmen sein Leben zu retten. Lowositz wird in Brand gesteckt, und Alles, was diesen Posten vertheidigen sollte, ergreift die Flucht, welche die vorrückende feindliche Cavallerie sehr erleichtert.

Dieser ausgezeichnete Muth entschied das Schicksal dieses Tages. Der erfochtene Sieg würde gleichwohl keine so glücklichen Folgen für den König von Preußen gehabt haben,

hätte nicht der östreichische Heerführer freiwillig ein Schlachtfeld verlassen, auf welchem er gewissermaßen nur einen Vorposten verloren hatte. Nur ein sehr geringer Theil seiner Armee war zum Treffen gekommen, der übrige behauptete noch eine sehr drohende Stellung; und wenn man den Zustand, in welchem nach diesem Postengefechte beide Heere sich befanden, gegen einander vergleicht, und zugleich die möglichen Schlußfolgen daraus zieht: so bleibt es problematisch, ob Friedrich II, seiner errungenen Vortheile ungeachtet, in Böhmen sich würde haben erhalten können, hätte Brown die Entschlossenheit gehabt, stehen zu bleiben, und seine in allem Betracht noch große Ueberlegenheit auf eine andre Art zu nutzen. —

Das Treffen bey Lowositz machte bey dem König von Preußen eine lebhafte Sensation. Auf der einen Seite konnte er die fast übermenschliche Tapferkeit seiner Truppen nicht genug bewundern *); auf der andern unterschied er als Kenner die Vortheile sehr genau, die seine Feinde durch die ehemaligen schlesischen Feldzüge sich zu eigen gemacht hatten. In einem Briefe, den er nach dem Gefecht an den Feldmarschall Schwerin schrieb, drückte er sich so aus: „Ich habe „aus dem gestrigen Vorgange gesehen, daß diese Leute nur „darauf

*) In einem geschriebenen Bericht von diesem Treffen, den ich zu erhalten Gelegenheit hatte, sagt er, wenn von der Tapferkeit seiner Truppen die Rede ist: Par ce tour de force j'ai vu ce que peuvent mes troupes. Der Ausdruck „tour de force“ ist eine Redensart, der man sich im Französischen bedient, wenn man die Künste eines sogenanten starken Mannes, wobei Geschicklichkeit und übernatürlich scheinende Kräfte angewendet werden müssen, beschreiben will; er bezeichnet also hier das höchste Ideal von Kraft.

„darauf ausgehen, uns in Postengefechte zu verwickeln, und „daß man sich hüten muß, sie auf eine übereilte Art anzu„greifen. Sie sind jetzt listiger, als sie sonst waren; und „glauben Sie mir auf mein Wort, daß, wenn man ihnen „nicht sehr viel grobes Geschütz entgegen stellen kann, es „unzählig vielen Menschen das Leben kosten würde, sie zu „schlagen" *).

So wie der nicht erwartete Rückzug des Feldmarschalls Brown nach der Eger einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal der im Lager bei Pirna eingeschlossenen sächsischen Armee hatte, so ward zugleich der Hof zu Dresden in nicht geringe Bestürzung versetzt, welcher mit Ungeduld den Zeitpunkt erwartet hatte, in welchem die Oestreicher durch die Pässe von Höllendorf und Gieshübel dringen, Sachsen seinen Beherrscher, und dessen eingeschlossener Armee die Freiheit wieder verschaffen sollten. Ein widriges Geschick, durch unvorhergesehene Vorfälle veranlaßt, gab jetzt der Sache eine ganz veränderte Gestalt, und die so sehnlich gewünschte Freiheit verwandelte sich plötzlich in einen Schatten, welchen zu erhaschen die Sachsen vergeblich sich bemühten. Fast mit jedem Tage war ihr Zustand schlechter geworden. Die geringen Vorräthe, welche die unfruchtbare Gegend, in der sie sich aufhielten, ihnen reichen konnte, waren aufgezehrt, und

*) Voll von dieser Idee, und durch das zahlreiche Geschütz, welches die Oestreicher hier aufstellten, noch mehr darin bestärkt, vermehrte der König gleich im nächsten Feldzuge seine Artillerie. Diese Vermehrung aber kann mit dem Train noch nicht in Vergleichung gestellt werden, der im Jahre 1778 sich bei der Armee befand. Zum Beweise will ich hier nur anführen, daß z. B. im Jahre 1756 die zu Magdeburg mobil gemachte Artillerie mit 1700 Pferden bespannt wurde, im Jahre 1778 aber 4000 erforderte.

schon war eine halbe Portion Brod alles, was der Soldat erhielt, um nicht ganz zu verhungern. Zwar weidete eine kleine Anzahl Schlachtvieh an den Ufern der Gottleube, eines Baches, der am Fuße der Bergkette, worauf das Lager stand, vorbeifließt; allein dieses ward für die königliche Tafel aufgespart. Es war bey Lebensstrafe verboten, sich daran zu vergreifen, und ward ja — wiewohl sehr selten — etwas davon ausgetheilt: so war die Portion Fleisch so klein, daß der hungrige Soldat dies mehr als einen Leckerbissen ansah, als daß er sich dadurch zu stärken vermocht hätte. Geistige Getränke fehlten ganz, und das trinkbare Brunnenwasser ward endlich eben so selten, als alle übrigen Lebensmittel, welche einzelne Landleute auf ihrem Rücken, durch beschwerliche, unbekannte Steige, einzubringen wagten, übertrieben theuer bezahlt werden mußten. Schon hatte man das gewissermaßen grausame Hülfsmittel ergriffen, den größten Theil der Zugpferde, welche das Geschütz und das Gepäcke zum Lager hatten schleppen müssen, todtstechen zu lassen. Die Pferde der Cavallerie mußten zum Theil sich mit Stroh begnügen; oft sah man sie das, wegen der felsigten Gegend nur sparsam hervorsprießende Gras mit der größten Begierde abweiden, und nur einmal des Tages wurden sie getränkt, weil so abgehungerte Thiere auf den Fußsteigen, die zur Elbe führen, nur mit vieler Beschwerlichkeit fortkommen konnten. Mit einem Worte, das Elend war aufs höchste gestiegen; und so wenig meine Feder das unverdiente Schicksal so vieler braven Leute traurig genug zu schildern vermag, eben so stark fordern meine Empfindungen mich auf, diese Scene menschlichen Unglücks zu verlassen, um zur Entwickelung dieser traurigen Catastrophe einige wenig bekannte Züge hinzuzufügen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie betroffen die Sachsen seyn mußten, als ihnen der Vorgang bei Lowositz durch das preußische Viktoriaschießen auf das triumphirendste angekündigt ward. Nie habe ich ein Schauspiel dieser Art mit mehr Pracht aufführen gesehn. Man war äußerst erfinderisch gewesen, Anstalten zu treffen, welche einen tiefen und zugleich furchtbaren Eindruck auf die Gemüther der Unglücklichen machen mußten. Das gebirgichte Terrain dieß- und jenseits der Elbe, worauf die einschließenden Corps sich in Schlachtordnung stellten: die Thäler, Dörfer, Wälder und Klüfte, welche die Glieder jener Kette wechselnd trennten, dienten dieser Scene zur Dekoration, und ein ununterbrochenes Lauffeuer, das durch die Thäler unzähligemal wiederhallte, konnte die gewünschte Wirkung nicht verfehlen. Eine gleiche Sensation mußte das Festliche dieser Handlung bei dem Könige von Pohlen und dem Grafen Brühl hervorbringen. — Ersterer, den wohl nie in seinem Leben einiger Kummer mißmüthig gemacht haben mochte, dachte vielleicht jetzt zum erstenmal an das Bedenkliche seiner Lage. Letzterer, der wohl voraussehen mußte, daß es nunmehr dem Könige von Preußen leichter seyn würde, die durch Hunger bereits ganz entkräftete Armee zur Uebergabe zu zwingen, mußte natürlich in einer höchst kritischen Ungewißheit schweben. Es ist wohl vorauszusetzen, daß es beider Hauptaugenmerk gewesen ist, sich mit Aufopferung alles Uebrigen einer drohenden Gefangenschaft zu entreißen, während der Graf Rutowsky und das treu gebliebene Heer über den Eigensinn des Hofes und dessen traurige Folgen seufzen mußten. Wahrscheinlich urtheilte jeder über die Zukunft, die seiner wartete, so verschieden, als die einzelnen Empfindungen der

Menschen bald einen beunruhigenden, bald einen tröstenden Gedanken erzeugen. Sicher hatte indeß bei Allen die Furcht die Oberhand über die Hoffnung, als die Königinn von Pohlen Mittel fand, den Feldmarschall Brown zu bewegen, zur Rettung der Sachsen noch einen Versuch, und zwar auf das rechte Ufer der Elbe, zu machen.

Die Hoffnung mag uns täuschen, so oft sie will, wir schenken ihr dennoch unser Zutrauen wieder, sobald sie uns günstiger anzublicken scheint. So ging es auch jetzt dem guten Könige August und seinem Lieblinge. Kaum war die Nachricht von dem Marsch der Oestreicher auf Schandau ihnen hinterbracht worden, so erwachte ihr niedergedrückter Geist aus seiner bisherigen Betäubung. Jetzt stellte der stolze Gedanke, mit Hülfe dieser Armee der Wachsamkeit der preußischen Feldherren entgehen, sich der Gewalt des Königs von Preußen entreißen, und die so lange gewünschte Freiheit wieder erlangen zu können, sich ihnen so lebhaft dar, daß sie den Entschluß faßten, über die Elbe zu setzen, mit dem Degen in der Faust einen oder den andern feindlichen Posten zu überwältigen, und sich in die Arme ihrer zu Hülfe eilenden Bundesgenossen zu werfen.

So leicht indeß dies Unternehmen denen schien, die dazu den Entwurf gemacht hatten, so sehr wurde dessen glücklicher Erfolg von der sächsischen Generalität bezweifelt. Rutowsky, der hinreichende Erfahrung und Kenntnisse des Terrains besaß, um aus Gründen die Unmöglichkeit der Ausführung zu beweisen, behauptete: „daß da jedem in der „Armee die Vortheile, aber auch die Schwierigkeiten be„kannt wären, welche der Posten von Pirna in entgegenge„setzten Fällen darböte; so müßte auch jeder eingestehen,

„daß es gegenwärtig äußerst nachtheilig, vielleicht unmög-
„lich seyn dürfte, sich im Angesicht eines so aufmerksamen
„Feindes aus demselben herauszuziehen. Eine Brücke unter
„dem Königsstein zu schlagen, sey zwar nicht unmöglich;
„man möchte aber bedenken, daß die gefährlichen Wege,
„welche zur Elbe herunter führten; die Zeit, die zum Ueber-
„gange auf einer einzigen Brücke erfordert würde: die Be-
„schwerlichkeit, das Geschütz auf die jenseitigen steilen Felsen
„hinauf zu ziehen; der sehr beschränkte Raum, den die so-
„genannte Ebenheit ihnen zu ihren Bewegungen verstatte;
„die Stärke der preußischen Verschanzungen oder Verhaue,
„so wie die engen Päsſe, wo ein einziges Bataillon mit eini-
„gen Feldstücken im Stande sey, eine Armee aufzuhalten,
„eben so viele erhebliche Hindernisse wären, deren man bei
„einer nur schwachen Hoffnung, Eins oder das Andere ge-
„hoben zu sehen, gewärtigen müsse. Hätte man diesen
„kühnen Schritt doch thun wollen, so hätte es zu der Zeit
„geschehen müssen, da der Soldat noch Muth und Kräfte
„gehabt hätte, ein solches Wagestück zu unternehmen, und
„dann wären sichre Wege zu wählen gewesen, als die wä-
„ren, auf welchen man eine kraftlose Armee nebst allem Zu-
„behör sich durchschlagen lassen wolle. Bei so vielen Unbe-
„quemlichkeiten und Gefahren lasse sich von abgehungerten
„Truppen und elend berittener Cavallerie keine Thätigkeit
„mehr erwarten, am wenigstens ein Projekt von der Art mit
„Gewißheit ausführen." So triftig jedoch diese Einwürfe
waren, so sehr sie den competenten Richter verriethen, so
vermochten sie doch nicht, den gefaßten Entschluß abzuän-
dern; die richtigen Bemerkungen eines alten Kriegers wur-
den durch die einmal bei Hofe gemachte Disposition völlig
entkräftet. Man ward sogar beharrlicher, als man von

dem Marsche des Feldmarschalls Brown nach Lichtenhayn, unweit Schandau, näher war unterrichtet worden.

Unter die zum Abzuge vorgekehrten Anstalten gehörte, daß man von den bei Pirna liegenden Elbkähnen die erforderliche Brücke zu schlagen gedachte. Es kam nur darauf an, diese mit allen zu einer Schiffbrücke nöthigen Materialien belasteten Fahrzeuge die Elbe herauf zu schaffen, und sie der Wachsamkeit dreier preußischen Posten zu entziehen. Um diese in Respekt zu halten, wurde ihnen gegenüber verschiedenes Geschütz aufgefahren. Zur Fahrt wählte man die Nacht vom 8ten auf den 9ten Oktober. Diese schien nun zwar wegen ihrer außerordentlichen Dunkelheit, dem Vorsatze zu entsprechen; allein das Geräusch der Ruder verrieht bald das Unternehmen, und zog bei Wahlstädt eine so lebhafte Kanonade nach sich, daß die Schiffsknechte, in Schrecken gesetzt, ihre Gefäße dem Strom überließen, und bloß ihr Leben zu sichern suchten. Diese Wiederwärtigkeit verzögerte den Abmarsch der Sachsen um zwei Tage. Jetzt waren sie gezwungen, ihre Pontons mit vieler Mühe und Gefahr an die Elbe hinunter zu bringen, um die Brücke zu schlagen. Endlich am 12ten des Abends verließ die ganze Armee das Lager, und erreichte, jedoch nicht ohne die größten Beschwerlichkeiten, das jenseitige Ufer. Der Nachzug und das Gepäck aber waren nicht so glücklich; die nacheilenden Preußen holten sie ein, und schnitten beide völlig ab. Dies machte die Sachsen stutzen; sie brachen ihre Brücke ab, suchten auf der sogenannten Ebenheit beim Lilienstein sich zu erholen, und erwarteten daselbst das mit dem Feldmarschall Brown verabredete Signal zum gemeinschaftlichen Angriff.

Mit Ungeduld harrte dieser desselben. Bereits am 11ten war er, seinem Versprechen gemäß, bei Lichtenhayn einge-

troffen, und nach dem Zeugnisse des Generals Warnery *) dürfte es ihm damals ein Leichtes gewesen seyn, den preußischen Posten bey Schandau zu überwältigen, und sich den Sachsen näher zu bringen. Ein nur schwaches Corps stand daselbst. Der General Meyeringk, ein Mann, der die ausgezeichnetsten Anlagen zu einem Exercitienmeister besaß, an dem man aber die Talente eines Feldherrn vermißte, befehligte solches, und dieser verlor bei Annäherung des Feindes den Kopf dergestallt, daß er Fehler begieng, die andere unter ihm stehende Officiere verbessern mußten, um die willkührlich gegebenen Blößen zu decken. Zu seinem Glücke mußten indeß Umstände eintreten, die ihn vor der Hand gegen einen Angriff sicherten. Da der Uebergang der Sachsen, der genommenen Abrede entgegen, sich so merklich verzögerte, auch die Nachricht einlief, daß die, auf die Bewegungen der Sachsen so aufmerksamen preußischen Generale veranlaßt worden wären, auf die Verstärkung des Postens von Schandau und die Sicherung des am Fuße des Liliensteins angebrachten Verhaues Bedacht zu nehmen; so mußte Brown, der nicht mehr als 6000 Mann zu dieser Expedition anführte, und auf einem äußerst durchschnittenen Terrain manövriren sollte, auf seine eigene Sicherheit mehr, als auf einen Angriff denken.

So schnell aber auch die preußischen Feldherren Anstalten trafen, die Sachsen an ihrem Durchbruche zu hindern, so konnten diese Vorsichtsmaßregeln doch erst an dem Tage nach ihrem Abzuge aus dem Lager ausgeführt werden: hiernächst erlaubte der große Umweg, den man nehmen mußte, und das beschwerliche, unter der Benennung der Ziegen-

*) Campagnes de Fréderic II, Roi de Prusse. Tom. I. Page 34 et s.

rücken bekannte, Defilee nicht, daß die Verstärkungen eher, als am späten Abend, auf den ihnen angewiesenen Punkten eintreffen konnten. Zwar war der Verhau am Liliensteine, der die so genannte Ebenheit, dem Sammelplatze der sächsischen Armee, von dem Wege nach Waltersdorf trennte, in der Eile mit 3 Bataillonen, unter Anführung des Generals Forcade, besetzt worden; allein dieser Verhau war nichts weniger als undurchdringlich. Hätten daher die durch so viele Anstrengungen erschöpften Sachsen nicht Zeit gebraucht, sich zu erholen, und hätten sie nicht auf das verabredete Zeichen zum gemeinschaftlichen Angriff warten müssen; so würde es ihnen gelungen seyn, diesen Posten zu überwältigen. Nachdem aber der General Retzow mit 3 andern Bataillonen hier angelangt, das Corps bei Schandau durch den General Lestwitz verstärkt worden war, und General Winterfeldt den Paß bei Waltersdorf mit vieler Infanterie und einer Batterie von 20 Kanonen besetzt hatte: so waren den Sachsen alle Rettungsmittel — selbst wenn Verzweiflung sich ihrer bemächtigt hätte — völlig abgeschnitten.

Demungeachtet ließ der König von Pohlen, der sich mit seinem Minister nach dem Königsstein begeben hatte, dem Grafen Rutowsky den Befehl zum Angriff ertheilen, sobald das verabredete Signal würde gegeben worden seyn. Dieser, der nunmehr die Unmöglichkeit, durchzudringen, einsah, ließ zur Antwort sagen: „Er getraue sich nicht, den „Angriff allein auf sich zu nehmen. Der ihn einschließende „Feind habe hier den größten Theil seiner Macht concentrirt, „und in der abgewichenen Nacht sey der Verhau dergestalt „verstärkt worden *), daß er es nicht wage, das Leben so

*) Diese Voraussetzung war unrichtig, die Veranlassung dazu aber sonderbar. Der in den Verhau gestellte General Forcade

„vieler tapfern Soldaten ohne Zweck aufzuopfern. Der „Graf Brühl sey selbst General in der Armee; er ersuche „ihn daher, solche selbst anzuführen; er für seine Person „werde ihm unfehlbar folgen.“ Brühl hielt es nicht für rathsam, diesem Winke zu folgen. Es schien ihm sicherer, auf dem Königsstein den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten, als auf der Ebenheit sich der Gefahr auszusetzen, sein bisheriges epikurisches Leben auf dem Bette der Ehre auszuhauchen. Er ließ also das verabredete Signal zum Angriff geben, mußte aber zu seinem nicht geringen Befremden wahrnehmen, daß es unbeantwortet blieb, weil Brown, der Verzögerung müde, seinen Rückzug angetreten hatte.

---

hatte aus nicht erklärbaren Ursachen, bei der schärfsten Züchtigung, Feuer anzumachen verboten, obgleich bei der schon verstrichenen schönern Jahrszeit in dieser gebirgichten Gegend die Kälte sehr empfindlich war. — Als nun am späten Abend der General Retzow, mit seiner Brigade anlangte, befahl er, für ihn ein Feuer anzuzünden; Forcade ließ ihn wissen: er habe dies verboten. Retzow, der den Grund zu diesem sonderbaren Befehl auf keine Weise sich erklären konnte, ließ ihm antworten: „Er hoffe, es werde nach „einem so beschwerlichen Marsch ihm doch erlaubt seyn, sich zu „wärmen, zumal da er nicht einsehe, wie ein solches Feuer der Be„stimmung, wozu sie beide hier angestellt wären, im geringsten hin„derlich seyn könne.“ Unterdessen waren schon mehrere Feuer angezündet worden, und das gegebene Beispiel bald so allgemein geworden, daß die ganze Nacht hindurch unzählige Hände beschäftigt waren, Holz zu fällen! um die Feuer zu unterhalten. Der Graf Rutowsky hat nachher in meinem Beisein selbst gestanden, daß dies Fällen der Bäume ihn auf die Vermuthung gebracht habe: der Verhau sey auf das allerundurchdringlichste verstärkt worden. Ein Beispiel, wie im Kriege ein ganz unbedeutender Umstand oft von außerordentlichem Gewicht werden kann.

Nunmehr hatten die Sachsen die Hoffnung zu ihrer Befreiung ganz verloren. Von allen Seiten eingeschlossen, von dem heißesten Hunger gequält, von ihren Freunden verlassen, versuchten sie nochmals, durch Capitulation ihre Freiheit zu erlangen. In dieser Absicht sandte Graf Rutowsky einen Officier an den General Winterfeldt. Dieser versicherte ihm, daß er vom Könige dazu keine Erlaubniß habe, führte ihn selbst durch die ganze Kette der Einschließung, zeigte ihm jede genommene Position, und entließ ihn endlich mit den Worten: „Sie haben jetzt meine ganze Stellung gesehen; „machen Sie davon dem Grafen eine genaue Beschreibung, „und sagen Sie ihm: ich überließe es seiner eigenen Beurtheilung, ob er sich noch getraue, sich durchzuschlagen." — Diese mit ächt römischem Stolze gegebene Antwort, und das stündlich zunehmende Elend der Armee bewog Rutowsky, alle Bedingungen einzugehen, die man ihm vorschrieb, so bitter auch der Ton war, in welchem die meisten Artikel der von ihm vorgeschlagenen Capitulation beantwortet wurden.

Die Bedingungen, unter welchen die sächsische Armee das Gewehr streckte, sind bekannt, und so entwickelte sich das traurige Schicksal, welches sie hier traf. Seitdem stehende Armeen zu halten ein nothweniges Uebel geworden war, hatte sie rühmlichst bestanden. Es gab Zeiten, wo sie, 40,000 Mann stark, Bundesgenosse, bald eines Carls VII, bald einer Maria Theresia gewesen war, und Beweise der Tapferkeit abgelegt hatte. Nur unter dem verderblichen Einflusse, den der Graf Brühl bei Hofe zu erlangen wußte, wurde sie bis auf 17,000 Mann reducirt, gering geschätzt und schlecht bezahlt. Demungeachtet hatte sie jetzt Hunger und Elend erduldet, in der Hoffnung, nach wiedererlangter Freiheit ihrem Vaterlande noch nützliche Dienste zu leisten;

statt aber die Früchte ihres Gehorsams, ihres Ausdauerns einzuernten, wurden Gefangenschaft, ein gezwungener Eid und preußische Kriegsdienste ihr Lohn. Innerer Verdruß und Scham zeichneten sich daher schon auf jedem Gesichte, als einzelne Regimenter von der Ebenheit abgezogen, um bei der preußischen Postirung das Gewehr zu strecken. Gleichwohl geschah dies ohne Murren, da es die abgeschlossene Capitulation so mit sich brachte; allein Wuth und Verzweiflung bemächtigte sich dieser Unglücklichen, als sie den Eid der Treue abzulegen Befehl erhielten. Viele geriethen in eine Art von Raserei, die nichts als die bewaffnete Hand, mit der man den Eid forderte, zurückhalten konnte — ein Schicksal, an welches selbst die Preußen den rührendsten Antheil nahmen. Ich war Augenzeuge, wie der größte Haufe, und unter demselben manche hohe und niedere Officiere das demüthigende, unverschuldete Geschick ihrer braven Mitmenschen, Nachbaren und Glaubensgenossen mit Rührung bedauerten, und ihm warmes Mitleid schenkten.

Die Ehre ist die stärkste Triebfeder, welche die Seele des wahren Soldaten in Bewegung setzt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtete er den Werth des Kriegers selbst in seinem Feinde; er überläßt sich nicht den Ausschweifungen eines auf ungewisse Zeit mit Glück gekrönten Stolzes, sondern seiner selbst eingedenk theilt er aufrichtig das Unglück des zu seinen Füßen liegenden Ueberwundenen. Wenn man das, was ich hier von der Stimmung der Preußen bei dieser sonderbaren Catastrophe erzählt habe, mit dem vergleicht, was Herr von Archenholz *) von der Gesinnung der

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Theil 1. S. 38.

Oestreicher gegen ihre Bundesgenossen sagt; so entwickeln sich die Charaktere beider Nationen dem philosophischen Auge vollkommen, und es hält nicht schwer, zu entscheiden, welcher von beiden man mehr Edelmuth oder mehr Stolz beilegen soll.

Man hat dem Könige von Preußen es zum Vorwurfe gemacht, daß er die sächsischen Truppen, welche laut Capitulation eigentlich als Kriegsgefangene zu betrachten waren, gezwungen habe, zu seinen Fahnen zu schwören, und besonders will man es ihm als einen politischen Fehler anrechnen, daß er aus denselben ganze Nationalregimenter errichtet habe. Was den ersten Vorwurf betrifft, so ist es zwar wahr, die Sachsen waren Kriegsgefangene, und in dieser Rücksicht konnte man sie aus keinem Rechtsgrunde verbinden, preußische Kriegsdienste anzunehmen; allein wenn man sich in Friedrichs II kritische Lage versetzt, so wird man bewogen, diese fast beispiellose Begebenheit mit weniger Vorurtheil zu betrachten. Denn sollten die Sachsen als Kriegsgefangene behandelt werden, so mußten sie ihren Sold erhalten, und man mußte sie in die Festungen einsperren; beides würde aber sehr lästig geworden seyn, weil nicht abzusehen war, daß der König von Pohlen, der keine preußische Gefangene in seiner Gewalt hatte, je im Stande seyn würde, sie auszuwechseln. Bloß die Löhnung der Soldaten — denn die Officiere hatte man entlassen — würde der preußischen Schatzkammer jährlich über eine halbe Million gekostet haben, die ohne Nutzen wäre verschwendet worden. Diese Ausgabe, die aller Wahrscheinlichkeit nach für die ganze Dauer des Krieges fortgewährt haben würde, konnte der König von Preußen nicht willkührlich aufopfern; vielmehr war er, um seinen mächtigen Feinden zu widerstehen, gezwungen,

aus allen glücklichen Vorfällen Vortheile zu ziehen. Es war also schon ein großer Gewinn, daß er seine Armee mit einer so beträchtlichen Anzahl geübter Soldaten verstärken konnte, und daß, um diesen Zuwachs zu erhalten, er nicht genöthiget ward, seine Provinzen zu entvölkern. Vielleicht erinnerte er sich auch des allgemein angenommenen, schon durch einen römischen Consul im Senate vorgetragenen Grundsatzes: man müsse den Krieg durch den Krieg ernähren, und glaubte, für den Sold, den er ausgab, mehr reelle Dienste zu erhalten, als ihm sein Entschluß wirklich gewährte. —

Was dagegen den ihm angerechneten politischen Fehler anbelangt; so dürfte es freilich gerathener gewesen seyn, die Infanterie eben so, wie es mit der Cavallerie geschah, unter die ganze Armee zu vertheilen. Es soll dies auch anfänglich die Idee des Königs gewesen seyn, bis ihm der Fürst Moritz von Anhalt-Dessau vorstellte: „daß die bisher „so schlecht geachteten und noch schlechter bezahlten Sachsen „ihren bekannten Patriotismus eher verleugnen, und ihm, „als einem protestantischen Fürsten, lieber dienen würden, „wenn sie in ihren eigenen Abtheilungen zusammen blieben, „und man sie folglich in eine ehrenvollere Verfassung setzte, „als die seyn würde, wenn man sie einzeln unter andere Regimenter steckte.“ Sey es nun, daß Friedrich II sich durch diese Aeußerung geschmeichelt fand, oder daß er zugleich mit derselben den ihm anhangenden Grundsatz: der Soldat, der einmal zu dienen bestimmt sey, müsse stolzer auf preußische, als andrer Herren Kriegsdienste seyn, verband; genug, er entschloß sich, gegen die Meinung des Generals Winterfeldt, 10 Infanterie-Regimenter völlig zusammen zu lassen, und bloß

Inhaber und Officiere aus seiner Armee dabei anzustellen. Vielleicht würde er seinen Endzweck glücklicher erreicht haben, wären in der Folge die Sachsen nicht durch die Machinationen des Dresdener Hofes aufgewiegelt und gereizt worden, ihre Fahnen durch Ausreißen zu verlassen; ja es giebt Beispiele, wo sie bei einzelnen Gefechten zum Feinde übergingen, und dadurch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland sattsam zu erkennen gaben.

III.

Ein Blick auf den Eindruck, den Friedrichs II rasches Benehmen auf die coalisirten Mächte machte.

Der unerwartete Ausbruch des Krieges sowohl, wie die Eroberung von Sachsen und die Behandlung der sächsischen Armee, zogen über die Staaten des Königs von Preußen ein Ungewitter zusammen, dessen fürchterliche Wirkungen solche gänzlich zu verwüsten drohten; zugleich aber bereitete es sich über den größten Theil von Deutschland aus, und bezeichnete denselben mit den traurigsten Folgen seiner Wuth. Die Demüthigungen, welche der Hof zu Dresden erfahren mußte, waren zu hart, als daß solche nicht Sensation bei den übrigen europäischen Mächten hätten machen sollen, und Maria Theresia, die durch den unzeitigen Ausbruch des Krieges ihren großen Plan gewissermaßen verrückt sah, konnte ihren innern Verdruß nicht bergen. Natürlich wendeten beide Höfe alles an, die Bundesgenossen zu einem schleunigen Beistande aufzufordern, und durch ihre Intriguen Friedrich II so viele Feinde als möglich zu erwecken.

So mußten die Klagen der Dauphine, Tochter des unglücklichen Königs von Pohlen; der Einfluß der Marquise Pompadour, und der Rath des immer mit Projekten zu großen Unternehmungen beschäftigten — alten Marschalls Belleisle das Ihrige beitragen, um den Hof zu Versailles zu bewegen, ein Mehreres zu versprechen, als er nach dem mit dem Hause Oestreich eingegangenen Traktate zu leisten verbunden war. Rußlands Beistand ward gleichfalls nicht versagt, obgleich hier der persönliche Haß der Kaiserinn Elisabeth gegen den König von Preußen wirksamer war, als das Petersburger Bündniß. Schwedens Reichsrath, durch französisches Geld bestochen, wurde vermocht, Theil an der großen Fehde zu nehmen, und Franz I forderte, als Kaiser und Oberhaupt des deutschen Reichs, dessen Fürsten auf, die Waffen zu ergreifen, um Chursachen zu Hülfe zu eilen. Ja selbst der abgenutzte Kunstgriff, die beabsichtigte Unterdrückung der katholischen Religion zum Gegenstand des Kriegs zu machen, — ward vom Wiener Hofe wieder hervorgesucht, um einen Eindruck zu bewirken, der doch nur in schwachen Köpfen Wurzel fassen konnte. In unserm aufgeklärten Jahrhundert scheint es lächerlich, daß dergleichen falsche Münze noch Cours hatte, und daß man es wagte, einen Fürsten als Unterdrücker der apostolischen Lehre zu bezeichnen, der bekanntlich der tolleranteste in Europa war; der, nach den sich selbst abstrahirten Begriffen von Gottesverehrung, keinem Menschen auf dem Erdboden einen Gewissenszwang zumuthete, vielmehr öffentlich behauptete: Es stehe einem jeden Individuum frey, zu glauben, was es wolle, wenn dessen Sektengeist nur dem Staate und den Pfichten eines guten Bürgers nicht nachtheilig wäre. Wenn man sich

indeß in jene Zeiten zurückdenkt; so war jene schale Behauptung allerdings noch fähig, manchen eifrig-katholischen Reichsstand zu bethören; selbst die kluge, zugleich aber bigotte Kaiserinn-Königinn ließ es geschehen, daß dergleichen abgeschmackte Aeußerungen in die Staatsschriften aufgenommen wurden, weil an ihrem Hofe die Gewalt der Beichtväter noch zu herrschend war. Joseph II — dieser kühne Reformator — hatte damals die Hyder Aberglauben noch nicht bezwungen! — Ob nun gleich der König von Preußen die gegen ihn zur Dictatur gebrachten Beschwerden, so wie das Verfahren des Kaisers und des Wiener Cabinets verlachte; so konnte er doch nicht hindern, daß der größte Theil der deutschen Fürsten sich verleiten ließ, die zwischen Maria Theresia und ihm entstandenen Privatirrungen als einen Reichskrieg zu betrachten.

Die vereinigten Niederlande und die Republik Pohlen wurden gleichfalls aufgefordert, Theil an dem großen Bunde zu nehmen; allein sie erklärten, in die gegenwärtigen Händel von Europa sich nicht mischen zu wollen. Erstere glaubten sogar, mehr zu gewinnen, wenn sie unter dem Titel der Neutralität die kriegführenden Mächte mit allem Erforderlichen gegen klingende Münze versehen könnten, als wenn sie aufs Ungewisse hin Parthei nähmen. In solchem Falle findet ein Staat, der das Geld mehr als einen kriegerischen Ruhm schätzt, freilich wesentliche Vortheile, wenn dagegen seine Nachbaren sich umbringen und zu Grunde richten.

So angelegen indeß die Höfe zu Wien und Dresden es sich seyn ließen, ihre Bundesgenossen zum Streit aufzufordern, so konnten doch ihre Erwartungen nicht so rasch in Erfüllung gehen, als sie es wünschten. Aus Mangel an Gelde konnte Rußland seine Zurüstungen nicht so schnell bewerkstelligen.

Zwei

Zwei Millionen Thaler, die Maria Theresia der Kaiserinn Elisabeth zahlen ließ, die aber eigentlich Frankreich vorschoß, waren nur ein geringer Beitrag zu dem erforderlichen Kostenaufwande. Hiernächst hatte der König von Preußen alle in Pohlen vorräthigen Getreidebestände für große Summen Geldes aufkaufen oder versichern lassen; und da die Republik noch keinen Durchzug fremder Völker gestatten zu wollen erklärte, so waren dieß eben so viele Hindernisse, wodurch der Marsch der Russen noch auf eine Zeitlang verzögert wurde.

Von Seiten Frankreichs war man dagegen bereitwilliger. Einmal wollte Ludwig XV sich wegen des ihm von England erregten Seekrieges rächen. Er glaubte dabei am sichersten zu gehen, wenn er zur Eroberung des Churfürstenthums Hannover eine Armee auf deutschen Boden führen ließe, und ward in dieser Idee durch das Haus Oestreich, welches das Cabinet zu Versailles gänzlich nach seinem Willen regierte, noch mehr bestärkt. Es war diesem mehr mit einem Kriege auf dem festen Lande, als mit einem Seekriege gedient, da der König von Preußen durch die Fortschritte, welche die Franzosen im Hannöverischen zu machen sich vornahmen, leicht einen Feind in den Rücken bekommen konnte. Hiernächst hielt man in Frankreich es gegenwärtig für rathsam, die Erschlaffung, worin das engländische Ministerium wegen einheimischer Zwistigkeiten verfallen war, zu nutzen. Man setzte voraus, daß die Erbitterung der verschiedenen sich entgegen arbeitenden Partheien die zur zweckmäßigen Führung des Seekrieges zu ergreifenden Maßregeln eben so vernachlässigen könnte, als bei diesen Zerrüttungen der Charakter der engländischen Nation keine thätige Unterstützung der deutschen Staaten ihres Königs erwarten ließ.

Anderntheils war der französische Hof gegen den König von Preußen, wegen der verweigerten Erneuerung des Bündnisses, aufgebracht, und so mußte dessen Einfall in Sachsen als eine Verletzung des Westphälischen Friedens, dessen Garantie Frankreich mit übernommen hatte, angesehen werden. Allein obgleich man mit einer posaunenden Stimme den Marsch zweier zahlreichen Armeen an die Ufer des Rheins ankündigte, so fehlte doch noch vieles daran, diese Drohung in Erfüllung zu bringen, indem es eben so viel Zeit als Vorsicht bedarf, französische Herre mit Sicherheit des Erfolgs nach Deutschland zu führen, und — dort zu erhalten.

Die Versammlung der Reichscontingente, so wie die Ankunft der gedungenen Schweden, war noch weitaussehender. Die Errichtung einer Reichsoperationskasse, die Bestimmung der Contingente, die Wahl eines Heerführers, die Abneigung mancher Reichsstände, sich den Beschlüssen des Kaisers zu fügen, und die Langsamkeit, womit, um keine Förmlichkeiten zu übergehen, die Geschäfte zu Regensburg betrieben wurden, waren eben so viele Ursachen, als die Armee der Contingente, der man den schreckenden Namen einer Reichsexecutionsarmee beilegte, so viel Zeit zu ihrer Organisation erforderte. In Schweden war man auch nichts weniger als gerüstet; theils war die Parthei des Hofes der des Senats, so viel sie vermochte, entgegen arbeitete; theils weil die zur Mobilmachung der Armee aus Frankreich erwarteten Geldsummen nur noch wie aus einer schon versiegenden Quelle flossen. Und so blieb es also dem Hause Oestreich überlassen, die mit dem Könige von Preußen eröffnete Fehde allein fortzusetzen.

Dieser nutzte dagegen die kostbare Zeit, die ihm die Entfernung der Bundesgenossen der Kaiserinn-Königinn ver-

stattete, mit so vieler Klugheit als Thätigkeit. Kolossal waren die Zurüstungen, die von allen Seiten zu seinem Verderben gemacht wurden, und eben so präkär war die Hülfe, die er vom hannöverischen Ministerium erwartete. Er konnte berechnen, daß über kurz oder lang 500,000 Mann bereit seyn würden, über seine Staaten herzufallen, denen er nur mit Ueberspannung seiner Kräfte höchstens 200,000 gegen über stellen konnte, und seine Lage wäre die kritischste von der Welt gewesen, hätte er nicht seine Erfahrung, seine Talente, seinen Muth und seine auserlesenen Armeen, seinen fast dreimal stärkern Feinden entgegen zu setzen gehabt. —

IV.

Ueber den Feldzug in Böhmen bis zur Schlacht bei Prag, den 6ten Mai 1757.

Aus dem, was im vorigen Abschnitte von der Lage der coalisirten Mächte im Anfange des Jahres 1757 gesagt worden ist, erhellet, daß es den Bundesgenossen noch unmöglich war, dem Hause Oestreich den versprochenen thätigen Beistand zu leisten, und daß also Maria Theresia in die Nothwendigkeit versetzt wurde, es allein mit dem Könige von Preußen aufzunehmen. Diesem hingegen mußte viel daran gelegen seyn, in diesem für ihn so günstigen Zeitpunkt alles anzuwenden, um die Oestreicher anzugreifen und zu schlagen, ehe die auswärtigen Mächte die Ausführung eines Vorhabens hindern konnten, das wahrscheinlich die Sache zur Entscheidung zu bringen vermochte. Er sah ein, daß die Russen so wenig wie die Franzosen vor

der Mitte des Sommers einige Thätigkeit beweisen würden; er rechnete darauf, daß erstere durch die Armee des Feldmarschalls Lehwald in Preußen aufgehalten werden sollten, und letztere an dem Herzog von Cumberland, der mit einer aus verschiedenen deutschen Völkern zusammengesetzten Armee Hannover decken sollte, noch eben den Feldherrn finden würden, der bei Culloden Englands Freiheit so tapfer verfocht *). Unter diesen Voraussetzungen entwarf er seinen Operationsplan **), der, wenn er überall mit glücklichem Erfolge hätte ausgeführt werden können, wahrscheinlich, wo nicht dem Krieg ein Ende gemacht, doch wenigstens seine Feinde in nicht geringe Verlegenheit gebracht haben würde. Vielleicht wären alsdann die Bundesgenossen des Hauses Oestreich gar nicht auf dem Kampfplatz erschienen; vielleicht hätte Maria Theresia sich zum Frieden geneigter finden

---

*) 1745.

**) Da ich damals den Auftrag erhielt, diesen Operationsplan zur Instruktion für den der deutschen Sprache nicht mächtigen Feldmarschall Keith ins Französische zu übersetzen; so ist mir bekannt, daß derselbe folgende drei Hauptgegenstände enthielt. 1) Alle sowohl in Schlesien als in Sachsen kantonnirenden Regimenter rücken an einem und eben dem Tage in vier Colonnen in Böhmen ein, und suchen die noch zerstreut stehenden östreichischen Corps abzuschneiden, oder auf Prag zurückzudrängen. 2) Den 4ten Mai trifft die ganze Armee bei Prag zusammen. Hält der Feind Stand, so wird derselbe den 6ten angegriffen und geschlagen. 3) Sobald Prag erobert seyn wird, marschirt Feldmarschall Schwerin mit dem größten Theile der Armee nach Mähren, und verfolgt den Feind in die östreichischen Erblande. Der König hingegen eilt an der Spitze von 40,000 Mann, der Armee der Alliirten zu Hülfe. Dem General Retzow wird daher aufgetragen, provisorische Einrichtungen zur Verpflegung dieses Corps zu treffen.

lassen; vielleicht wäre der Endzweck des berüchtigten Bundes auf einmal vereitelt, und das Elend, welches der verderbliche Krieg über so viele Länder brachte, abgewendet worden! — Allein die Wege der Vorsehung stimmen nicht immer mit unsern Entwürfen überein. Ein durch günstige Winde geleitetes Schiff kann durch einen einzigen Windstoß weit von seiner Fahrt verschlagen werden, und selbst der erfahrenste Steuermann sieht unerwartet sich gezwungen, mit dem Sturm und einem wüthenden Meere zu kämpfen.

Obgleich Friedrich II beschlossen hatte, seinen Feinden zuvorzukommen, so gab er sich doch das Ansehn, als könne er nur vertheidigungsweise handeln. Dies geschah indeß nur in der Absicht, die östreichischen Feldherren, die, nach seinen eingezogenen Nachrichten, den Angriff auf ihrer Gränze erwarten wollten, sicher zu machen. Gleichwohl war das von diesen angenommene Vertheidigunssystem dem zu Wien ursprünglich entworfenen Operationsplane nicht gemäß, sondern nur Folge einer Veränderung, welche die Kaiserinn-Königinn mit ihren Heerführern machte. Gegen das Ende des Februars war man östreichischer Seits mit den Zurüstungen zum bevorstehenden Feldzuge mehrentheils zu Stande gekommen. Die in Böhmen stehende Armee war nicht allein ergänzt und zum Theil vermehrt; sondern sie verstärkte sich auch täglich durch die aus den Niederlanden, aus Italien und Ungarn gezogenen Truppen. Eine ungeheure Menge Geschütz ward dahin abgeführt, und für alle sonst nothwendigen Bedürfnisse war hinlänglich gesorgt. Den Oberbefehl über diese Armee vertraute man dem Feldmarschall Brown, und man kann sagen, daß sie unter diesem Heerführer, der sich durch seine Feldzüge in Italien berühmt gemacht, und bei Lowositz der Tapferkeit der Preußen

so viele Hindernisse in den Weg gelegt hatte, der preußischen Macht völlig überlegen war. Auf Browns Vorschlag hattte der Hofkriegsrath beschlossen, den Feldzug mit dem Angriffskriege zu eröffnen, den König von Preußen in Sachsen aufzusuchen, zu schlagen, auf diese Weise den Schauplatz des Krieges in fremde Länder zu spielen, und dadurch die Thätigkeit der Bundesgenossen anzufeuern. Brown traf dazu die zweckmäßigsten Vorkehrungen. Er verlegte seine Truppen dergestalt, daß er solche gemächlich in verschiedene Corps zusammenziehen konnte, um theils durch die Lausitz, theils durch den Pascopol in Sachsen, theils über die Morava in Oberschlesien einzudringen. Zu Prag und Olmütz hatte er ansehnliche, zu Buddin und Jungbunzlau kleinere Magazine angelegt, und diese unweit der Gränzen errichteten Vorrathshäuser sowohl, wie die Vertheilung der Truppen entzifferten seine Absichten zur Genüge.

Dieser Operationsplan war wirklich der Sache, so wie ihrem Endzwecke vollkommen angemessen. Er beweißt den Scharfsinn und die Talente des östreichischen Heerführers; und da der König von Preußen gleichfalls den Angriffskrieg beschlossen hatte, so kam es bloß darauf an, wer dem andern es an Schnelligkeit in der Ausführung zuvorthun würde, weil von dieser, so wie von den dabei angewendeten zweckmäßigen Manövern der Sieg nothwendig abhangen mußte. Voll ungeduldiger Erwartung staunte schon das Publikum dem Ausbruche dieser mächtigen Fehde entgegen, als der zu Wien entworfene treffliche Operationsplan plötzlich eine vollkommene Veränderung litt.

Kaum war der Prinz Carl von Lothringen aus den Niederlanden am kaiserlichen Hofe angelangt, so fielen im Hofkriegsrathe heftige Debatten vor. Die Glieder desselben theil-

ten sich in zwei verschiedene Partheien. Die eine stimmte für die Ausführung des entworfenen Operationsplans durch den Feldmarschall Brown; die andere opferte ihren bisher bewiesenen Patriotismus ihren Privatabsichten auf, um sich dem Hofe verbindlich zu machen. Diese Parthei — deren Seele wahrscheinlich Prinz Carl war — siegte, weil sie darauf antrug, diesen Prinzen den Oberbefehl über die ganze östreichische Macht anzuvertrauen. Aus besonderer Vorliebe für den Bruder ihres Gemahls ließ Maria Theresia sich zu diesem Entschlusse sehr geneigt finden, und aus ihren Händen erhielt ihr Schwager die Würde ihres ersten Heerführers. In den ersten schlesischen Kriegen hatte dieser Prinz sich durch seine Dreistigkeit und sein eigenthümliches Feuer, mehr aber noch durch seine Uebereilungen und durch die Widerwärtigkeiten, die ihn bei jedem Kampfe mit Friedrich II trafen, bekannt gemacht. Zwar konnte man ihm militärische Kenntnisse nicht ganz absprechen; dagegen aber hatte die Armee gegen ihn ein eben so ungünstiges Vorurtheil gefaßt, als die Kaiserinn-Königinn Vertrauen auf ihren Liebling setzte. Prinz Carl ging also nach Böhmen ab, verwandelte aber sogleich den entworfenen Angriffs- in einen Vertheidigungskrieg. Was ihn eigentlich zu diesem Entschlusse gestimmt habe, ob es aus Eigenliebe, die Maximen seines Vorgängers nicht zu befolgen, oder um, nach dem Wunsche des Hofes, erst die die Ankunft der Verbündeten abzuwarten, geschehen seyn mag, ist nicht bekannt geworden. So viel ist indessen gewiß, daß er die auf den Gränzen befindlichen Vorposten ansehnlich verstärkte, dagegen aber dasjenige abzuändern vernachlässigte, was bei seinem aufgenommenen Systeme nunmehr unzweckmäßig war. Denn der größte Theil der zu Bunzlau und Buddin errichteten Magazine

ward nicht zurückgeschafft, und die Armee behielt ihre vorigen Stellungen, obgleich solche in Rücksicht auf die bloßen Vertheidigungen hätten verändert werden müssen. Dadurch geschah es denn, daß bei Annäherung der Preußen die verschiedenen Corps sich eiligst zurückziehen mußten, um nicht abgeschnitten zu werden, und daß Magazine verloren gingen, aus denen die Armee drei Monate hätte verpflegt werden können. Nur mit den Empfindungen eines wahren Patrioten sah Brown seinen zum Wohl des Staates entworfenen Operationsplan vernichtet; so sicher er aber auch die Fehltritte des Prinzen bemerkte, eben so sehr mußte er sich in die Zeit schicken, da das dictatorische Ansehn eines ihm vorgesetzten Prinzen vom Geblüt ihm bloß zu gehorchen — gebot. Auch beweisen seine Handlungen bis zu seinem rühmlichen Tode nach der Schlacht bei Prag, daß er als ein treuer Vasal zu leben und zu sterben verstand.

Sobald Friedrich II die bei der östreichischen Armee vorgegangene Verwechselung der Heerführer erfuhr; sobald er dem angenommenen Systeme seines neuen Gegners auf die Spur kam, entschloß er sich sogleich, daraus Vortheile zu ziehen. In dieser für ihn so wichtigen Epoche kam alles nur darauf an, dem Prinzen Carl glaubwürdig vorzuspiegeln: er fühle sich zu schwach, allen seinen mächtigen Feinden die Spitze zu bieten, und sey daher gesonnen, nur vertheidigungsweise zu Werke zu gehen. Er kannte seinen Mann zu gut, als daß er sich nicht hätte schmeicheln sollen, dieser werde in die gelegte Falle gehen, und der Erfolg hat auch erwiesen, daß der König nicht geirrt hatte. Die verstellten Angriffe, welche Prinz Heinrich und Fürst Moritz auf der böhmischen Gränze machen mußten, waren so künstlich eingerichtet, daß Prinz Carl nothwendig in der hohen

Meinung, die er von der Stärke seiner Postirung hegte, bestärkt und verleitet werden mußte, von seiner Armee zwei große Corps nach Reichenberg und Eger abzuschicken, um diese Punkte noch mehr zu sichern.

Dies war gerade, was Friedrich wünschte. Sein Gegner hielt sich jetzt vollkommen sicher; allein eben diese Sicherheit brachte ihn ins Verderben, und nun eilte der König, den zu diesem Feldzuge entworfenen Operationsplan in Erfüllung zu bringen. So kühn aber auch dieser Entwurf an und für sich war, so deutlich er von dem Charakter Friedrichs II und seiner Art zu handeln zeugt: so muß man doch behaupten, daß solche nur bis zum 6ten Mai in seinem ganzen Umfange ausgeführt ward.

Der Einmarsch in Böhmen, der in mancher Hinsicht auf Winterfeldts erwähnte, noch vor Ausbruch des Krieges unternommene Bereisung des Gebirges sich bezog, war mit einem so scharfen militärischen Auge übersehen, so zusammenhängend eingerichtet, den von den Oestreichern genommenen Positionen so angemessen, zugleich aber so schnell, daß er die glücklichsten Folgen haben mußte. Der Herzog von Ahrenberg war zu schwach, um der Colonne, die Fürst Moritz durch das Erzgebirge führte, zu widerstehen, und zog sich daher zurück. Feldmarschall Brown wollte anfänglich seinen Posten bei Buddin behaupten, und das Corps des Herzogs an sich ziehen: beides aber wurde dadurch vereitelt, daß der König seine linke Flanke zu umgehen drohte. Es blieb ihm also nichts übrig, als in aller Eile sein festes Lager zu verlassen, und sich nach Wellwarn zurück zu ziehen, wo erst das Ahrenbergische Corps zu ihm stieß. Graf Königsegg, der mit 20,000 Mann bei Reichenberg, unweit Jungbunzlau, gelagert stand, war der Einzige, der, ob-

gleich zur Unzeit, sich zur Wehre setzte, und dem auf ihn ein- dringenden Herzoge von Bevern ein blutiges Treffen ab- nöthigte, in welchem er geschlagen und an die Iser zurück- geworfen wurde. Königsegg's Standhaftigkeit, die ihm und seinem Corps leicht Tod oder Gefangenschaft zuziehen konnte, beruhete auf unrichtigen Voraussetzungen. Er war bestimmt, das Magazin von Jungbunzlau zu decken; er ahnete eben so wenig wie die übrigen östreichischen Feldherren einen allgemeinen Angriffskrieg von Seiten der Preußen; seine Position war sehr stark, und im Nothfall rechnete er auf die Unterstützung des bei Königsgrätz postirten Feldmar- schalls Serbelloni. Nur unter diesen Voraussetzungen war sein Entschluß weniger zu tadeln; im Gegentheile aber war es, da er von dem Marsch des Feldmarschalls Schwerin aus Schlesien Nachricht haben, und daher besorgen mußte, von Jungbunzlau abgeschnitten zu werden, die größte Ver- wegenheit, in einem ohne Unterstützung vorgeschobenen Posten, ein gewisses Schicksal abzuwarten. Einestheils ward also Königsegg das Opfer seiner angenommenen falschen Hypothesen; denn die von der Elbe zu erwartende Hülfe war äußerst zweideutig. Serbelloni durfte seinen Posten nicht verlassen, so lange es noch unentschieden war, ob Schwerin nicht ihn selbst zu verdrängen gemeint sei; hier- nächst war Feldmarschall Daun bestimmt, mit den in Mäh- ren zusammen gezogenen Truppen zu ihm zu stoßen, und das Commando zu übernehmen. Der Neid und die Rangsucht, welche die östreichischen Generale beherrschte, fand daher bei Serbelloni einen so starken Eingang, daß er keinen Beruf in sich fühlte thätiger zu seyn. Anderntheils entging Kö- nigseeg seinem gänzlichen Verderben nur durch Zufall; denn wäre Schwerin nicht durch die pedantische Marsch-

ordnung des Generals Fouquet, der die zweite Colonne führte, um einen Tag verspätet worden, so war er von Jungbunzlau abgeschnitten, kam ins Gedränge, und lief Gefahr das Gewehr strecken zu müssen.

Die Vereinigung der Schwerinischen Colonnen mit dem Corps des Herzogs von Bevern geschah zu Bunzlau, von wo der Feldmarschall mit der ganzen Armee nach Brandeis zog, um daselbst über die Elbe zu gehen; mittlerweile der König von Preußen Prag erreichte, und sich vor die sogenannte kleine Seite dieser Hauptstadt Böhmens lagerte.

Pünktlich trafen beide preußischen Heere am 4ten Mai vor Prag ein, und so gelang es Friedrich II seinen Feinden zuvor zu kommen, sie zu zwingen, sich bis unter die Kanonen dieser befestigten Stadt zurück zu ziehen, und den Krieg in das Innere von Böhmen zu spielen. Dieser meisterhaft entworfene, und mit Geschicklichkeit ausgeführte Streich, ist sowohl ein Beweis von den großen militärischen Talenten des Königs, als vorzüglich von der genauen Kenntniß, die er von den verschiedenen Stellungen seiner Feinde, von der Handlungsweise ihrer Feldherren, und von dem Lande, in das er eindringen wollte, besaß. Er hätte viel Unglück haben, oder einer oder der andere seiner Generale hätte grobe Fehler begehen müssen, wenn er seinen Endzweck hätte verfehlen sollen. Wären seine übrigen Schritte, bis zur Schlacht von Kollin, mit gleicher mathematischen Gewißheit berechnet gewesen; hätten nicht Inconsequenzen manchen Erfolg zweideutig gemacht, und hätte er nicht ein wenig zu viel auf sein Glück und den Umfang seines Genies gezählt: so wäre wahrscheinlich das Haus Oestreich sehr ins Gedränge gekommen, und dessen Bundesgenossen hätten das Königreich Preußen so

wenig als die westphälischen Provinzen betreten. Vielleicht aber hatte die Vorsehung beschlossen, seine Geduld und seine Talente durch Widerwärtigkeiten zu prüfen, um seinen Ruhm zu vergrößern.

Prinz Carl von Lothringen hingegen hatte Ursache zu bereuen, daß er eine zu hohe Meinung von der Ueberlegenheit der östreichischen Macht gehegt; daß er von dem angenommenen Grundsatze: der König müsse, um sich von seinen durch so mächtige Feinde bedroheten Ländern nicht zu weit zu entfernen, den Vertheidigungskrieg wählen, zu überzeugt gewesen war; daß er sich hatte verleiten lassen, seine Armee zu zertheilen; daß daher, bei den schnellen nicht vorausgesetzten Bewegungen der Preußen, diese verschiedenen Corps schlechterdings auf ihre Rettung Bedacht nehmen mußten, wenn sie nicht abgeschnitten, oder, wie Königsegg, einzeln geschlagen werden wollten, und daß endlich er die, Behufs des Angriffskrieges, unweit der Gränze angelegt gewesenen Magazine — woraus nachher die preußische Armee zwei Monate lang verpflegt ward — gänzlich einbüßte. Sobald aber das Mittel, wodurch der König von Preußen ihn einzuschläfern gewußt, seine Wirkung verloren hatte; sobald er seinen ganzen Entwurf vereitelt, und Friedrich II an der Spitze seiner vereinten Macht auf sich eindringen sah: so riß ihn die Nothwendigkeit, sich zu einer kräftigen Gegenwehr anzuschicken, aus dem Schlummer. Nunmehr wurden seine Schritte — obgleich stets auf das Vertheidigungssystem berechnet — eben so abgemessen, als sie vorher nachlässig gewesen waren.

Da er wohl einsah, daß der König es gewiß auf eine Entscheidung ankommen lassen würde: so suchte er solche Wege einzuschlagen, die aller Wahrscheinlichkeit nach den-

selben entweder abhalten konnten, ihn anzugreifen, oder, wenn er es dennoch thäte, ihn zwingen sollten, den Sieg nur mit Vergießung vieles Menschenbluts zu erkaufen. In dieser Absicht wählte er das sehr feste Lager bei Prag, zwischen dem sogenannten Ziskaberge und dem mit Teichen und Morästen umgebenen Dorfe Kyga. Hier wollte er das geschlagene Königseggische Corps und die Ankunft des Feldmarschalls Daun, der eine in Mähren versammelte Reserve-Armee anführte, abwarten. So gut indeß Prinz Carl sein Terrain gewählt zu haben, so sicher er auch in diesem festen Posten zu seyn glaubte, wenn der König von Preußen sich gelüsten ließe, darauf einen parallelen Angriff zu wagen; so fehlerhaft und bedenklich war in jeder andern Absicht diese für so vortheilhaft gehaltene Stellung. Sie konnte nicht allein auf der rechten Flanke umgangen werden, sondern gewährte auch dem Könige den Wunsch, seinen Feind auf einem Haufen concentrirt zu finden, denselben in dieser, seiner Meinung nach, so starken Position, wie zusammengetriebenes Wild, zu umstellen, und durch die Tapferkeit seiner Armee entweder zu vernichten, oder in Prag einzuschließen. Zu dem ersteren wäre wenigstens die treffliche Disposition, die er zur Schlacht entwarf, und wovon wir bald reden werden, ganz geeignet gewesen, hätte nicht deren pünktliche Ausführung in der Reihe der Unmöglichkeiten gelegen.

Verschiedenen östreichischen Generalen wollten die Vortheile, die Prinz Carl sich von seiner genommenen Stellung versprach, nicht so einleuchten wie ihm; vielmehr entdeckten sie deren Mängel, so wie die Folgen, welche diese nach sich ziehen mußten. In einem drei Tage vor der Schlacht gehaltenen Kriegsrathe, in welchem man sich über die zu ergreifenden Maßregeln berathschlagte, sagten sie unverholen

ihr Meinung. Feldmarschall Brown, den Kenntnisse und Erfahrung zu einem der ersten Feldherrn seiner Zeit gebildet hatten, unterstützte solche. „Besser wäre es“ — sagte er — „wir ließen eine starke Besatzung in Prag, rückten mit un„serer ganzen Macht vor, um das Daunische Corps an uns „zu ziehen, oder nach Umständen uns an dasselbe anzu„schließen. Kann durch dies Manöver das Vorhaben des „Königs, sich mit Schwerin zu vereinigen, nicht vereitelt „werden: so muß es doch auf jeden Fall dem Feinde Zeit„verlust und nachtheilige Folgen bereiten. Unsere Armee „behält die Freiheit, zu agiren, wie sie will; wir decken „unsere Magazine nebst Mähren, und durch die aus Un„garn und den Erblanden noch herbey eilenden Truppen „verstärkt, wird es ganz von uns abhangen, entweder durch „künstliche Märsche und Wendungen die fernern Operatio„nen des Königs aufzuhalten, oder ihn mit völliger Ueber„macht anzugreifen. Haben wir das Unglück, geschlagen „zu werden; so sind die Folgen für uns nicht so bedenklich, „als wenn wir, hier an Prag gelehnt, gezwungen werden „sollten, einen Zufluchtsort in einer Festung zu suchen, wo „man uns einsperren und vielleicht aushungern kann. Ist „uns hingegen der Sieg beschieden: so sind die Preußen, „aus Mangel eines festen Postens, gezwungen, alle ihre „bisher erlangten Vortheile fahren zu lassen, und wahrschein„lich Böhmen zu räumen.“

Prinz Carl von Lothringen war nicht dieser Mei„nung. „Wie?“ gegenredete er — „wir haben schon die „Magazine von Buddin und Bunzlau verloren, sollen wir „das von Prag auch noch einbüßen? Sollen wir durch un„sern Abmarsch dem Feinde die Freiheit lassen, diese Festung „zu belagern; sie, wie im Jahre 1744, in kurzer Zeit zu

„erobern, und eine starke Besatzung zu Kriegsgefangenen zu
„machen? Sollen wir ihn hinter uns herziehen und ihm
„Böhmen preis geben? Nein! das kann, das darf ich nicht
„zugeben. Wir stehen hier in einem Posten, welchen anzu=
„greifen er gewiß Bedenken tragen wird; wir haben hier hin=
„längliche Lebensmittel, und in dieser Schutzwehr können
„wir sicher die Ankunft des Feldmarschalls Daun, und die
„unserer mächtigen Bundesgenossen abwarten." Vergeblich
bemühte sich Brown dem Prinzen vorzustellen: der König
von Preußen sei zur Belagerung nichts weniger als vorbereitet;
es würde Zeit erfordern, das dazu nöthige Geschütz herbeizu=
schaffen; das angeführte Beispiel vom Jahre 1744 passe hier
um so weniger, da damals Böhmen von Vertheidigern ganz
entblößt gewesen sei, gegenwärtig aber eine große Armee zu
seinem Schutze habe. Ohne den Besitz von Prag könne der
König sich in Böhmen nicht halten, am allerwenigsten das
östreichische Heer verfolgen, ohne sich von seinen Magazinen
zu weit zu entfernen; er müsse, in dem gegenwärtigen Falle,
ein besonderes Observationscorps bei Prag stehen lassen, folg=
lich sich ansehnlich schwächen; und gesetzt auch, er unter=
nähme die Belagerung, so würde man, nach der Vereinigung
mit der Daunischen Armee, stark genug seyn, ihn anzugreifen
und Prag zu entsetzen. Alle diese, mit dem solidesten Raison=
nement unterstützten Gründe waren aber in den Wind ge=
sprochen. Nicht ohne Kummer mußten Brown und meh=
rere Generale erfahren, daß solche den Prinzen Carl umzu=
stimmen nicht vermochten. Mit eiserner Standhaftigkeie be=
harrete dieser auf seinem einmal gefaßten Entschlusse; es sei
nun, daß er sich in seinem Lager vollkommen sicher wähnte,
oder dem mit dem Wiener Hofe verabredeten Vertheidigungs=
Systeme treu zu bleiben sich vorgenommen hatte, oder daß er,

aus einem ihm eigenthümlichen Stolze, nur seinen eignen Ideen folgen wollte.

So viel ist wohl mit Gewißheit zu behaupten, daß Prinz Carl den günstigen Zeitpunkte verabsäumte, in welchem er den König, der am 5ten Mai mit ungefähr 16,000 Mann über die Moldau gegangen war, und folglich von der Keithischen und Schwerinischen Armee getrennet, — sich der großen Gefahr, einzeln geschlagen zu werden, ausgesetzt hatte — anzugreifen und aufzureiben im Stande war, ehe Feldmarschall Schwerin über den Fluß gehen konnte. Warnery*) versichert, der Prinz sei durch den General Matern, der in Prag commandirte, von der gefahrvollen Position des schwachen königlichen bei Podbaba gelagerten Corps unterrichtet, zugleich aber auf die große Wahrscheinlichkeit, hier einen Sieg zu erfechten, aufmerksam gemacht worden, und es war daher ein unverzeihlicher Fehler, daß er von diesem Umstande keinen Nutzen zog. Schlug er hier — wie es wegen seiner Uebermacht wohl zu vermuthen war — den König; so mußte dessen Rückzug mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft seyn, und dann konnte der Schwerinischen Armee ein gleiches Schicksal bevorstehen, wenn sie über die Moldau ging. Wie weise war daher Browns gegebener Rath! Nur einige Entschlossenheit konnte die Vereinigung der, ohne Communication vorrückenden, preußischen Corps vereiteln, solche der Gefahr aussetzen, einzeln geschlagen zu werden; und ein dergleichen kühnes Unternehmen würde — vielleicht für den ganzen Feldzug — entscheidend gewesen seyn.

Die Vorkehrungen, die der König von Preußen zum Angriffe entworfen hatte, waren so einsichtsvoll, daß, wenn,

*) Campagnes de Fréderic II. Th. I. p. 94.

wenn, nach der glücklich erfolgten Vereinigung mit dem Feldmarschall Schwerin, er solche nur um einen Tag später ausgeführt hätte, es sehr glaubwürdig bleibt, daß der Sieg ungleich glänzender, die Niederlage der Oestreicher weit ansehnlicher und die Folgen der Schlacht gewiß entscheidender gewesen seyn würden. Allein er hatte einmal den 6ten Mai zum Tage des blutigen Treffens bestimmt, und so sollten — auch seine Anordnungen sich nach seinem Wunsche fügen. —

Am frühen Morgen dieses Tages stieß er unweit Prosik zur Armee, welche Schwerin während der Nacht über die Moldau geführt hatte. Nach den ersten Bewillkommungs-Complimenten eröffnete Friedrich II dem Feldmarschall: daß er beschlossen, den Prinzen Carl von Lothringen sogleich anzugreifen, und, um seinen Sieg vollkommen zu machen, dem Fürsten Moritz von Anhalt befohlen habe, oberhalb Prag eine Schiffbrücke schlagen zu lassen, mit dem ganzen rechten Flügel der die sogenannte kleine Seite dieser Stadt einschließenden Keithischen Armee über die Moldau zu setzen, und dem Feinde in den Rücken zu fallen, während er denselben von vorn und in der Flanke angreifen würde. Der alte Krieger stutzte nicht wenig über diesen raschen Entschluß, obgleich er die genommenen Maßregeln sehr billigte. Er stellte indeß dem Könige vor: „seine Armee habe die ganze „Nacht hindurch den beschwerlichsten Marsch ausgestanden; „der Soldat sei ermüdet, und müsse vielleicht noch einen „großen Umweg nehmen, um dem Feinde beizukommen; er „kenne in dieser Gegend das Terrain nicht genau, und habe „von der Position der Oestreicher noch keinen Begriff; über„dieß habe der König noch keine Nachricht erhalten, ob auch „der Fürst Moritz das ihm aufgetragene Geschäft wirklich

„ausgeführt habe, um die verabredete so entscheidende Ope=
„ration vorzunehmen. Er müsse daher Sr. Majestät zu über=
„legen geben, ob es nicht rathsamer seyn mögte, den Angriff
„bis auf morgen zu verschieben? Dadurch würde dem Sol=
„daten Zeit gelassen sich zu erholen; man würde Gelegenheit
„erhalten, des Feindes schwächste Seite auszuspähen, und
„sodann mit vereinten Kräften zum Endzwecke wirken
„können."

Es war ein Zug aus dem Charakter Friedrichs II, daß, wenn er sich als König und Heerführer betrachtete, er viel zu unbiegsam war, als daß er von seinem einmal gefaßten Entschlusse hätte abgehen sollen; auch glaubte er, diese Festigkeit dem Feldmarschall — dessen Vorschläge, wenn sie seine Anordnungen betrafen, ihm jederzeit zu pädagogisch schienen — zeigen zu müssen. Ganz entschlossen erklärte er ihm also: „es ist schlechterdings nothwendig, „den Feind noch heute anzugreifen, es koste, was es wolle; „frische Fische, gute Fische!" Schwerin, der in einem Alter von 73 Jahren noch das Feuer eines dreißigjährigen Mannes besaß, der, durch Grundsätze geleitet und durch geprüfte Erfahrung belehrt, nur nach seiner besten Ueberzeugung gerathen zu haben sich bewußt war, gerieth in die ihm eigenthümliche Hitze, die, indem er seinen Hut in die Augen drückte, ihm den Ausruf entriß: „Soll und muß „denn gerade heute eine Schlacht geliefert werden, so will „ich die Oestreicher gleich hier angreifen, wo ich sie sehe." Gewiß würde er diesen an sich übereilten Schritt gethan haben, hätte der König, der hier die Unmöglichkeit des Angriffs vollkommen einsah, ihn nicht dadurch abgehalten, daß er dem General Winterfeldt befahl, die Stellung des Feindes auf seinem rechten Flügel zu recognosciren.

Winterfeldt flog dahin, und kam bald mit der Versicherung zurück, daß man hier dem Feinde füglich beikommen könne. Die von ihm vorgenommene Recognoscirung entsprach gleichwohl seinem Rapporte nicht. Sein Auge war durch Gegenstände getäuscht worden, deren Natur er theils nicht genau genug untersucht hatte, theils die Sitte des Landes ihm anders vorstellte, als sie wirklich waren. In der Gegend des Vorwerks Sterbaholy, bis wohin sich der östreichische rechte Flügel ausdehnte, floß ein kleiner Bach, und in demselben waren Teiche, mit Stauschützen und schmalen Dämmen versehen, angelegt. Nach der Gewohnheit der Landesbewohner waren diese abgelassen und mit Hafer besäet, um der Karpfenbrut, womit sie nach der Ernte wieder besetzt werden sollten, gleich anfänglich Nahrung zu verschaffen. Dieser Hafer stand sehr frisch, und Winterfeldt sah daher diese grünenden, wiewohl im Grunde schlammigen Teiche für feste Wiesen an. Eben so beurtheilte er die Grasreihen, welche die Ufer des Bachs einfassen, und urtheilte folglich, daß hier das Terrain eben so wenig Hindernisse in den Weg legen würde, als man im Gegentheil beym Angriffe vorfand. Auf diese Weise kann also die Täuschung, der Friedrichs Vertrauter sich diesmal nicht versah, eben so als die Hauptursache des widerwärtigen Erfolgs beim ersten Angriffe der Preußen angesehen werden, als die Uebereilung, mit welcher an diesem Tage der König zu Werke ging, seinen so künstlich entworfenen Plan leicht vereiteln konnte, hätten nicht die ausgezeichnete Tapferkeit seiner Truppen, so wie die Entschlossenheit ihrer Anführer an einem, und die nach der tödtlichen Verwundung des Feldmarschalls Brown in der östreichischen Armee begangenen Fehler am andern Theile, der Sache den Ausschlag

gegeben, und die Wagschale des Glücks auf Friedrichs Seite gesenkt.

Die sehr richtige militärische Beschreibung, welche der General Tempelhof in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges *) von dieser merkwürdigen Schlacht geliefert hat, ist bekannt; daher ich mich begnüge, einige besondre Züge auszuheben, und mit Bemerkungen oder Berichtigungen zu begleiten.

So glänzend auch der bei Prag erfochtene Sieg war, so groß auch die Erwartung seyn mußte, die Europa aus seinen Folgen abstrahirte; so bleibt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Tag in den Annalen der Geschichte noch merkwürdiger geworden, vielleicht einzig in seiner Art geblieben seyn würde, hätte der König von Preußen seinen so trefflich angelegten Plan zur Schlacht weniger übereilt ausgeführt. Kolossal war dieser Plan, den Talenten Friedrichs II und seiner kritischen Lage vollkommen angemessen. Er beabsichtigte nichts geringeres, als die Vernichtung des bei Prag zusammengedrängten östreichischen Heeres; er sollte Maria Theresia in die Nothwendigkeit versetzen, einen Frieden einzugehen. Zu allen diesem lieh die Wahrscheinlichkeit einen herrlichen Anstrich, indem die vom Könige entworfene Disposition zur Schlacht so einsichtsvoll und zweckmäßig eingerichtet war, daß wenigstens er selbst keinen Zweifel hegte, sein Vorhaben müsse gelingen. Kenner, die dieser blutigen Scene beigewohnt, und ihre einzelnen Auftritte erwogen haben, versichern: daß alles nach Friedrichs Wunsche ausgefallen seyn würde, hätte er statt den 6ten den 7ten May zum Tage des Treffens gewählt.

*) Theil 1. S. 144 — 158.

Dann, sagen sie, würde Winterfeldts Täuschung — oder vielleicht zu große Nachgiebigkeit in den Willen seines Monarchen — den preußischen linken Flügel nicht in die Schwierigkeiten des Bodens verwickelt haben, welche er beim Angriffe vorfand. Schwerin hätte Zeit gewonnen, selbst Kenntnisse von dem Terrain, auf welchem er fechten sollte, zu erlangen, und seine Dispositionen zweckmäßiger einzurichten. Ein in der Nacht unternommener Marsch der preußischen Armee würde die ohnehin sorglosen *) Oestreicher nicht auf die Gefahr, die ihren rechten Flügel bedrohte, so aufmerksam gemacht haben, als sie es werden mußten, da man dies Manöver am hellen Tage unter ihren Augen ausführte, und sie dadurch warnte, die in der Stellung ihres rechten Flügels herrschenden Fehler zu verbessern. Die Brücke, welche Fürst Moritz bei Branik schlagen zu lassen den Auftrag hatte, würde zu Stande gekommen seyn, und so wäre es eher eine Möglichkeit gewesen, den entworfenen fürchterlichen Plan in seinem ganzen Umfange ausgeführt zu sehen. Allein Friedrich II, der gewohnt war, alle seine Unternehmungen genau zu überrechnen, mochte die Zeit, in welcher man die Pontons von Podbaba nach Branik bringen, und dort eine Brücke über die Moldau schlagen konnte, abgemessen, und daher wahrscheinlich den gewählten Zeitpunkt für unumstößlich be-

*) Ein Beweis, daß die Oestreicher nichts weniger als einen Angriff ahnten, ist, daß sie am Tage der Schlacht ihre ganze Cavallerie zum Fouragiren ausgesandt hatten, und daß nur der Colonnenmarsch der preußischen Armee, den sie aus ihren Lager deutlich beobachten konnten, sie bewog, die Infanterie ihres rechten Flügels über Sterbaholy hinaus zu ziehen, und den größten Theil ihrer Cavallerie in der dort belegenen Ebene aufzustellen.

stimmt gehalten haben. Da indeß nicht selten das nicht gehörig ausgeführt wird, was der Heerführer befohlen hat: so mußte auch dießmal die intendirte Brücke nicht zu Stande kommen, und dadurch der ganze östreichische rechte Flügel dem ihm gedrohten Untergange entrissen werden. — Nicht aber, wie H. von Archenholz behauptet *), der Mangel an hinlänglichen Pontons, sondern die fehlerhafte Disposition des Fürsten Moritz war Ursache, daß dies so entscheidende Vorhaben unausführbar bleiben mußte. Um die Pontons durch einen nähern Weg nach Branik zu führen, ließ er solche durch einen schmalen felsichten Hohlweg ziehen, wo die mit breitem Geleise versehenen Wagen nicht durchkommen konnten, ohne daß wenigstens einige zerbrechen mußten. Es ging also viel Zeit verloren, die übrigen aus diesem engen Passe heraus zu schaffen, und durch einen bequemern Umweg — jedoch erst nach der Schlacht — an Ort und Stelle zu bringen. Hätten zur Vollendung der Schiffbrücke nur noch wenige Pontons gefehlt: gewiß, der unternehmende Obrist Seydlitz, der beym Ausbleiben derselben alles mögliche versuchte, um mit seiner Cavallerie durch den Fluß zu setzen, nie aber bis in die Mitte dieses schnellen Stroms gelangen konnte; Seydlitz, sage ich, würde sich gewiß nicht haben abschrecken lassen, sich in den noch unüberbauten geringen Theil der Moldau zu stürzen, das jenseitige Ufer zu erreichen, und so seine Bestimmung zu erfüllen.

Daß übrigens Uebereilungen, zu wenige Kenntniß des Terrains, Unerfahrenheit einiger Feldherren, unrichtig genommenes Augenmaß, unzeitige Hitze u. d. gl. auf beiden Seiten Fehler begehen ließen, welche die Entwickelung der Sache

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. 1. S. 78.

bald verzögerten, bald beförderten, ist eben so wahr, und in gleichzeitigen Schriften als entschieden angenommen; als daß die geprüfteste Tapferkeit des Soldaten, die Entschlossenheit mancher Befehlshaber, und besonders die Aufmerksamkeit des Königs, aus den ihm gegebenen Blößen sogleich Vortheile zu ziehen *), eben so viel Thatsachen sind, welche die Begebenheiten dieses Tages auszeichnen und in der Geschichte unvergeßlich machen.

Die Schlacht bei Prag kostete zweien der berühmtesten Feldherren das Leben. Schwerin blieb auf der Wahlstatt; Brown starb an einer im Treffen erhaltenen tödtlichen Wunde. Ersterer fiel gerade, als er die Freude genoß, die gewichene preußische Infanterie ihm zu einem neuen Angriffe folgen zu sehn. Die Fahne, welche der Erblaßte in der Hand hielt und mit seinem Heldenblute färbte, ward durch den General Manteufel aufgehoben. Sie schien ein Palladium geworden zu seyn, bei dessen Anblick das patriotische Feuer der Preußen höher aufflammte, durch das sie aufgemuntert wurden, unter den größten Gefahren zu siegen. Nachdem der verwundete Brown das Schlachtfeld zu verlassen gezwungen ward, wurden die von ihm zur Vertheidigung getroffenen Vorkehrungen durch die Fehler seiner Unterfeldherren vertilgt; das Uhrwerk gerieth in Stocken, da die Haupttriebfeder ihren Dienst versagte. Schwerin und Brown waren unter dem Geräusch der Waffen grau geworden; sie konnten mit

*) Hierher gehört das schöne aber äußerst blutige Manöver, wodurch der König das Centrum der feindlichen Linie durchbrach, und nach einer standhaften Gegenwehr endlich den Sieg herbeiführte. Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges. Theil 1. S. 155 — 156.

Recht unter die Zahl der besten Feldherren ihrer Zeit gerechnet werden, und ihre Verdienste haben auf die Nachwelt tiefe Eindrücke zurückgelassen; doch mit dem Unterschiede, daß viele Jahre nach Schwerins Tode sein Andenken durch einen, wahre Vorzüge verehrenden Joseph, auf der Stelle, wo er erschossen ward, in einem bleibenden Monumente verewigt worden ist; wogegen in Wien die Hofparthei nicht abgeneigt war, Brown Versehen anzudichten, um dem Prinzen Carl von Lothringen den Verlust der Schlacht nicht aufzubürden. So können, nach Zeit und Umständen, die Talente großer Männer bald erkannt, bald verkannt werden; das unpartheiische Publikum bleibt indeß competenter Richter, und läßt jedem Gerechtigkeit widerfahren. —

Da durch das Versehen des Fürsten Moritz die Schiffbrücke bei Branik nicht zu gehöriger Zeit zu Stande gekommen war, so retteten sich 16,000 Mann des geworfenen östreichischen rechten Flügels in das Innere von Böhmen, von wo aus sie zur Daunischen Armee stießen; der Rest des geschlagenen Heeres suchte eilfertig Prag zu gewinnen. Freilich war dies der nächste Zufluchtsort, um dem Schwerte des verfolgenden Feindes schnell zu entgehen. Mehrere Wege führten dahin, mehrere Thore nahmen die Flüchtigen auf, und die mit grobem Geschütz besetzten Festungswerke deckten den Rückzug trefflich. Allein diese geschwinde Rettung, die nur Folge der Unordnung und des Schreckens war, würde leicht zu der traurigsten Catastrophe haben führen können, hätte nicht das Schicksal ein Anderes beschlossen gehabt. Sie war einem Arzneimittel gleich, dessen der Arzt sich nur in den bedenklichsten Fällen bedient, das aber dem Kranken nicht selten den Tod zuzieht. Wenn man übrigens die von einer geworfenen Armee unzertrennliche Verwirrung und Muth-

losigkeit, so wie die Unentschlossenheit, mit in Anschlag bringt, in der, bei dergleichen Gelegenheiten selbst der kaltblütigste Heerführer verfallen kann: so wird man bewogen, den Prinzen Carl zu entschuldigen, daß er dem Rückzuge seines geschlagenen linken Flügels nicht eine andere Richtung gab, und so wie sein rechter sich nach Benneschau warf, diesen nach Kuttenberg führte. Allein daß er dem Rathe des den Tod erwartenden Feldmarschalls Brown — in seiner verzweifelten Lage einen verzweifelten Entschluß zu fassen, und in der gleich darauf folgenden Nacht mit der ganzen Armee aus Prag herauszustürmen — nicht Gehör gab, wird ihm von Kennern vorgeworfen. Prinz Carl ließ aber diesen günstigen Zeitpunkt ungenutzt verstreichen. Was in der Nacht — besonders da er noch Meister des Ziskaberges war — hätte ausgeführt werden können, war am folgenden Tage nicht so leicht mehr zu versuchen. Die Brücke bei Branik war indeß zu Stande gekommen; die Gemeinschaft zwischen der königlichen Armee und der des Feldmarschalls Keith dadurch gesichert, und, nach der Eroberung des Ziskaberges, Prag von allen Seiten auf das engste eingeschlossen.

Hatte in der ersten Betäubung Prinz Carl zu wenig Entschlossenheit gezeigt; so wünschte er in der Folge sich nur Gelegenheit, die feindliche Postirung durchbrechen, und sich aus seinem Käfig befreien zu können. Kleine Ausfälle, die er vornehmen ließ, mißlangen zweimal; indeß glaubte er die Gelegenheit bei den Haaren gefaßt zu haben, richtete alles zum Ausmarsch ein, und — bestellte solchen wieder ab. — Zur Vertheidigung von Prag traf er dagegen die besten Vorkehrungen, in Hoffnung, durch Dauns schnelle Ankunft bald daraus befreit zu werden. Allein an diesem traf er nicht den Mann nach seinem Herzen; vielmehr konnte man

behaupten, daß die Charaktere dieser beiden Heerführer im Contraste standen. So hitzig und übereilt oft Prinz Carl aus Leidenschaft war, so kaltblütig und unentschlossen war Daun aus Temperament und übertriebener Vorsichtigkeit; es bleibt daher immer noch problematisch, ob Jener sich einer thätigen Hülfe würde haben schmeicheln können, wäre Diesem nicht vom Wiener Hofe der gemessene Befehl ertheilt worden, die in Prag eingeschlossene Armee, es koste, was es wolle, zu befreien.

Bisher war der vom König entworfene Operationsplan auf Tag und Stunde so pünktlich als glücklich ausgeführt worden; jetzt kam es nur darauf an, Prag zu erobern, um die beabsichtigten weitern Fortschritte zu unternehmen. Die Richtung, welche das Ende der Schlacht nahm, stimmte aber nicht zum Plane. Wahrscheinlich hatte man sich den Feind nach dem Innern von Böhmen fliehend gedacht, in der Stadt nur eine mäßige Besatzung vermuthet, folglich die Eroberung nicht für schwerer gehalten, als solche im Jahre 1744 bewirkt ward; unter den gegenwärtigen Umständen aber, da der größte Theil der östreichischen Armee sich hineingeworfen hatte, war eine solche Unternehmung mehreren Schwierigkeiten unterworfen. Prag ist keine Hauptfestung; sie hat keine Außenwerke; eine Einschließung von Bastionen, mit einem Graben und einem bedeckten Wege versehen, machen ihre ganze Vertheidigung; und nur der sogenannte Wischerad, eine Art von Citadelle, ist bei einer förmlichen Belagerung eines stärkern Widerstandes fähig. Hat dieser an sich sehr weitläuftige Ort nicht eine sehr ansehnliche Besatzung: so ist die Eroberung desselben eben so leicht, als im entgegengesetzten Fall solche viel Zeit erfordern, Menschen und Aufwand kosten würde. Dieser

Fall war jetzt eingetreten: 46,000 Mann, die sich in Prag befanden, waren mehr als hinlänglich, auch die regelmäßigste Belagerung zu erschweren und aufzuhalten. Feldmarschall Daun versammelte eine zweite Armee, um die eingeschlossene zu befreien, und der König von Preußen, wollte er eine ordentliche Belagerung unternehmen, mußte nicht allein ein besonderes Corps dazu bestimmen, sondern zugleich eine Armee aufstellen, um Daun zuvorzukommen, falls dieser den Entsatz versuchen wollte: Umstände, die es in seiner Lage nicht füglich gestatteten, ihnen auf einmal wirksam zu begegnen.

Einige Zeitgenossen haben behaupten wollen, der König würde seinen Entzweck eher und sicherer erreicht haben, hätte er, statt sich mit der Einschließung von Prag zu befassen, dem Prinzen Carl Gelegenheit gegeben, diesen Ort zu räumen, ihn dann verfolgt, und in dieser Zeit die Stadt erobern lassen. Diese Behauptung hat viel Wahrscheinlichkeit, und ich beziehe mich auf das, was in dem folgenden Abschnitt über diese Materie auseinandergesetzt werden soll; gegenwärtig aber halte ich mich überzeugt, daß es nicht in Friedrichs Charakter lag, eine Armee, die er zur Uebergabe zu zwingen sich Hoffnung machte, geflissentlich entwischen zu lassen, und daß dieß allein ihn zu den folgenden Schritten — so schwankend sie auch waren — bewog. Wahrscheinlich schmeichelte sich der König, sein Vorhaben durchzusetzen, wenn er seine Maßregeln auf gewisse Hypothesen gründete. So rechnete er vorzüglich darauf, daß die in Prag eingeschlossenen 46,000 Mann von den in der Stadt befindlichen Vorräthen nicht lange würden leben können, und machte sich daher die Hoffnung, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, besonders wenn er durch ein heftiges Bom-

bardement ihrer Magazine anzuzünden, und die zahlreiche Besatzung durch das zu erleidende Elend muthlos zu machen suchte. Eben so schmeichelte er sich, den Feldmarschall Daun so lange unthätig zu erhalten, wenn er ihm den Herzog von Bevern mit 20,000 Mann entgegenstellte, allenfalls mit einer Verstärkung ihm zu Hülfe eilte, um Daun selbst anzugreifen.

Dem ersten Anscheine nach hatten die auf jene Hypothesen gebaueten Unternehmungen eine glückliche Vorbedeutung. Auf der einen Seite richteten die in Prag geworfenen Bomben und glühenden Kugeln keinen geringen Schaden an; das Elend der Einwohner, so wie der Besatzung, wuchs mit jedem Tage, und die Kundschafter *), die der König fast täglich nach Prag sandte, schmeichelten ihm wenigstens mit der angenehmen Nachricht, daß schon verschiedene Magazine in der Asche lägen, und die Armee schon merklichen Mangel leide. Auf der andern Seite wich Feldmarschall Daun dem Herzoge von Bevern geflissentlich aus, und marschirte so

*) Unter diesen war der berüchtigte Kösebier, der wegen verübter Diebstähle und Grausamkeiten zu Stettin als Baugefangener in Ketten schmachtete. Diesen ließ der König kommen, um, unter dem Versprechen einer völligen Begnadigung, die Dienste eines Spions zu übernehmen. Zwei Tage nach einander sandte ihn der König nach Prag. Es gelang ihm, durch List, glücklich durchzukommen, und die verlangten Auskünfte zu geben. Als er aber am dritten Tage seine Wanderung abermals antreten sollte, stellte er vor: „er müsse befürchten, in diesem kurzen Zeitraume zu kenntlich, „folglich aufgehoben zu werden.“ „Wenn du dich ferner weigerst, „meine Befehle auszurichten,“ fuhr ihn der König an, „so lasse ich „dich sogleich wieder nach Stettin bringen, und zeitlebens in Ketten „legen.“ Kösebier ging, ergriff aber die sehr gescheite Parthei, nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

lange rückwärts, bis er die aus den Erblanden und Ungarn erwarteten Verstärkungen an sich gezogen hatte. Schon glaubte Friedrich II der Entwickelung des Trauerspiels nahe zu seyn; schon wiegte er seine Einbildung mit dem stolzen Gedanken, den Prinzen Carl mit 46,000 Mann zur Uebergabe und Gefangenschaft zu zwingen; schon berechnete er die Folgen seiner Siege, als auf einmal der bisher so furchtsam geschienene Daun anfing, eine entgegengesetzte Rolle zu spielen. Unerwartet rückte er mit seiner bis auf 66,000 Mann angewachsenen Armee bis Ginitz vor, und zwang den Herzog von Bevern, sein Lager bei Kuttenberg zu verlassen, um auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn.

Fünf volle Wochen hatte der Feldmarschall sich durch den Herzog hinfallen lassen, ohne etwas zu unternehmen; ja durch seinen Zurückzug nach Haber sich ihm gänzlich entzogen. Anfänglich glaubte man, es sey geschehen, um die ihm bestimmten Verstärkungen an sich zu ziehen; nachdem aber seine Armee einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hatte, blieb er dennoch unthätig, und würde es vielleicht noch länger geblieben seyn, hätten nicht gemessene Befehle seiner Unentschlossenheit den Schwung gegeben. Diese Unthätigkeit, die dem Grafen Daun so oft zum Vorwurf gereicht hat, rührte aber keineswegs von einem schwachen Geiste her; vielmehr war sie die Folge seiner Grundsätze und seines Temperaments, und Kenner, die seinen Charakter geschildert haben*), nennen ihn einen verehrungswürdigen, stets nach Regeln handelnden, in dem heftigsten Feuer überaus tapfern General. Beide, Grundsätze und Temperament, trugen also dazu bei, daß er zu viel Gegenstände auf einmal,

*) Der Prinz von Ligne und Mehrere.

diese aber niemals scharf genug übersah; daß er sich in die Berechnung der möglichen Folgen jedes individuellen Falls zu sehr vertiefte, und dadurch oft die kostbarste Zeit, vielleicht den einzigen günstigen Augenblick, zweckmäßig zu handeln, verlor oder verabsäumte. Nimmt man nun an, daß ein Mann, der selbst in minder gefährlichen Situationen mit der äußersten Vorsicht und Bedenklichkeit zu Werke ging, jetzt zum erstenmal sich an der Spitze einer großen Armee befand; daß die Erhaltung oder der Untergang der ihm anvertrauten Truppen, ja das Schicksal der Monarchie auf dem entscheidendsten Punkte standen, und einzig und allein von seinen Anordnungen oder Benehmen abhingen; so wird man sich leicht erklären, warum Daun nur zu solchen Maßregeln seine Zuflucht nahm, durch die er seinen Entzweck nicht ganz zu verfehlen glaubte. Jetzt auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, von aller Verantwortung freigesprochen, ging er seinem Berufe willig und mit einer Thätigkeit entgegen, die von seinem zeitherigen Benehmen ganz verschieden war. Er beschloß sogar, den König von Preußen selbst anzugreifen, und verabredete durch einen an den Prinzen Carl abgefertigten Officier, der — obgleich nur unter der augenscheinlichsten Gefahr — Gelegenheit fand, sich in Prag hinein zu schleichen, den Tag des Angriffs auf seiner Seite, so wie einen allgemeinen Ausfall der eingeschlossenen Armee von Seiten des Prinzen. Nur Friedrichs schneller Entschluß vereitelte dies große Vorhaben, obgleich es unter einer andern Gestalt zu dem nämlichen Zwecke führte.

Dauns unerwartete Bewegungen machten diesen Entschluß nothwendig; denn jetzt sah der König ein, daß es mit dem Entsatze von Prag ernstlicher gemeint sey, als er es sich anfänglich vorgestellt hatte. Es schien ihm nicht rath-

sam, den Zeitpunkt abzuwarten, wo seine Feinde sich die Hand bieten konnten, um seine Armee zwischen zwei Feuer zu bringen; um dieß aber zu verhüten, hätte er die Einschließung einer Stadt aufheben müssen, die er bald in seine Gewalt zu bekommen sich Hoffnung machte, welches er für unrühmlich hielt, weil alsdann sein erfochtener Sieg und der Aufwand, den er gemacht hatte, um die Eingeschlossenen zur Uebergabe zu zwingen, ohne alle Folgen gewesen seyn würden. Es blieb ihm also nichts übrig, als der Daunischen Armee entgegen zu gehen, und einen Versuch zu machen, solche entweder in ihrem Laufe aufzuhalten, oder gelegentlich zu schlagen. In dieser Hinsicht zog er an der Spitze von 10,000 Mann dem Herzoge von Bevern zu Hülfe, und vereinigte sich mit demselben bei Kauerzim.

V.

Schlacht bei Kollin, den 17ten Junius 1757.

Die Schlacht bei Kollin war die erste, welche Friedrich II gegen die Oestreicher verlor. Dieser Umstand, so wie die Folgen, die er veranlaßte, haben wohl ihren wesentlichen Antheil an den nicht ganz authentischen Beschreibungen dieses Treffens gehabt, die man in den gleichzeitigen Schriften antrifft. In der ersten davon entworfenen, und nachher — wahrscheinlich aus politischen Gründen — nachgeschriebenen Relation ist man bemüht gewesen, das Unglück, welches hier die preußische Armee traf, einem sonderbaren Zufalle zuzuschreiben, und den König zu entschuldigen. Zufall war es freilich, der den Verlust der Schlacht nach sich ziehen

mußte, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß man gewissen Feldherren Fehler andichtete, die sie weder begangen, noch zu begehen sich hatten einfallen lassen. — Da diese Thatsachen bis jezt nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen sind: so hoffe ich den Dank desselben zu verdienen, wenn ich — gegen meinen, bei diesem historischen Werke zum Grunde gelegten Plan, nur die Charakteristik der Begebenheiten zu liefern — hier eine genaue Darstellung dieser merkwürdigen Schlacht einschalte. Die Vorfälle in derselben greifen so in einander, daß das Eigenthümliche dieses Treffens, ohne ein förmliches Detail, nicht anschaulich genug seyn würde.

Zwar habe ich selbst nicht Gelegenheit gehabt, persönlichen Antheil an diesem blutigen Auftritte zu nehmen, weil ich damals bei der Armee des Feldmarschalls Keith angestellt war; dagegen aber hat einer meiner Busenfreunde*), der als Adjutant des Königs sich gegenwärtig befand, mir, nebst dem anliegenden Plane der Schlacht, die interessanten Hauptfacta mitgetheilt, welche das Unglück dieses für die Brandenburgische Geschichte so merkwürdigen Tages völlig enträthseln.

Nach der Vereinigung des Königs mit dem Corps des Herzogs von Bevern, welche den 15ten Junius erfolgte, und besonders nach der unerwartet glücklichen Ankunft der Treskowischen Abtheilung, die man bei dem Rückzuge

*) Der verstorbene General von Gaudi; ein Mann, dessen allgemein anerkannte militärische Talente ihn unstreitig zum competenten Richter aufstellen; dessen Denkwürdigkeiten des siebenjährigen Krieges aber nie zum Druck haben befördert werden dürfen. —

Rückzuge von Kuttenberg als abgeschnitten und geschlagen betrachtete, es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der König, durch die von seinen Heerführern ihm mitgetheilten Berichte überzeugt, voraussetzen mußte, Feldmarschall Daun sey im vollen Marsche nach Kuttenberg begriffen; ja die Beschreibung, welche der Herzog ihm von der Stärke und Beschaffenheit der feindlichen Armee und von ihren Bewegungen machte, bewog ihn sogar, den Befehl zu ertheilen: daß noch 6 Bataillone und 10 Schwadronen, unter Anführung des Fürsten Moritz von Anhalt, aus dem Lager vor Prag zu ihm stoßen sollten. Gleichwohl gab es in der Armee Officiere von Ansehn, die dreist genug waren, als völlig erwiesen zu behaupten: das große östreichische Heer stehe noch unverrückt in seinem alten Lager bei Golz-Jenko, und es sey nur das Nadastysche Corps, dem der Herzog ausgewichen sey; sie machten sogar diese Behauptung so wahrscheinlich und anschaulich, daß das bisherige Benehmen des Herzogs in keinem glänzenden Lichte erscheint.

Einem Heerführer von Friedrichs Denkungsart, der sich überzeugt hielt, daß schon die Nachricht von seiner persönlichen Gegenwart seine so oft geschlagenen Feinde stutzen mache; der vielleicht jetzt voraussetzte, Daun sey schon von seiner Ankunft unterrichtet, schmeichelte diese Behauptung außerordentlich; und da der Umstand, daß das, was man Tages zuvor vom Feinde bei Zasmuk gesehen hatte, größtentheils verschwunden war, ihn in dieser Idee noch mehr bestärkte: so zweifelte er gar nicht an der Wahrheit der ihm ertheilten Nachrichten, tadelte den ganzen Rückzug, und gab seinen Unwillen darüber nicht undeutlich zu verstehen. Zwar traf dieser den Herzog nicht persönlich, dagegen aber ward er über den General Manstein und den Obristen Fink,

welche der König in Verdacht hatte, zum Zurückzuge von Kuttenberg das meiste beigetragen zu haben, in vollem Maße ausgeschüttet.

Da inzwischen ein Plan entworfen werden mußte, wie gegen den Feldmarschall Daun zu operiren sey, so ward derselbe auf die Voraussetzung gegründet: die östreichische Armee stehe noch bey Golz-Jenko. In dieser Hinsicht beschloß der König, aus seinem Lager bei Molatitz wieder nach Kuttenberg vorzudringen, die feindliche linke Flanke zu umgehen, Daun anzugreifen, oder zu Rückmärschen zu nöthigen. Schon wurden die Colonnenmärsche der Armee eingerichtet, als von den Vorposten gemeldet wurde: man sehe jenseit Zasmuk und hinter Schwosütz sehr viel Cavallerie marschiren. Der König, der einmal das Vorurtheil gefaßt hatte, Feldmarschall Daun stehe noch unbeweglich in seinem alten Lager, hielt diesen Marsch für eine bloße Demonstration des Generals Nadasty, auf welche besonders zu achten man nicht Ursach habe. Verschiedene einsichtsvolle Männer, die nicht zur Klasse der Schmeichler gehörten, versuchten zwar, den Ungrund dieser Behauptung zu beweisen; allein da alle Widersprüche ungnädig aufgenommen wurden, so wagte niemand mehr, seine wahren Gesinnungen zu äußern. Der ehrwürdige General Ziethen — so wenig er auch sonst sein Urtheil laut werden zu lassen pflegte — war der Einzige, der sich nicht entbrechen konnte, öffentlich und mit Wehmuth zu bekennen: „er sähe das Unglück des Königs und seiner „Armee voraus, weil ersterer seinen ihm mitgetheilten, ge„wiß zuverlässigen Nachrichten von den Bewegungen „des Feindes keinen Glauben beimessen wolle.“

Mittlerweile stand jedoch Friedrich II von seinem Vorhaben, auf Kuttenberg vorzurücken, ab. Wahrscheinlich ge-

schah dies in der Voraussetzung: daß, da er sich einmal vorgenommen hatte, den Feind auf seiner linken Flanke zu umgehen, er dies auf einem ungleich kürzeren Wege thun zu können hoffte. Er trug daher seinem Adjutanten, dem Capitän Gaudi, auf, die Wege, welche über Janowitz und Ibraslowitz führen, zu recognosciren, und einen Marsch in drei Colonnen zu entwerfen; es war diesem aber nicht möglich, mit den unter dem Major Belling ihn begleitenden Husaren, weiter als bis Ober-Krut zu dringen. Hier fanden sie die Wälder schon mit Croaten stark besetzt. Beide Offiziere bestiegen nun den sehr hohen Thurm der Dorfkirche, und hier entdeckten sie das bei Ginitz aufgeschlagene feindliche Lager, dessen Stellung sie, bis auf den rechten Flügel, der sich in ein Thal verlor, genau übersehen konnten. Dennoch ward ihr Bericht als falsch verworfen, und beide wurden, wegen ihrer oberflächlichen Untersuchung, übel empfangen.

In diesen, so wie in mehreren besonderen Zügen, welche die genaue Beschreibung der Schlacht bei Kollin aufzustellen hat, verkennt man gewissermassen Friedrichs militärischen Geist; sonst gewohnt, das Vorhaben seiner Feinde mit Präcision zu beurtheilen, das Wahre von dem Falschen, so wie das Mögliche von dem Unwahrscheinlichen zu unterscheiden. Ja! man erstaunt über seine Beharrlichkeit, eine einmal aufgefaßte Idee so unaufhaltsam zu verfolgen, wenn man bedenkt, daß, als am 16ten Junius der Fürst Moritz mit der aus dem Lager vor Prag abgeführten Verstärkung bei der Armee eintraf, er diesen mit seiner Lage bekannt machte, und dabei versicherte, Daun stehe noch unverrückt bei Golz-Jenko; daß er äußerte, er sey entschlossen, sich demselben über Janowitz zu nähern, und in seiner linken Flanke anzugreifen, zugleich aber die merkwürdigen Worte hinzufügte: „Wenn ich Ew.

„Liebden Freund bleiben soll, so ersuche ich Sie, sich nicht „einfallen zu lassen, mich von diesem Vorhaben abwendig zu „machen." —

Wenn man voraussetzt, daß der König auf einen zu versuchenden Entsatz von Prag rechnen mußte, und daß der schnelle Rückzug des Herzogs von Bevern einer solchen Operation Zuverlässigkeit zu geben schien; so wird man bewogen zu urtheilen: entweder Friedrich II habe sich überzeugt gehalten, der feindliche Heerführer, der fünf Wochen lang, und selbst dann, als er seine ganze Macht zusammen hatte, nichts unternahm, traue seiner aus so mancherlei Truppen zusammengesetzten Armee zu einer solchen Unternehmung nicht Muth und Disciplin genug zu; oder es habe im Buche des Schicksals gestanden: Friedrichs großer Entwurf soll durch eintretende Zufälle vereitelt werden.

Fest hielt noch der König an seinen Voraussetzungen, obgleich der feindliche Angriff auf die von Nimburg kommenden Brodwagen, die Nachricht, daß Nadasty sich dieser Stadt nähere, ja selbst die schnelle Bekehrung derjenigen, die kurz zuvor ihm die östreichische Armee als noch entfernt geschildert hatten, und die freimüthige Aeußerung des Generals Puttkammer: „er glaube, man dürfe den Feldmarschall „Daun nicht so weit suchen, da er dessen Colonnen bei „Kirchenau ins Lager rücken gesehen," hinlänglich gewesen wären, ihn vom Gegentheil zu überzeugen; indeß ward doch der über Janowitz intendirte Marsch nicht ausgeführt. Es war zu befürchten, daß dadurch dem bis Nimburg vorgerückten Nadasty der Weg nach Prag eröffnet werden könnte, und daß dies 15,000 Mann starke Corps allein schon hinreichend seyn möchte, im Einverständnisse mit dem Prinzen Carl von Lothringen, die nur schwache preußische Ein-

schließung zu überwältigen, und die in Böhmens Hauptstadt geflüchteten Oestreicher zu befreien. Der König hielt es daher für rathsamer, sich dem Feinde über Kuttenberg und Suchdol zu nähern.

Der Aufbruch der Armee war auf den 17ten Junius in aller Frühe festgesetzt; er ward aber bis um Mittag aufgeschoben, um die Ankunft der angegriffenen, und durch den General Manstein wieder befreiten, Brodwagen abzuwarten. Um diese Zeit setzten die Colonnen sich in Bewegung; allein wie ward der König überrascht, als er, gegen seine Erwartung, die ganze Daunische Armee eine halbe Meile vor sich im Lager erblickte. Jetzt sah er ein, wie zweckmäßig der Rückzug des Herzogs von Bevern, wie authentisch dessen Berichte von den feindlichen Bewegungen gewesen waren; jetzt ward es ihm deutlich, daß Daun, um den ihm ertheilten Auftrag auszuführen, den Herzog zu drängen gesucht, daher seinen Marsch auf Giniß gerichtet, dann solchen auf Kauerzim fortzusetzen sich vorgenommen habe, aber durch die erhaltene Nachricht, der König sei mit einem besonderen Corps beim Herzoge angelangt, genöthiget worden, bei Kirchenau stehen zu bleiben, um entweder den Angriff zu erwarten, oder nach Umständen selbst eine Schlacht anzubieten.

Friedrich II recognoscirte die feindliche Stellung. Er fand solche sehr fest, indem die Anhöhen, welche Daun zwischen Boschütz und Neudorf besetzt hatte, durch einen Bach gedeckt waren, der mit den Teichen bei Swoyschütz zusammenhing. Er entdeckte zwei Treffen und seine Reserve-Cavallerie; bemerkte, daß die rechte Flanke sich bis gegen Chotzemitz erstrecke, aus Infanterie und Cavallerie bestehe, und daß man die Stärke der Armee füglich auf 60,000 Mann annehmen könne.

Da Feldmarschall Daun das ganze Terrain, durch welches man ziehen mußte, um nach Kuttenberg zu gelangen, besetzt hatte, so war auch dieser Marsch vereitelt; er mußte daher abermals abgeändert werden, und in der gegenwärtigen Lage schien dem Könige kein anderer Ausweg übrig zu bleiben, als den Feind anzugreifen. Sogleich ließ er den Herzog von Bevern und den Fürsten Moritz zu sich rufen, und äußerte gegen Ersteren: er habe sich jetzt selbst überzeugt, daß die ganze östreichische Armee sich ihm entgegen stellen werde. Der Herzog war wegen der empfangenen ungnädigen, wiewohl unverdienten, Behandlung noch übel gelaunt; er erwiederte also: „schon gestern Abend habe ich dieß gewußt, weil ich die „feindlichen Colonnen ins Lager rücken sah; ich trug aber „Bedenken, diesen Vorfall melden zu lassen, aus Besorgniß, „zur Antwort zu erhalten: es könne doch nur das Na„dastysche Corps seyn." Dießmal verschluckte der König die Pille; befahl sogleich aufzubrechen, bis Planian vorzurücken, dann die feindliche rechte Flanke zu umgehen, und Morgen, als den 18ten, anzugreifen. Der Marsch wurde sogleich angetreten; der Vortrab sahe sich indeß schon genöthigt, die in den Defileen diesseits Planian gestellten feindlichen Abtheilungen herauszuwerfen, um den Colonnen den Weg zu bahnen, und erst Abends um 7 Uhr schlug die Armee ihr Lager zwischen Kauerzim und Weptschau auf*).

Da diese Bewegungen am hellen Tage, und gewisser maßen unter den Augen des Feindes unternommen wurden: so konnte der Feldmarschall Daun leicht urtheilen, der König habe eine gewaltsame Operation vor, und wahrschein-

*) Ich ersuche den Leser, jetzt den angehängten Plan der Schlacht zur Hand zu nehmen.

lich werde der Schlag seine rechte Flanke treffen. Diese mehr zu sichern, und überhaupt seine Stellung noch unangreiflicher zu machen, ward er also veranlaßt, solche während der Nacht zu verändern.

Kurz vor Sonnenuntergang sah man im östreichischen Lager eine große Staubwolke sich erheben, die eine besondere Bewegung verrieth. Die eintretende Dunkelheit sowohl, als die Unmöglichkeit, durch den Schwarm von leichten Truppen, der das feindliche Manöver verdeckte, eine Patrouille hindurchzubringen, hinderten, daß man keine sicheren Nachrichten von dem, was bei Kirchenau vorging, einziehen konnte. Bei dieser Gelegenheit fehlte es nicht an Personen, welche das Geheimniß der Unternehmung zu enträthseln sich anmaßten; allein nur einsichtsvolle Männer erriethen es. Die Meinungen waren sehr verschieden. Viele behaupteten, Feldmarschall Daun verändere seine Stellung; andere ließen ihn links abmarschiren, um über Zasmuk nach Prag zu gelangen; einige, wiewohl nur wenige, hielten dafür, er finde keinen Beruf, eine Schlacht anzunehmen, und ziehe sich zurück. Der Wahrheit der ersten Behauptung auf die Spur zu kommen, war, wie gesagt, unmöglich; der Ungrund der zweiten ward nach einigen Stunden durch eine nach Malotitz gesandte Patrouille erwiesen; der König blieb daher der dritten zugethan, um so mehr, da man während der ganzen Nacht kein Lagerfeuer entdeckte.

Als der Tag anbrach, sah man vom Feinde nichts, als einige zur Beobachtung ausgestellte kleine Haufen. General Treskow erhielt den Auftrag, diese zu zerstreuen, und, zur Deckung des Marsches der Armee, eine diesseits Planian belegene Anhöhe zu besetzen. Kaum aber war der Vortrab eine halbe Stunde vorgerückt, so traf derselbe auf einen feind-

lichen Vorposten von 2000 Pferden, der bei Annäherung desselben sich auf ein bei Brodiß in zwei Treffen aufmarschirtes Corps Cavallerie zurückzog. Zugleich ward man eine Truppen-Bewegung auf den Bergen bei Radonim gewahr; die Entfernung, so wie einige vorliegende Anhöhen verstatteten aber nicht, die Gegenstände genau zu unterscheiden. Nachdem aber General Ziethen den Vortrab durch Planian geführt, und eine jenseits belegene Anhöhe erreicht hatte, erblickte man die feindliche Armee in Schlachtordnung, bereit, ein Treffen anzunehmen.

Sobald Feldmarschall Daun die Preußen bei Weptschau gelagert sah, urtheilte er nicht ohne Grund, daß, wenn er seine Stellung bei Kirchenau beibehielte, es dem Könige nicht schwer fallen dürfte, seinen auf der Höhe bei Radonim angelehnten rechten Flügel zu umgehen, und von der Anhöhe von Chotzemitz, welche den größten Theil seines Lagers beherrschte, anzugreifen. Eine besser eingerichtete Position schien ihm daher nothwendig, und diese bewerkstelligte er während der Nacht. Jetzt stand die Cavallerie seines rechten Flügels auf der Höhe hinter Chotzemitz; ein tiefer Hohlweg deckte ihre Flanke. Von dieser Anhöhe lief die Linie bis nach Radonim fort, von wo aus sie, etwas zurückgebogen, die Anhöhe bei Boschütz erreichte. Hier stand keine Cavallerie, weil das durchschnittene Terrain es nicht verstattete, solche mit Nutzen zu gebrauchen. Diejenige, welche zu diesem Flügel gehörte, war nebst den Regimentern der Reserve in die Mitte der Armee auf einer daselbst befindlichen schönen Ebene in drei Treffen gestellt. In der Flanke des linken Flügels stand die Infanterie der Reserve, die sich bis gegen das Dorf Swoyschütz ausdehnte. Das erste Treffen stand auf dem Abhange, das zweite auf der Krone der besetzten

Anhöhen. Längs der Linie war das grobe Geschütz sehr vortheilhaft vertheilt, ja sogar vor der Cavallerie des rechten Flügels ward man eine aufgefahrne Batterie gewahr. Ueberhaupt hatte Daun nichts verabsäumt, seinem Heere eine möglichst vortheilhafte Stellung zu geben. Die Cavallerie des Generals Nadasty war zwischen der Anhöhe von Koller und dem Dorfe Brzisti quer über den Kaiserweg gestellt, mit großen Intervallen aufmarschirt, und machte Front gegen die Spitzen der preußischen Colonnen. General Ziethen ward dadurch veranlaßt, seinen Vortrab, so wie die an sich gezogene Abtheilung des General Treskow, gleichfalls aufmarschiren zu lassen, in Schlachtordnung bis an das am Kaiserwege belegene große Wirthshaus, Szlatislunz genannt, vorzurücken, und daselbst die Ankunft der Armee zu erwarten. Auch hier machte diese Halt, und da man aus dem sehr hohen Hause die ganze feindliche Position übersehen konnte: so recognoscirte der König solche mit vieler Aufmerksamkeit.

Staunend bewunderte er die treffliche Stellung, die Graf Daun hier zu wählen gewußt hatte. Bei näherer Untersuchung fiel ihm die in der feindlichen Schlachtordnung angebrachte künstliche Vermischung der Cavallerie mit der Infanterie besonders auf. Daun war diesmal von dem alten Herkommen, die Reiterei auf die Flügel der Armee zu stellen, weislich abgegegangen. Er hatte die Position, die er einer jeden Gattung Truppen anwies, je nachdem diese oder jene in freier Ebene, auf Bergen, oder in Dörfern nützlich gebraucht werden konnte, mit vieler Sachkenntniß gewählt, und daher den Fehler vermieden, den Prinz Carl von Lothringen in dieser Hinsicht beging, als er seine erste Stellung bei Prag nahm. So scharf auch sonst Friedrichs militärischer Blick, und so geübt er war, die Fehler seines

Gegners gleich aufzufassen: so fand er doch in der Feldmarschalls Daun Schlachtordnung noch keinen Punkt, den zu überwältigen er sichre Rechnung machen konnte. Einige Zeit war er unschlüssig, welche Parthei er ergreifen, ob er schlagen oder sich zurückziehen sollte. Letzteres stand noch in seiner Gewalt; ersteres aber rieth ihm die Lage, in der er sich befand. Diese erforderte rasche Entschlüsse in einer der wichtigsten Unternehmungen. Es kam nur darauf an, die Möglichkeit, dem Feinde auf einem oder dem andern Punkte mit Vortheil beizukommen, ausfindig zu machen. Bei einer angestellten nähern Recognoscirung fand er endlich die einzige schwache Stelle, welche die östreichische Armee hatte, und diese war das Terrain über ihren rechten Flügel hinaus, wo das Nadastysche Corps stand. Es schien nicht ganz unmöglich, dieses zu vertreiben, sich dann in die rechte Flanke und den Rücken des Feindes zu schwenken, und so die Stärke seiner Position ganz unnütz zu machen. In dieser Absicht entwarf er eine Disposition, die ein Meisterstück der Kriegskunst genannt zu werden verdient, die aber auch nur preußische, auf das Manöver eines schrägen Angriffs geübte Truppen auszuführen im Stande waren, und die, der großen Vortheile, welche das Terrain dem Feinde verbot, ungeachtet, den besten Erfolg haben mußte, wäre solche überall buchstäblich ausgeführt worden. —

Zuvörderst ließ der König die Cavallerie der Reserve desgleichen einen Theil der des rechten Flügels, nach dem linken ziehen, wodurch, mit Inbegriff des Vortrabes, sich an 100 Schwadronen versammelten. Dann disponirte derselbe, daß der General Ziethen mit 50 Schwadronen, und General Hülsen mit 7 Bataillonen, einem Regiment Dragoner und vier schweren Kanonen den Vortrab aus=

machen, diesem aber die Armee treffenweise in zwei Colonnen folgen sollte. Ziethen erhielt ferner den Auftrag, das Nadastysche Corps anzugreifen, es zurückzutreiben, und sich auf einer hinter Kutlitz belegenen Anhöhe zu behaupten. Hülsen ward befehligt, dieser Cavallerie längs dem Kaiserwege zu folgen, die bei Krzeczor vorgeschobene Batterie zu erobern, alsdann aber dieses Dorf, und vorzüglich einen links von demselben auf einer Anhöhe gerade in der feindlichen Flanke belegenen lichten Eichenwald zu besetzen, während General Ziethen dem Nadasty ferner zu Leibe gehen, und selbigen verhindern sollte, weder gegen die Flanke des Angriffscorps, noch in der Folge gegen den linken Flügel der Armee etwas zu unternehmen. Diese, die noch eine Viertelmeile vorzurucken hatte, ehe sie des Feindes rechten Flugel erreichen konnte, ward angewiesen: die Hülsensche Division 1000 Schritt voraus zu lassen, während des Angriffs derselben beständig hinter ihr fortzumarschiren, nöthigenfalls sie mit einigen Bataillonen zu unterstützen, oder, wäre dieß nicht erforderlich, zwischen Krzeczor und Kutlitz durchzugehen, und den erwähnten Eichenwald, der beim Aufmarsch der Infanterie des linken Flügels zum Anhaltspunkte bestimmt war, zu gewinnen. Die Cavallerie dieses Flügels hingegen sollte bis über den Eichenwald vorrücken, und sich dort formiren; wogegen der rechte Flügel der Armee sich am Kaiserwege, und zwar vom Feinde ganz entfernt zu halten, den gemessensten Befehl hatte. Sachkundige, die auf dem anliegenden Plane der Schlacht sich zu orientiren bemüht seyn wollen, werden eingestehen müssen, daß es bloß durch dieß künstliche Manöver gelingen konnte, die preußische Armee fast parallel auf die rechte Flanke des Feindes, als den einzigen angreifbaren Punkt, zu bringen, und auf diese

Weise das Glück an diesem Tage zu fesseln. Alles schien einen erwünschten Ausgang anzukündigen, und der König, der den Schlüssel zu Dauns furchtbarer Stellung gefunden zu haben glaubte, hielt sich selbst davon völlig überzeugt. Allein von der ganzen Disposition ward nur der erste Theil, d. h. die Angriffe der Generale Ziethen und Hülsen, mit Einsicht ausgeführt, und wir werden zeigen, welche sonderbaren Vorfälle die ganze Unternehmung scheitern machten.

Noch waren sämmtliche Generale im Wirthshause Szlatislunz beim Könige versammelt, um ihre Instruktionen zu empfangen, als der Obristlieutenant Balby aus einem Fenster einen östreichischen Officier gewahr ward, der ungefähr 200 Schritte vor der abgesessenen Cavallerie sein Pferd tummelte, und die Bewegungen der Preußen zu beobachten schien. Einige Ordonanz-Husaren, die vor der Thüre hielten, bekamen Befehl, Jagd auf ihn zu machen. Es glückte ihnen denselben einzuholen, und da er vor den König gebracht wurde, sagte er aus; „er heiße Kraus, sey Ritt„meister bei dem Guilaischen Curassier-Regimente, und „mit noch mehreren Officieren angewiesen worden, die „Stärke der preußischen Armee auszuspähen. Von Wien „sey der ausdrückliche Befehl eingelaufen, Prag, es koste „was es wolle, zu entsetzen; daher werde der Feldmarschall „Daun, wo nicht noch heute, doch sicher morgen den König „angreifen." Sey es nun, daß es den Husaren wirklich glückte, den feindlichen Officier zu fangen, oder daß dieser — welches man durch seine dreiste Aussage noch weit eher zu glauben berechtigt wird — sich geflissentlich greifen ließ, um durch den gedroheten Angriff eines so überlegenen Heeres den König zum Zurückzuge zu verleiten: so glaubte dieser doch

nicht, auf halbem Wege stehen bleiben zu müssen, da sein Entschluß, zu schlagen, einmal gefaßt war.

Seiner Seits hatte Daun dem bisherigen Manöver der Preußen nicht ohne Bewunderung zugesehn. Er so wenig wie seine Feldherren konnten sich überreden, daß eine so geringe Macht keck genug seyn würde, sein prächtiges, so vortheilhaft gestelltes Heer anzugreifen. Alle behaupteten daher: wahrscheinlich werde der König sich wieder zurückziehen, bis der Major Vettesz *), den der Feldmarschall als einen bekannt geschickten Officier seines ganzen Vertrauens würdigte, ihn auf die Richtung, welche der preußische Marsch nehmen zu wollen schien, aufmerksam und für seine rechte Flanke besorgt machte. Jetzt erst bemerkte Daun die Nothwendigkeit, diesen zu schwach scheinenden Theil seiner von ihm für unangreiflich gehaltenen Position noch verstärken zu müssen. Mit Einsicht und Thätigkeit ließ er es sich daher angelegen seyn, dem hier zu erwartenden Stoße von Seiten des Feindes das erforderliche Gegengewicht zu geben. Er zog nicht allein seine Reserve, so wie einen Theil der Infanterie aus dem zweiten Treffen des linken Flügels dahin, und formirte aus diesen Truppen eine Flanke, sondern verstärkte auch seine bei Krzeczor vorgeschobenen Posten, ließ den Eichenwald mit Kroaten und deutscher Infanterie besetzen, mehr schweres Geschütz auf diese Punkte führen, und so gerüstet erwartete er den Angriff mit vieler Kaltblütigkeit.

Es war bereits Mittag. Die preußische Armee lag noch ganz ruhig unweit Szlatislunz, theils der außerordent-

*) Das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen. 2ter Theil. S. 348 und 349.

lichen Hitze wegen, theils um die drei Grenadierbataillone abzuwarten, die aus der rechten Flanke der Armee gezogen, und zum Hülsenschen Corps gesandt wurden. Unterdessen war Graf Daun mit seinen Vorkehrungen zu Stande gekommen, und das Nadastysche Corps hatte sich in bester Ordnung bis über und neben Kutlitz zurückgezogen. Hier stand es in mehrere Treffen gestellt, und nahm das Terrain zwischen dem Grunde diesseits Kollin und dem oft erwähnten Eichenwalde ein.

Nunmehr aber setzten sich die Preußen wieder in Bewegung. Der König schien auf seine zur Schlacht getroffenen Anordnungen viel Vertrauen zu setzen, und da er die feindliche Position näher betrachtete, sagte er denen, welche ihn umgaben: „Sicher verlassen die östreichischen Feldherren „sich mehr auf ihren festen Posten, als auf den Muth ihrer „Truppen." Der Marsch ward, der gegebenen Disposition zu Folge, buchstäblich ausgeführt. Schon hatte der Vortrab den Kaiserweg verlassen, und rechtsab sich in das vor Krzeczor belegene Thal gezogen; schon hatte General Hülsen sein zum Angriff bestimmtes Corps in zwei Treffen formirt; schon hatte General Ziethen 30 Schwadronen seiner Reiterei hinter dasselbe aufmarschiren lassen, während er mit dem Ueberreste die linke Flanke der Angreifenden deckte; schon rückte Hülsen gegen die Anhöhe von Krzeczor an; schon waren die Spitzen der Colonnen das Dorf Bradiz passirt, und General Pennavaire hatte mit den 20 Schwadronen des ersten Treffens die flache Anhöhe, worauf das Vorwerk Brzisti liegt, erreicht, als der König, der sich an der Spitze der ersten Colonne Infanterie befand, der Armee Halt zu machen befahl, um, wie er sich ausdrückte — den Erfolg des Angriffs abzuwarten. Obgleich

nun noch drei Grenadierbataillone zur Unterstützung des Generals Hülsen abgesendet wurden, auch die 15 Schwadronen der Reserve unter Anführung des Obristen Seidlitz, ingleichen zwei Regimenter Dragoner vom linken Flügel des zweiten Treffens, die ihnen anfänglich vorgeschriebene Laufbahn verfolgen mußten: so blieb doch allen denen, welchen bekannt war, daß nach der gegebenen Disposition die Colonnen hinter dem Hülsenschen Corps weg nach dem Eichenwalde marschiren sollten, diese unerwartete Abänderung räthselhaft und befremdend; ja, der in pünktlicher Befolgung der ihm ertheilten Befehle so eifrige Fürst Moritz erdreistete sich sogar, vorzustellen: daß, um zu dem vorgeschriebenen Anhaltspunkte zu gelangen, die Armee noch weiter in Colonnen marschiren müsse, und daß, wenn solche länger hier verweile, sie zu spät auf dem Platze ankommen werde, wo sie zu agiren bestimmt sey. Allein der König achtete darauf nicht, und die Armee blieb ferner hier stehen.

Während der Zeit hatte Hülsen, wiewohl mit großer Einbuße an Menschen, sich der vor Krzeczor aufgefahrnen Batterie bemeistert, 7 Kanonen erobert, und den Feind aus dem Dorfe vertrieben, noch ehe die ihm zur Unterstützung gesandten Grenadierbataillone die Anhöhe erreichten; und obgleich der Feind sich hinter einem Hohlwege wieder setzte, denselben dennoch gezwungen, diese Stellung zu verlassen. Zugleich hatte Ziethen die Nadastysche Reiterei angegriffen und über den Haufen geworfen, hatte aber vom weitern Verfolgen abstehen müssen, um seine Cavallerie aus einem heftigen Feuer zu ziehen, welches die im Eichenwalde postirte Infanterie auf seine Flanke und seinen Rücken machte. Zwar ward er dadurch gezwungen, sich bis Kutlitz zurückzuziehen; allein Nadasty wagte nicht, ihn zu verfolgen, und

von dessen ganzen Corps kamen nur die beiden dabei angestellten sächsischen Dragonerregimenter wieder zum Vorschein. Ziethen behauptete dagegen einen Theil des Terrains, welches Nadasty zuvor besetzt gehabt hatte.

So glücklich war der Anfang der Schlacht, und es ist vorauszusetzen, daß, wenn die Armee nach der gegebenen Disposition im Marsch geblieben wäre, sie so der Sache auf einmal den Ausschlag gegeben haben würde. Um so befremdender ward es daher den preußischen Feldherren, daß solche dennoch sich nicht in Bewegung setzen durfte, um den bereits errungenen Vortheil zu benutzen. Zwar war dem Könige der Erfolg von Hülsens Operation noch nicht officiell gemeldet worden; allein man konnte mit bloßen Augen entdecken, wie viel Terrain derselbe bereits gewonnen hatte. In diesem kritischen Augenblicke wagte es also Fürst Moritz, den König wiederholt zu bitten, den Marsch der Colonnen, nach der Disposition, bis zum Eichenwalde fortsetzen zu lassen. „Sonst — setzte er hinzu — wird der Feind, durch den „ersten Angriff vergewissert, daß es seinen rechten Flügel „gilt, Zeit und Muße erhalten, hier die zweckmäßigsten „Gegenanstalten zu treffen, und dann werden die Schwie„rigkeiten sich sicher vermehren, die zum Theil schon geho„ben sind.“ Diese sehr gegründete Vorstellung ward aber mit Stolz, ja zuletzt in unangenehmen Ausdrücken verworfen. Zu eben dieser Zeit ward dem Könige gemeldet, wie weit es Hülsen und Ziethen geglückt sey, dem ihnen ertheilten Auftrage zu genügen, und nun erwartete jeder unausbleiblich das Zeichen zum fernern Marsch. Gegen alle Erwartung erging jedoch der Befehl: daß die Armee auf der Stelle wo sie Halt gemacht habe, aufmarschiren, und gegen den Feind anrücken solle.

Diese besondere Abweichung von der ertheilten Disposition erweckte bei der preußischen Generalität eine lebhafte Sensation; besonders da man beinahe voraussehen konnte, daß der dabei beabsichtigte Zweck nicht werde erreicht werden können. Der für den Ruhm der Armee so eifrig besorgte Fürst Moritz nahm sich daher nochmals die Freiheit, dagegen vorzustellen: „Ein Angriff von dieser Seite könne unmöglich gelingen. Der linke Flügel der Armee sey von „dem beabredeten Anhaltspunkte noch zu weit entfernt; auf „diese Weise sey die rechte Flanke der Oestreicher gar nicht „mehr zu gewinnen, und wollte man hier aufmarschiren, so „würde man gezwungen seyn, denselben auf seiner Fronte, „gerade in der ganzen Stärke seiner Position, „anzugreifen.“ Statt aber diese wohlgemeinte Warnung zu beherzigen, ward ihm der Befehl wiederholt, das Treffen zu formiren. Der Fürst, dessen militärisches Auge die gefährlichen Folgen dieses raschen Entschlusses nicht ohne patriotische Theilnahme übersah, erwiederte mit Würde: „Ohne meine Pflicht zu verletzen, und die schwerste Verantwortung auf mich zu laden, ist es mir nicht möglich, diesem Befehle zu genügen. Ich habe bereits die Gründe angeführt, aus denen ich auf den unglücklichen Ausgang dieser Unternehmung schließen muß; ich bitte Ew. Majestät „also nochmals, die Armee in Colonnen weiter fortziehen zu „lassen, um zu ihrem eigentlichen zweckmäßigen Ziele zu gelangen.“ Diese abermalige Vorstellung — so richtig sie auch an und für sich war — reizte Friedrich II zum heftigtigsten Zorn. Mit entblößtem Degen ritt er an den Fürsten, und fragte mit drohender Stimme: ob er gehorchen wolle oder nicht? Diejenigen, welche Zeugen dieses Auftritts waren, befürchteten, der aufgebrachte König würde

diesen Widerspruch noch auf eine thätigere Art ahnden; allein die erzwungene Folgsamkeit des Fürsten gab dazu keine weitere Veranlaßung. Nunmehr wagte niemand mehr, einige Gegenvorstellungen zu äußern, und die Armee stellte sich in Schlachtordnung. Bloß die vier Reiterregimenter vom linken Flügel erhielten Befehl, unter der Höhe von Brzisti halten zu bleiben, weil — wie der König sich ausdrückte — vor der Hand, und bis die Infanterie Fortschritte gemacht haben würde, solche nichts auszurichten vermöchten.

Auf diese Weise ward nicht nur der große Erfolg, den man sich von der zu Szlatislunz ertheilten meisterhaften Disposition versprach, vereitelt, sondern der inconsequente Aufmarsch der Armee legte auch den Grund zu dem Unglücke dieses Tages. Jetzt war es nicht mehr möglich, die feindliche rechte Flanke durch den preußischen linken Flügel angreifen zu lassen. Dieser war von dem Eichenwalde, der ihm zum Anhaltspunkte angewiesen war, noch über 2500 Schritt entfernt, sogleich konnte er weder Hülsen unterstützen, noch unter dessen Schutz die Flanke umgehen. Der rechte Flügel der Armee hingegen, der, laut der ersten Disposition, Brzisti vor sich behalten sollte, stand jetzt dem Dorfe Brzistan gegenüber. So sehr war man von der ertheilten Instruktion abgewichen, daß, statt die Armee der feindlichen rechten Flanke parallel zu bringen, solche jetzt fast parallel mit seinem ersten Treffen stand, dessen Position man doch zu Szlatislunz als unangreiflich anerkannt hatte.

Von diesem Augenblick an schien das traurige Schicksal, welches die Preußen bei Kollin traf, entschieden; dagegen ward Feldmarschall Daun eines glücklichen Ungefährs gewürdigt, welches er wohl nicht erwartet haben mochte. Ich

eile indeß, den Vorhang über jene Scene menschlichen Elends fallen zu lassen, nachdem ich die Ursachen genau zergliedert habe, welche diese Wirkungen nothwendig hervorbringen mußten. Wer Anhänglichkeit an sein Vaterland besitzt, kann bei der zwecklosen Aufopferung so vieler Tausende eben so wenig gefühllos bleiben, als es die Pflicht des Geschichtschreibers erfordert, jede Thatsache in ihrer wahren Gestalt erscheinen zu lassen.

Es war zwei Uhr, als die Armee in der ihr angewiesenen neuen Stellung aufmarschirt stand. Sogleich ließ der König den linken Flügel seiner Infanterie gegen den Feind anrücken, ertheilte aber zugleich den Generalen Manstein und Schöneich, von denen ersterer eine Brigade, letzterer die Cavallerie des rechten Flügels anführte, den gemessenen Befehl: diesen Theil der Armee stets zurückzuhalten, und sich auf keinen Fall mit dem Feinde einzulassen. Jetzt begann von beiden Seiten eine fürchterliche Kanonade, zugleich aber ward man gewahr, daß Feldmarschall Daun die Cavallerie seines rechten Flügels zurückzog, ihren Platz durch einen Theil der Infanterie desselben Flügels wieder einnehmen, dann eine Flanke formiren, und die dadurch in der Linie entstandene Lücke durch Regimenter aus dem zweiten Treffen ausfüllen ließ.

Hülsen hatte, wie oben erwähnt worden ist, den ersten Theil seines Auftrages glücklich erfüllt, und nun blieb ihm noch übrig, den Eichenwald zu besetzen, welches um so nothwendiger schien, da das Feuer der in den Wald getretenen östreichischen Infanterie seiner linken Flanke vielen Schaden that. Allein dieser Feldherr, der mit dem besten Willen und dem eifrigsten Patriotismus es nie dahin bringen konnte, nach Umständen urtheilen zu lernen, benahm sich bei dieser Gele-

genheit etwas links. Er übertrug zwei schon bis auf 500 Mann zusammengeschmolzenen Grenadier-Bataillonen den Angriff und zugleich die Besetzung des Waldes. Zwar gelang es diesen wenigen Tapfern, den Feind aus demselben zu werfen; allein da dieser heftige Schlag nicht ohne namhaften Verlust geführt werden konnte: so waren sie nun zu schwach, diesen wichtigen Posten zu behaupten, als in der Folge Daun frische Infanterie zur Wiedereroberung des Eichenwaldes abschickte; ein Umstand, der, wie wir unten zeigen werden, viel zum Verluste der Schlacht beitrug.

Kaum war der preußische linke Flügel 100 Schritt vorwärts gerückt, als der König einsah, daß derselbe den Feind zu überflügeln nicht im Stande sey. Es erging also der Befehl: daß die Linie sich allmählich links ziehen solle. Dies Manöver, welches auf dem Exercierplatze sehr richtig auszuführen ist, wollte aber hier nicht so kunstmäßig gelingen. Das östreichische Geschütz schmetterte ganze Glieder zu Boden; der Soldat fieng an zu stocken, und es entstanden so große Lücken, daß solche nur durch 4 Bataillone des zweiten Treffens ausgefüllt werden konnten. Durch dies Hülfsmittel, und die immerwährende Anstrengung, sich stets links zu halten, hatte man jedoch mehr als 800 Schritt Terrain gewonnen, dergestalt: daß das letzte Bataillon des ersten Treffens den feindlichen rechten Flügel in etwas überflügelte. Nachdem nun dieser Vortheil, wiewohl nicht ohne Mühe und Verlust an Menschen, errungen, und nachdem die durch den unzeitigen Aufmarsch veranlaßte fehlerhafte Verfassung der preußischen Armee einigermaßen war verbessert worden: so war wohl nichts natürlicher, als daß der General Pennavaire die ihm interimistisch angewiesene Anhöhe von Brzisti verlassen, und mit seiner Cavallerie sich gleichfalls gegen die

feindliche rechte Flanke hätte ziehen müssen, um nöthigenfalls bei der Hand zu seyn. Einem geübten Feldherrn würde es nicht entgangen seyn, daß, nachdem die anfänglich gegebene Disposition — wiewohl durch andere Mittel — dennoch erfüllt worden, er dieser zufolge auch auf dem ihm damals angewiesenen Terrain zu agiren verpflichtet sey; allein Pennavaire blieb auf gedachter Höhe stehen, wo er gegenwärtig ganz unnütz war. —

Durch diese unzeitige Pünktlichkeit, den erhaltenen Befehl, ohne Beurtheilung der veränderten Umstände, zu buchstäblich zu befolgen sowohl, als durch das Versehen, welches Hülsen machte, da er den Eichenwald mit zu wenig Mannschaft besetzte, geschah es: daß, während es dem linken Flügel der Armee endlich gelang, sich an das Hülsensche Corps anzuschließen; beide nunmehr mit der überspanntesten Tapferkeit den rechten des Feindes bestürmten; die vor demselben aufgefahrne Batterie eroberten, und schon das Regiment Salm mit dem Bajonett aus der Linie warfen, eben die Abtheilung Oestreicher, welche anfänglich aus dem Walde vertrieben ward, jetzt von drei Bataillonen der Flanke unterstützt, die einige hundert preußischen Grenadiere angriffen, aus dem Walde warfen, und sie zwangen, sich wieder nach Krzeczor zurückzuziehen.

Dieses unglücklichen Ereignisses ungeachtet, welches, so wie ein zweiter Vorfall — von dem wir gleich reden werden — den eigentlichen Verlust der Schlacht nach sich zog, schien die bewundernswürdige Tapferkeit der Preußen doch den Sieg erringen zu wollen, und es ist wahrscheinlich, daß Feldmarschall Daun in diesem Augenblick die Schlacht für verlohren hielt, indem er den bekannten Befehl zum Zurückzuge nach Suchdoll, mittelst eines mit Bleistift geschriebenen Zet-

tels, in seiner Armee umherlaufen ließ, den aber zu seinem Glücke der Obristlieutenant Benkendorf, von den sächsischen Dragonern, nicht weiter als bis zum General Nostitz kommen zu lassen die Aufmerksamkeit hatte, als er die Preußen matt werden, und ihre durch nichts unterstützte Linie sich trennen sah*).

Sobald die Oestreicher aufs neue Meister vom Eichenwalde waren, rückte Nadasty wieder vor, und obgleich Ziethen ihn sofort angriff und über den Haufen warf: so ward dieser doch — wie das erstemal — durch das feindliche Feuer aus dem Walde, nicht allein gehindert, weiter zu dringen, sondern sogar gezwungen, seine vorige Position wieder zu nehmen.

So standen die Sachen auf dem preußischen linken Flügel, als es dem General Manstein einfiel, drei Bataillone aus dem Centrum der Linie vorzuziehen, um das vor derselben liegende stark besetzte Dorf Chozemitz förmlich anzugreifen. Kaum ward der Herzog von Bevern dieses gegen die ihm beim Aufmarsch mündlich ertheilte Instruktion handelnde Manöver gewahr, so ließ er diesem General befehlen, sich nicht mit dem Feinde einzulassen; erhielt aber zur Antwort: es sey ihm durch einen Königlichen Flügel-Adjutanten der ausdrückliche Befehl dazu überbracht worden **). Dieser sehr zur Unzeit vorgenommene Angriff war von traurigen Folgen. Manstein fand nicht allein sehr viele Schwierigkeiten in Absicht des Terrains

*) Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges. 1. Theil. S. 216.

**) Wie man mich hat versichern wollen, so war dies der Capitän Varrene.

und des Widerstandes zu bekämpfen, sondern als es ihm wirklich glückte, das Dorf zu erobern, so konnte er doch nicht weiter, als bis an den Fuß der unersteiglichen Anhöhe dringen, die hinter demselben lag. Hier richtete ein gut unterhaltenes Kartäschenfeuer eine große Verwüstung in seinen Bataillonen an, ohne daß es ihm möglich war, weder sein Geschütz gehörig zu gebrauchen, noch die steile Anhöhe zu erklettern. Auf das Ganze hingegen hatte dies zweckwidrige Gefecht den Nachtheil, daß allmählich mehr Infanterie des rechten Flügels mit dem Feinde handgemein ward, und daß, als der linke Flügel nach einem drei Stunden lang ausgehaltenen angestrengten Kampfe unterstützt werden sollte, man über kein einziges Bataillon mehr disponiren konnte *). Feldmarschall Daun verstärkte dagegen seinen bedrängten rechten Flügel fast von Augenblick zu Augenblick, und verdoppelte sein Feuer, während das der Preußen matt zu werden anfing, die Kräfte der Angreifenden schwanden, und das grobe Geschütz unglaubliche Verwüstungen unter ihnen anrichtete. Um die dadurch entstandene Lücken wieder auszufüllen, befahl zwar der König, daß die

*) Nach der Ordre de Bataille führte Manstein die erste Brigade des rechten Flügels. Da inzwischen zu dem Angriff auf das Dorf Chozemitz drei Baitallone aus der Mitte der Linie gezogen wurden; so bleibt es sehr wahrscheinlich, daß der König diesem Feldherrn das Commando übertrug, in Hoffnung, seine ihm bekannt gewordene ausgezeichnete Herzhaftigkeit werde bei dieser Gelegenheit eben so wirksam seyn, als bei der Schlacht von Prag, da er den wischen Kyga und Hortlozers vorgeschobenen verschanzten feindlichen Posten mit Gewalt eroberte, und dadurch den Sieg entschied, Manstein war aus russischen, aufs neue in preußische Dienste, die er ehedem verlassen hatte, getreten. Er war von äußerst nervi=

Linie sich mehr links anschließen sollte; allein mit den im stärksten Feuer befindlichen Soldaten ein solches Manöver zu machen, wahr nicht mehr möglich.

Jetzt trat der entscheidende Zeitpunkt ein, welcher der Sache den Ausschlag gab. Daun setzte nun die Cavallerie seiner Flanke und einen Theil derjenigen, welche hinter dem gedrängten rechten Flügel hielt, in Bewegung. Sie schien sich in die linke Flanke des Generals Hülsen werfen zu wollen. Um dieser gefährlichen Unternehmung vorzubeugen, ließ der König dem General Pennavaire befehlen, mit seiner Reiterei auf die Anhöhe von Krzeczor herauf zu rücken, und die feindliche anzugreifen. Allein es scheint, als wenn an diesem Tage alle Befehle entweder mißverstanden, oder zweckwidrig ausgeführt werden sollten; denn statt daß dieser General seine Cavallerie gerade auf die Anhöhe führen, und über die sich erst formirende östreichische herfallen konnte, nahm er — man hat nie erfahren, warum? — einen Umweg um Brzisti, gerieth dort in Hohlwege, ließ dem Feinde Zeit, in zwei Treffen aufzumarschiren, und gegen die ersten zehn Schwadronen, die sich entwickelt hatten, anzurücken. Zwar sprengte Pennavaire dem Feinde mit dieser Mann-

---

gem Körperbau, und in Absicht seiner ausgezeichneten Tapferkeit kann er mit jenem Bayard, dem Chevalier sans peur, verglichen werden; denn selbst das gefahrvollste Gefecht, das ihm aufgetragen ward, konnte ihn nicht aus der Fassung bringen. Bei Kollin ward er verwundet, und als die Blessirten von Leutmeritz, unter Bedeckung von 200 Mann eines ehemaligen sächsischen Regiments, nach Dresden gebracht werden sollten, hob der Obrist Laudon diesen Transport im Gebirge auf. Manstein war der Einzige, der sich nicht ergeben wollte. Fechtend ward er von den Kroaten erstochen.

schaft, und ohne die übrigen zehn Schwadronen abzuwarten, entgegen; allein dieser Stoß konnte nicht wohl gelingen, und ein Glück war es, daß die östreichische Cavallerie nicht alles that, was sie zu thun völlig berechtigt war, vielmehr ohne geworfen zu seyn, sich auf ihr zweites Treffen zurückzog. Preußischer Seits konnte aber dieser Vortheil nicht benutzt werden, weil das im Eichenwalde aufgestellte Geschütz der Flanke Schaden that, das linke Flügelregiment wich, und die übrigen zum Theil noch nicht einmal aufmarschirten es auch thun zu müssen glaubten. Dies sonderbare Cavallerie-Manöver, wobei kein Theil weder warf noch geworfen ward, erweckte indeß bei der preußischen Reiterei ein solches panisches Schrecken, daß, als man sie bald darauf zur Unterstützung der Infanterie gebrauchen wollte, es den Officieren nicht gelang, ihre Leute mit Ordnung und Muth gegen den Feind zu führen; daß selbst das Regiment Prinz von Preußen, von dem Fürsten Moritz angeführt, durch eine Generalsalve, welche ihm eine Compagnie östreichischer Grenadiere mit weniger Fassung gab, geschreckt, statt gleich über diese herzufallen, die Flucht ergriff, und bey dieser Gelegenheit das Infanterieregiment von Bevern überritt; ja daß selbst der König nicht vermochte, seine Cavallerie weiter, als auf Kanonenschußweite an den Feind zu bringen. Zerstreut verließ sie ihn, und flüchtete weit über den Kaiserweg, wo es nicht wenig Mühe kostete, sie wieder zu entwickeln. Der tapfre Obrist Seydlitz versuchte zwar, den ersten mißlungenen Angriff des Generals Pennavaire dadurch zu verbessern, daß er unter Begünstigung einer zwischen dem Eichenwalde und der feindlichen Flanke belegenen kleinen Ebene mit zehn Schwadronen in den Feind einbrach, ein Regiment größtentheils niederhieb, und als sich Cavallerie ihm in den

Weg stellen wollte, solche über den Haufen warf, dann in ein zweites Regiment Infanterie einhieb, und sich seiner Fahnen bemächtigte; dieser an sich kühne Streich konnte aber eben so wenig, als der dritte Angriff, den Ziethen auf den wieder erscheinenden Nadasty mit vielem Glück ausführte, keine anderweitigen Vortheile gewähren, da die Infanterie des linken Flügels nunmehr schon zu schwach geworden war, um Fortschritte zu machen.

Dies tapfre Fußvolk, welches mit so vieler Anstrengung die stärksten Beweise eines überspannten Muths abgelegt hatte, das auf die Hälfte zusammengeschmolzen war, dem man aber keine Unterstützung zuführen konnte, war nicht mehr im Stande, den sich stets vermehrenden Feind weiter zurück zu drängen. Der große Verlust an Menschen hatte die Bataillone getrennt, der Soldat hatte keine Munition mehr, und dennoch behauptete es sich auf dem eroberten Terrain mit einer Entschlossenheit, die ihm bei der inconsequenten Art, wie es zu handeln gezwungen ward, um so mehr zur Ehre gereicht. Seine peinliche Lage entgieng dem aufmerksamen Feinde nicht; besonders nutzte dessen Cavallerie den Zeitpunkt, in welchem sie die großen Lücken in der preußischen Linie, so wie die geringe Neigung ihrer Reiterei, wieder auf dem Kampfplatze zu erscheinen, entdeckte. Benkendorf, derselbe, der Dauns mit Bleistift geschriebenen Zettel mit vieler Einsicht zurückhielt, stürzte mit einigen hundert Pferden auf einen Theil der Hülsenschen Division. Ihm folgten mehrere Regimenter, und nun wurden 14 Bataillone über den Haufen geworfen, ein Theil davon niedergehauen, ein noch größerer zu Gefangenen gemacht. Zerstreut und mit Hinterlassung alles Geschützes flohen die Trümmer dieser Infanterie nach dem rechten Flügel. Vergeblich beeiferten

sich hohe und niedre Officiere, sie wieder zum Stehen zu bringen. Der König selbst sammelte ungefähr 40 Mann nebst einigen Fahnen, und in der Hoffnung, daß ein großer Theil der Flüchtigen sich wieder an ihn anschließen würde, führte er diese mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; jene Hoffnung schlug aber fehl. Selbst die Wenigen, die mehr aus Ehrfurcht gegen den König, als aus Ueberzeugung, zu siegen, einige Entschlossenheit gezeigt hatten, verließen ihn wieder, als die feindlichen Kanonenkugeln sie erreichten. Friedrich ward dieß nicht gewahr; ganz gelassen ritt er auf die Batterie loß. Seine Adjutanten besorgten, er möchte sich zu weit wagen, und endlich redete ihn der Major Le Grand mit den Worten an: Sire! wollen Sie denn die Batterie allein erobern? Ohne zu antworten, hielt er sein Pferd an, sahe sich um, betrachtete dann die Batterie durch ein Fernglas, und ritt langsam nach dem rechten Flügel.

Während dieß auf dem linken Flügel vorging, behauptete Manstein noch den Fuß der Anhöhe; bis zu dieser zu gelangen, und daselbst ein stundenlanges ganz unzweckmäßiges Feuer mit dem Feinde zu unterhalten, war aber alles, was er vermocht hatte. Sobald Daun indeß seinen rechten Flügel bis an den Eichenwald vorzog, die Anhöhe bei Krzeczor wieder besetzen, und alles, was er von den Preußen erreichen konnte, mit seinem groben Geschütze verfolgen ließ: so traf dieß Feuer besonders seine schon zerschmetterten Bataillone. Er führte solche daher durch Chozemitz, von den Oestreichern heftig verfolgt, nach dem rechten Flügel, bei welchem keine Veränderung vorgenommen war, als daß man einen Theil des zweiten Treffens ins

erste gezogen hatte, um die durch den Mansteinschen Angriff in der Linie entstandene Lücke zu decken.

Als der König einsah, daß die Schlacht unwiederbringlich verlohren sey, berief er den Herzog von Bevern und den Fürsten Moritz zu sich, und trug ihnen auf, die Armee durch das Defilee von Planian zurückzuziehen, nach Nimburg zu führen, und dort über die Elbe zu gehen; er selbst von seinen Gardes du Corps begleitet, ging dahin voraus. Ein Schwarm von flüchtigen Reitern, Reitknechten und Handpferden schloß sich an ihn an; als aber unterweges einige vom Trosse feindliche Husaren zu wittern glaubten, und diese — wiewohl falsche — Nachricht mit lautem Geschrei ausposaunten, ward fast eine halbe Meile mit verhängtem Zügel fortgejagt, bis man endlich, vom Irrthum überzeugt, die Pferde verschnaufen ließ.

Fast in eben dem Augenblick, in welchem der König die Armee verließ, zog Feldmarschall Daun die Infanterie seines linken Flügels vor die Cavallerie desselben, ließ beide unter Anführung des Generals Esterhazy von der Höhe von Brzesan herunterrücken, und den Theil des preußischen rechten Flügels, der noch fest stand, angreifen. Dieser aber ging dem Feinde muthig entgegen, und nun entstand auch hier ein hitziger Kampf. Der Herzog von Bevern, der eiligst vom Könige zurückkehrte, traf seine Bataillone in einem mördrischen Gefechte, in welchem sie die größte Tapferkeit bewiesen, obgleich das sämmtliche Geschütz der östreichischen Armee auf sie gerichtet ward, und eine große Verwüstung unter ihnen anrichtete. Demungeachtet zog er solche nicht zurück; vielmehr warf er die feindliche Cavallerie, die sich zum Einhauen anschickte, mehrmals über den Haufen, und zwang endlich auch die Infanterie, sich wieder bis

Brzesan zurückzuziehen. Diese Entschlossenheit rettete die Armee vom völligen Untergange. Man sammelte während der Zeit die Flüchtigen, formirte sich hinter Planian, und trat mit einbrechender Nacht den Marsch nach Nimburg an. Niemand beunruhigte diesen Rückzug, weil Daun, sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich II erfochten zu haben, seinem Feinde goldne Brücken bauete; ja er war so wenig stolz darauf, daß er die Verwundeten, welche Fürst Moritz zu Planian zurückgelassen, und durch einen dabei angestellten Officier seiner Menschlichkeit empfohlen hatte, demselben nach Nimburg zurücksandte.

Von der ganzen preußischen Armee hielt niemand das Schlachtfeld so ausdauernd, als General Ziethen. Mit 65 Schwadronen behauptete dieser glückliche Feldherr eben das Terrain, worauf er Nadasty dreimal über den Haufen geworfen hatte, bis es dunkel ward; dann erst trat auch er seinen Rückzug mit vieler Ordnung über Trechnitz nach Nimburg an.

Dieß war der Ausgang dieser merkwürdigen Schlacht, die dem Könige 326 Officiere und 13,447 Mann an Todten, Verwundeten oder Gefangenen, und den Kern seiner Infanterie nebst 45 Stück Geschütz kostete. Sie verrückte nicht allein den ganzen, bei Eröffnung des Feldzuges entworfenen Operationsplan, sondern schien auch unglückliche Folgen nach sich ziehen zu wollen. Ein solcher bei der preußischen Armee bisher ganz ungewöhnliche Schlag brachte sogar in den nicht geschlagenen Theil derselben eine gewisse Muthlosigkeit, die nur die Schlacht bei Leuthen wieder ganz verwischen konnte. Selbst auf das vor Prag zurückgebliebene Heer machte dieser unerwartete Unfall einen lebhaften Eindruck; und obgleich man den gemeinen Soldaten durch eine

mit vielem Aufsehn angekündigte Nachricht: als habe der Herzog von Bevern den feindlichen linken Flügel geschlagen, und dadurch alles wieder ins Geleise gebracht, zu täuschen suchte: so fand dies Mährchen doch um so weniger Eingang, da der Mensch selten von dem auf ihn gemachten ersten Eindrucke völlig zurückkommt, und wenn er Zeit hat, über seine Lage nachzudenken, die bange Erinnerung an die Zukunft nur noch mehr Nahrung erhält*). Daß dies auch der Fall bei den preußischen Feldherren, ja selbst bei dem Könige gewesen seyn mag, ist wohl nicht zu bezweifeln. Letzterer befand sich in einem Zustande, von dem nur die ein getreues Bild entwerfen konnten, die ihn theils in Nimburg, wo er, auf einer Brunnenröhre sitzend, sein Schicksal überdachte, gesehen haben, theils gleich nach seiner Zurückkunft im Lager vor Prag zu sprechen Gelegenheit hatten. Man denke sich Friedrichs empfindlichen Charakter; man überlege, wie verzweifelt jetzt seine Lage seyn mußte, da ihm nicht allein die Mittel benommen waren, sein großes Vorhaben auszuführen; sondern er sich

---

*) Ich befand mich gerade im Hauptquartiere des Feldmarschalls Keith, als die erste Nachricht von der verlornen Schlacht und ihren Umständen daselbst einlief. Ich war Zeuge von der außerordentlichen Bestürzung der sämmtlichen dort versammelten Feldherren. Sie, sonst so stolz auf ihren Muth und auf die Disciplin ihrer Untergebenen, konnten ihre Empfindungen kaum verhehlen. Eine Stille von einigen Minuten war das sichere Kennzeichen der äußersten Niedergeschlagenheit; nur der sonst so sanftmuthige Prinz von Preußen brach jetzt in ein lautes Wehklagen über das Benehmen seines königlichen Bruders aus. Ein Vorwurf, der — so gerecht er auch an sich war — ihm in der Folge das unverdiente Unglück zuzog, welches seinen frühen Tod beförderte. —

sogar in die für ihn so schmerzhafte Nothwendigkeit versetzt sah, den erst kürzlich eroberten Theil von Böhmen wieder zu verlassen; man setze voraus, daß die verlorne Schlacht das Signal zur Thätigkeit seiner noch entfernten Feinde geben werde, und zu allen diesen füge man das Bewußtseyn hinzu, den Verlust desselben veranlaßt zu haben; so kann man sich ungefähr einen Begriff davon machen, wie schrecklich der Kampf gewesen seyn mag, den die Erinnerung an das erlittene Unglück in seinem leidenschaftlichen Gemüth rege machen mußte.

Es ist hier die Gelegenheit, Betrachtungen über die Operationen Friedrichs II seit der Schlacht bei Prag anzustellen, und dem unpartheiischen Leser zur Beurtheilung zu überlassen, ob solche wirklich dem vorgesetzten Entzwecke ent-entsprechen konnten, oder ob sie nicht vielmehr die jetzige Catastrophe ganz natürlich herbei führen mußten, wenn nicht — was man doch nicht voraussetzen konnte — das Glück unbedingt im Spiele blieb. Da in der am 6ten Mai gelieferten Schlacht der Prinz Carl von Lothringen seinem geschlagenen Heere keinen andern Ausweg zu verschaffen wußte; so warf er sich mit dem größten Theile desselben nach Prag, dem nächsten Zufluchtsorte, und versammelte daselbst 44,000 Mann Infanterie und 2000 Pferde. Hier ward er auf das engste eingeschlossen, weil der König sich sicher schmeichelte, ihn durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. So weit umfassend auch dieser Gedanke war; so gewiß derselbe — wäre es möglich gewesen, ihn zu realisiren — den Frieden bewirken konnte; so stolz Friedrich auf das außerordentliche Glück hätte seyn können, innerhalb acht Monaten zwei Armeen zu Gefangenen gemacht zu haben; so sehr es auch seiner Eigenliebe geschmeichelt haben würde, sein, stets auf

die Extreme gerichtetes, Vorhaben ausgeführt zu sehen: so scheint es doch, daß er in dem gegenwärtigen Falle die Umstände zu oberflächlich berechnet, und zu wenig an die doch möglichen Zufälle gedacht haben mochte. Wahrscheinlich bleibt es wenigstens — wie sich die Leser aus dem, was über die Schlacht bei Prag gesagt worden ist, zurückerinnern wollen — daß die eiserne Beharrlichkeit, gerade am 6ten Mai zu schlagen, den möglichen Ausgang der Sache um vieles zurücksetzte, und die Gelegenheit zu allen den darauf genommenen Maßregeln an die Hand gab, welche die politische Lage, in der sich Friedrich II befand, jedoch nur zum Theil entschuldigen kann.

Es war bekannt, daß Rußland, Frankreich, Schweden und viele Reichsfürsten sich zu seinem Untergange rüsteten. Glückte es also, das Haus Oestreich zuvor unwirksam zu machen; so würde schwerlich die Coalition den Kampfplatz betreten haben. Alle Unternehmungen des Königs mußten daher auf schnelle, beherzte Schritte und richtig berechnete Zeitpunkte eingerichtet werden. Bis zur Schlacht bei Prag — vielleicht weniger am Tage derselben — hatte er diese Grundsätze in Ausübung gebracht; von dieser Epoche an aber schien er sich auf sein bisheriges Glück zu stark zu verlassen, und eben so wenig den Wankelmuth desselben in Anschlag zu bringen, als die Verachtung gegen seine Feinde zu mäßigen. Durch den dem Prinzen Carl gewissermaßen abgenöthigten Entschluß ward Prag mit einer Armee besetzt. Man wußte, daß Maria Theresia eine zweite Armee, unter Anführung des Feldmarschalls Daun, in Mähren zusammenzog. Es war zu erwarten, daß diese alles anwenden würde, die in Prag eingeschlossene zu entsetzen; eine Blokade war daher das, was

die

die so nothwendig erforderliche schnelle Entscheidung der Angelegenheiten am wenigsten begünstigen konnte. Dies Verfahren zog die Ausführung der Operationen zu sehr in die Länge, und wie konnte der König sich schmeicheln, daß bloß Mangel an Lebensmitteln und ein Bombardement, dessen Wirkung bei der Weitläuftigkeit der Stadt nicht von Bedeutung seyn konnte, den Prinzen Carl so bald zur Uebergabe zwingen würde? Denn, wenn man auch mit der strengsten Gewißheit hätte darauf rechnen können, derselbe werde keinen Versuch wagen, sich durchzuschlagen, welches iedoch, in Betracht der Macht, die er bei der Hand hatte, um die gewiß nicht unüberwindliche preußische Einschließung zu überwältigen, nicht füglich anzunehmen war, und durch das vom Marschall Bellisle schon im Jahre 1742 gegebene Beispiel widerlegt wurde: so war doch dagegen vorauszusehen, daß er gewiß das äußerste abwarten würde, ehe er den Entschluß faßte, sich in eine so schimpfliche Unterhandlung einzulassen. So geringe auch die Magazinvorräthe in Prag seyn mochten, so war man doch erst kürzlich durch das Beispiel der Sachsen belehrt worden, wie lange eine eingeschlossene Armee sich halten könne, ehe sie zur Capitulation schreitet. Diese kostbare Zeit mußte man nicht unbenutzt lassen, um der zum Entsatz bestimmten Daunischen Armee Gelegenheit zu geben, sich zu organisiren und Fortschritte zu machen. Ich will nicht entscheiden, ob nicht andere Wege eingeschlagen werden konnten, um den Entzweck früher zu erreichen; noch weniger will ich behaupten, daß es der gegenwärtigen Lage angemessener gewesen wäre, dem Prinzen Carl Gelegenheit zu geben, Prag gleich wieder zu verlassen, ihn sowohl wie Daun durch künstliche Manöver und gut gewählte Stellungen unthätig zu erhalten, während dem

aber Prag zu erobern? Mir wenigstens scheint es einleuchtend, daß die den Oestreichern vergönnte Flucht nach der Stadt, und die darauf veranstaltete Blokkade die Früchte der unter den Wällen von Prag gewonnenen Schlacht vereitelten, und die unmittelbare Ursache werden mußten, daß die bei Kollin — wenn diese auch der anfänglich ertheilten Disposition zufolge wäre gewonnen worden — den König dem vorgesetzten Ziele wenig näher gebracht haben würde. Daun, wenn gleich geschlagen, blieb ihm stets überlegen. In einer Gegend, die ihm so viele gute Positionen gewährte, konnte er sich bald wieder setzen, und so den Preußen neue, nur mit Anstrengung zu überwindende, Schwierigkeiten in den Weg legen, ohne daß es demungeachtet gelungen wäre, die in Prag eingesperrte Armee, die doch endlich mittelst eines herzhaften Entschlußes auf ihre Rettung bedacht gewesen seyn würde, wie man es so sehnlich wünschte, zu fangen.

Was übrigens Friedrich II eigentlich veranlaßt haben mag, in der Schlacht bei Kollin von seiner ertheilten, einzig zweckmäßigen Disposition zum Angriff, so geflissentlich, und aller dagegen gemachten gegründenden Vorstellungen ungeachtet, mit Beharrlichkeit abzuweichen; warum er das, was er anfänglich als unausführbar anerkannte, dennoch zu versuchen wagte, darüber herrschen im Publikum nur Muthmaßungen. Er selbst hat sich nie darüber deutlich erklärt, und in einem Briefe an d'Alembert nur gestanden: wie er darin gefehlt, daß er zu dieser Expedition zu wenig Infanterie angewendet habe. Einige, welche der Schlacht persönlich beiwohnten, nehmen als wahrscheinlich an: „daß bei „näherer Betrachtung der drohenden feindlichen Stellung „und bei den Anstalten, die man Daun treffen sah, um „seine rechte Flanke zu sichern, der König zweifelhaft ge-

„worden seyn konnte, ob es ihm auch gelingen würde, mit
„einer so schwachen Armee den ihm doppelt überlegenen
„Feind zu schlagen; daß ferner, da er einmal den Entschluß
„gefaßt, Dauns Entwürfe zu vereiteln, sich aber durch
„dessen Zuvorkommen unerwartet in seinem Angesichte be-
„funden habe, er es schimpflich gehalten haben mochte,
„einen Schritt zurück zu thun; daß er daher die Spitzen der
„Colonnen in ihrem Marsch aufgehalten, und nur die Ge-
„nerale Ziethen und Hülsen habe vorrücken lassen, um
„abzuwarten, ob es diesen Feldherren gelingen würde, ihren
„Auftrag auszuführen; daß im letztern Falle es alsdann
„noch bei ihm gestanden haben würde, diese Corps wieder
„an sich zu ziehen, oder wenn es dem Feinde gelüsten sollte,
„sie mit Macht anzugreifen und zu verfolgen, folglich seinen
„starken Posten zu verlassen, ihn sodann mit seinen Colon-
„nen auf einem ihm minder günstigen Terrain zu schlagen.
„Nachdem aber Hülsen wirklich die vorgeschobene Batterie,
„das Dorf Krzeczor und vorzüglich den kleinen Eichenwald
„erobert hatte, Daun aber seine Flanke auf Kosten seiner
„Treffen stets verstärkte; so habe er vielleicht geglaubt,
„dessen Aufmerksamkeit auf einen andern nicht geargwohnten
„Gegenstand leiten, und daraus Vortheile ziehen zu können.
„In der Hoffnung also, durch die Tapferkeit seiner Infanterie
„hier nicht allein Hülsens fortgesetzten Angriff zu erleich-
„tern, sondern auch den feindlichen rechten Flügel — so
„wie es bei Prag der Fall war — von seiner Flanke zu tren-
„nen, könne es seyn, daß, da seine Lage schon an Ver-
„zweiflung gränzte, er den Aufmarsch der Armee, den An-
„griff seines linken Flügels, so wie in der Folge den des
„Dorfes Chozemitz anbefehlen zu müssen für zuträglich
„gehalten habe."

Sey es nun, daß man sich bewogen finden könnte, dergleichen Hypothesen anzunehmen; sey es, daß Friedrich II. sich wirklich für berechtigt gehalten habe, diesen kühnen Strich eben so glücklich wie bei Prag auszuführen: so trafen doch zu seinem Unglücke nicht dieselben Umstände hier zusammen. Damals war der rechte Flügel des Prinzen Carl theils schon im Weichen, theils vom linken getrennt; der ganze preußische rechte Flügel konnte Mansteins Angriff auf den unweit Hortlotzer befindlichen Vorposten unterstützen. Daun hingegen konnte jeder Unternehmung auf seine zusammenhangende Linie mit Einsicht begegnen, da Muth, Ordnung und Disciplin seine auf einem vortheilhaften Terrain aufgestellten Truppen auszeichneten, und eine ungewöhnliche Menge gut bedientes Geschütz Tod und Verderben um sich her verbreitete. Ueberhaupt gab der König an diesem Tage einen redenden Beweis davon, daß ein zu unbegränztes Zutrauen auf Glück und innere Stärke auch den größten Geist irre führen kann.

VI.

Folgen der Schlacht bei Kollin. Prinz Wilhelm von Preußen.

Durch den Sieg bei Kollin erwarb sich der Feldmarschall Daun einen Ruhm, der in den Augen des Publikums um so ausgezeichneter schien; je wichtiger der Gegenstand war, der ihn veranlaßt hatte. Man ertheilte seinen Talenten unbegränzte Lobsprüche; ja man stellte sogar eine Vergleichung zwischen ihm und dem Fabius an, weil er die östreichische Monarchie, wie jener die römische Republik, durch Zaudern rettete. Maria Theresia konnte nicht schmeichelhafte Ausdrücke genug finden, um ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeigen. Der Glanz, in welchem dieser Heerführer nach der Schlacht erschien, verschwindet indeß einigermaßen, wenn man alle Vorurtheile bei Seite setzt, und es bleibt durch Thatsachen ausgemacht, daß nicht bloß sein Genie, sondern der Zufall ihm den Sieg in die Hände spielte. Die Fehler, welche preußischer Seits an diesem Tage begangen wurden, abgerechnet, hatte Daun seinen erlangten Ruhm mehr der Einsicht zweier Officiere von geringerem Grade, als allen übrigen ihm zugeschriebenen zweckmäßigen Dispositionen zu verdanken, indem, wie bereits oben erwähnt worden ist, der eine ihn auf den Hauptfehler seiner Schlachtordnung aufmerksam machte, und der andere, ohne Befehl abzuwarten, den günstigen Augenblick zu nutzen verstand, um dem schon verloren gegebenen Treffen einen entscheiden,

den Ausschlag zu geben. Ein Beweis, daß nicht die Jahre der Dienstzeit, sondern ein scharfes militärisches Auge, mit Geistesgegenwart verbunden, im eigentlichen Verstande den Officier bilden.

Vom Schlachtfelde eilte Friedrich II gerade zu seiner Armee, die Prag eingeschlossen hielt. Hierher berief er die Generale Winterfeldt und Retzow. Diesen Vertrauten seiner Geheimnisse schilderte er das ihm betroffene Unglück mit den lebhaftesten Farben; und wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß der durch einen so unerwarteten Unfall gebeugte Heerführer, bei dieser Gelegenheit, die menschliche Schwachheit nicht ganz abzulegen vermochte: so war solche doch eher als ein sanfter Uebergang zu den vorzüglichsten Entschlüssen anzusehen, als daß sie eine gänzliche Muthlosigkeit verrathen haben sollte.

Kaum hatte der König sein Herz gegen seine Vertrauten ergossen; kaum hatte er einige Augenblicke seine kritische Lage überdacht — vielleicht seine begangenen Fehler sich selbst gestanden — als die Empfindungen, welche die gegenwärtigen Unfälle in seinem Gemüthe rege machen mußten, durch die Gegenwart und Stärke seines Geistes verscheucht wurden, und seine militärischen Talente eine neue Spannkraft erhielten. Zwar ging sein zu diesem Feldzuge entworfener Operationsplan ganz verloren; auch konnte er darauf rechnen, daß die Bundesgenossen des Hauses Oestreich eilen würden, dasjenige zu erfüllen, was auf einer Seite politische Ursachen zu wagen nicht rathsam erachtet, auf der andern aber gewisse Intriguen bisher zurückgehalten hatten. Er sah seine Gefahren sich vermehren, und seinen Untergang wahrscheinlicher werden, wenn seine Feinde Muth genug besäßen, ihn mit vereinten Kräften von allen Seiten zugleich

anzugreifen. Nichts blieb ihm daher übrig, als sich mit Standhaftigkeit zu waffnen, nichts übereiltes zu wagen, vielmehr auszuspähen, wohin eigentlich seine Feinde ihre Operationen richten würden, und falls sie solche zweckmäßig zu unternehmen verabsäumen sollten, von ihren begangenen Fehlern Vortheile zu ziehen. So stand dieser Held mitten unter seinen Feinden, unerschüttert, wie eine hundertjährige Eiche auf einem einsamen Hügel. Die Stürme treffen sie von allen Seiten, beugen ihre Aeste heftig nieder, vermögen aber ihrer innern Stärke wegen nicht, sie wurzellos zu machen und umzuwerfen.

Die erste und natürlichste Folge der verlornen Schlacht, war, daß die Einschließung von Prag aufgehoben werden mußte. Dies geschah gleich am zweiten Tage nach dem Treffen. Die Armee des Königs zog am frühen Morgen im Angesichte des Feindes, mit allem militärischen Pomp ab, und vereinigte sich mit der des Herzogs von Bevern bei Lissa. Der Feldmarschall Keith, der bisher Prag auf der sogenannten kleinen Seite eingeschlossen gehalten hatte, verließ sein Lager an eben dem Tage, jedoch, nach dem dazu erhaltenen ausdrücklichen Befehle, erst am Nachmittage. Prinz Carl gewann dadurch Zeit, Vorkehrungen zu treffen, um ihm seinen Abzug zu erschweren, und dieser Entschluß, ward durch den Umstand, daß Keitth sich etwas zu lange verweilte, um der Colonne seines rechten Flügels, die Winterfeldt anführte, Zeit zum Zurückzuge zu geben *), noch

*) Winterfeldt hatte sich schneller zurückgezogen, als Keith es voraussetzte, weil er vom Feinde nicht war verfolgt worden. Als er nun das Gefecht mit dem Nachzuge der zweiten Colonne gewahr ward, ließ er dem Feldmarschall erinnern: „es dürfe wohl Zeit seyn,

mehr begünstigt. Der Nachzug der Keithischen Colonne ward in ein hitziges Gefecht verwickelt, verlohr über 400 Mann an Todten und Verwundeten, und in der folgenden Nacht verließen über 1000 Ausreißer die Armee, die sich bei Leutmeritz am linken Ufer der Elbe lagerte*). Ein Theil der königlichen Armee setzte sich am rechten Ufer dieses Flusses, und die hier befindliche prächtige, masive Brücke diente beiden getrennten Lagern zur Gemeinschaft. Ein drittes Corps, unter Anführung des Prinzen von Preußen, ging über Jungbunzlau nach Neuschloß, von wo aus es das feste Lager bei Böhmisch-Leipa bezog.

„sich gleichfalls in Marsch zu setzen." Keith, verdrießlich, seine gute Intention verkannt zu sehen, antwortete dem an ihn abgefertigten Adjutanten: Dites à votre Général, que je n'ai craint que pour lui. —

*) Auf dem Marsche nach Leutmeritz hatten wir eine Erscheinung, die bei der Gemüthsstimmung, worin sich jeder nach der kürzlich sich ereigneten Catastrophe befand, um so mehr Sensation machte. In der Nacht zwischen dem 23sten und 24sten Junius erblickte man in dem nahe gelegenen Gebirge, welches Böhmen von Sachsen trennt, auf einmal über hundert große Feuer. Die in der Nähe gelagerte Armee ward dadurch aufgeschreckt, und da wir in der gegenwärtigen Lage immer das Schlimmste argwöhnen zu müssen glaubten, so nahmen wir diese Erscheinung für Wachtfeuer an, und muthmaßten daher: Prinz Carl habe ein Corps nach dem Gebirge gesandt, um uns den Rückzug abzuschneiden, während er die Armee angreifen wollte. Es wurden sogleich mehrere Patrouillen abgefertiget, um genauere Nachrichten einzuziehen; wir wurden aber bald wieder beruhigt, als wir erfuhren, daß die schreckenden Feuer bloß durch die Gebirgsbewohner angelegt wurden waren, welche die Gewohnheit haben, dem heil. Johannes an seinem Namensfeste auf diese Weise ein Opfer zu bringen. Dieser Umstand vermehrte indeß das Ausreißen nicht wenig. —

In dieser Stellung blieb die preußische Armee über drei Wochen ruhig stehen, ehe die wahren Absichten der nunmehr vereinigten Prinz Carl- und Daunischen großen Armee sich völlig aufklärten. Lissa war ihr Vereinigungspunkt gewesen, und das Ende des Junius war herangerückt, ehe die beiden Feldherren sich zu einer Operation entschließen konnten. Sie waren bis dahin noch immer unschlüssig gewesen, ob es besser sey, den Krieg nach Sachsen zu spielen, und sich den anrückenden Bundesgenossen zu nähern, oder durch Absendung verschiedener Corps den König aus Böhmen zu verdrängen, und dann die Eroberung von Schlesien zu versuchen. Anfänglich hatte es das Ansehen, als wollten die Oestreicher Bewegungen längs dem linken Ufer der Elbe gegen Sachsen machen; nachdem sie aber ihren Marsch auf Münchengräz richteten, schien ihr Hauptaugenmerk auf Schlesien gerichtet zu seyn. So entscheidend aber auch ein in Verbindung mit der französischen und Reichsarmee nach Sachsen unternommener Zug das Unglück des Königs von Preußen würde haben befördern können, eben so wenig schien für jetzt die Eroberung von Schlesien dem östreichischen Heerführer ein Ernst zu seyn. Statt dazu die zweckmäßigsten Mittel anzuwenden, umzog er das Lager des Prinzen von Preußen bei Leipa, und richtete seinen Marsch nach Zittau und die Lausitz. Es ist nicht entschieden, warum unter den verschiedenen möglichen Operationsplanen Prinz Carl von Lothringen gerade den wählte, wobei die größten Beschwerlichkeiten in Absicht der Verpflegung der Armee, und zugleich die wenigsten Vortheile für das Ganze zu erwarten waren. Man muß sich wundern, daß mit einer dreimal starken Armee, und bei der so zweideutigen Gemeinschaft mit dem am rechten Ufer der Elbe stehenden königlichen

Corps, er nicht versuchte, den Prinzen von Preußen aus seinem Posten bei Böhmisch-Leipa mit Gewalt zu vertreiben, und durch einen solchen Sieg Friedrich II zu zwingen, das rechte Ufer des Flusses zu verlassen. Man staunt nicht weniger, wenn man erwägt, daß, nachdem er sich sorgfältig gehütet, den Preußen zu nahe zu kommen, und nachdem er ihnen den Posten und das Magazin von Gabel durch einen herzhaften Angriff entrissen, er, sobald er sie von Zittau abgeschnitten hatte, diese unglückliche Stadt durch Brand zerstörte, um eine Besatzung von noch nicht 1000 Mann, die das dort befindliche Magazin deckte, zu zwingen, den Ort zu räumen. Im ersten Falle wird man bewogen, vorauszusetzen: Prinz Carl habe in sich keinen Beruf gefühlt, sich in eine Schlacht einzulassen, vielmehr sich geschmeichelt, durch die bei Zittau zu nehmende Stellung den König von Schlesien abzuschneiden, und so die Eroberung dieses Herzogthums zu begünstigen. Im andern Falle durfte man annehmen, daß der geflissentlichen Zerstörung von Zittau politische Gründe unterzulegen seyn möchten, die nur jene durch die herzhafte Gegenwehr der Preußen — gewissermaßen abgenöthigten, gewaltsamen Schritte der Bundesgenossen — rechtfertigen zu müssen scheinen sollten*). Sey

*) Die Industrie der Einwohner von Zittau war schon lange den böhmischen Fabrikanten ein Dorn im Auge gewesen. Die Betriebsamkeit und der Fleiß, mit welchem jene ihre Fabrikate anfertigten, so wie das Glück, daß ihrem Absatze günstig blieb, waren eben so viel Gründe, die Eifersucht ihrer Nebenbuhler rege zu machen. Man will daher argwohnen: Prinz Carl habe die gegenwärtige, sich von selbst darbietende Gelegenheit genutzt, um den Kunstfleiß und den ausgebreiteten Handel der Zittauer, zu Gunsten der böhmischen Unterthanen, wenigstens auf eine Zeitlang zu hemmen, indem er die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelte.

es nun, daß diese Behauptungen ihren zureichenden Grund haben, oder einiger Modifikation unterworfen bleiben; so ist doch so viel gewiß, daß die Fehler, die Prinz Carl beging, die Bedenklichkeiten, die er verrieth, und die geringe Betriebsamkeit, die er, seiner großen Uebermacht ungeachtet, anwandte, dem Könige von Preußen die Gelegenheit an die Hand gaben, die noch von ihm besetzte Gegend von Böhmen ganz auszuzehren, und aus dem großen Magazine von Leutmeritz seine Armee reichlich zu verpflegen. Hätte dieser nicht ausdrücklich darauf zu bestehen gesucht, sich mit seinem ganzen Heere bis zum 15ten August in Böhmen zu erhalten; wären nicht dem Prinzen von Preußen die bestimmtesten Befehle ertheilt worden, sich nicht weiter als bis Leipa zurückzuziehen *); hätte letzterer, um desto vorsichtiger zu gehen, nicht die Befehle seines königlichen Bruders zu pünktlich befolgt, und seine Generale weniger zu Rath gezogen, vielmehr in der Lage, worin er sich befand, es über sich zu nehmen gewußt, seinen Rückzug nach Zittau früher, als es geschah, vorzunehmen; wäre der König, nachdem er des Prinzen Carl Absichten auf die Lausitz zur Genüge enträthselt hatte, mit dem größten Theile seiner Armee

*) Als der Prinz von Preußen dem Könige seinen Rückzug von Neuschloß nach Leipa meldete, und die Gründe anführte, die ihn zu diesem Entschluß bewogen hätten, antwortete ihm dieser: „Im gegenwärtigen Falle billige ich den Marsch der „Armee nach Leipa; allein ich hoffe, Sie werden von nun an „nicht weiter zurückgehen, um sich nicht ganz unvermuthet in die „Mitte von Sachsen versetzt zu sehen.“ Einige Tage darauf schrieb der König abermals an seinen Bruder: „Wenn Sie sich noch ferner „zurückziehen: so werden Sie sich in Monatsfrist an die Thore vor „Berlin gelehnt befinden.“ Recueil de lettres du Roi de Prusse.

zum Prinzen von Preußen gestoßen, während der Feldmarschall Keith sich mit dem Ueberreste auf Dresden zurückzog: gewiß alle von den östreichischen Feldherren bisher gemachten Bewegungen würden leere Träume geblieben seyn, und nach einer gewonnenen Schlacht würden sie sich keiner großen Heldenthaten haben berühmen können. Bloß die eiserne Beharrlichkeit des Königs, trotz aller Gefahr sich so lange wie möglich auf Kosten seiner Feinde in Böhmen zu erhalten, begünstigte ihre Unternehmung auf Zittau, und zog dem Prinzen von Preußen die bekannten Widerwärtigkeiten zu. Denn wollte Friedrich II in seiner bei Leutmeritz genommenen Stellung stehen bleiben; so durfte er die Armee seines Bruders, die seine linke Flanke deckte, nicht von Leipa wegziehen, ohne zugleich entweder mit ihr, oder über die Elbe, zurück zu gehen. Hieraus lassen sich also die den Prinzen von Preußen so bestimmt ertheilten Befehle, das Lager bei Leipa nicht zu verlassen, erklären; und diesem Umstande, nicht aber — wie höchst unrichtig vorgegeben worden ist — der zu geringen Einsicht des Prinzen, ist das Unglück zuzuschreiben, welches ihn treffen mußte. Er war allerdings fähig, eine Armee anzuführen, da er schon bei andern Gelegenheiten Beweise seiner militärischen Kenntnisse abgelegt hatte.

Die Meinungen der Zeitgenossen über eine Begebenheit, die damals so viel Aufsehen gemacht, und den Ruhm des verstorbenen Prinzen von Preußen gewissermaßen in ein falsches Licht gestellt hat, sind getheilt. Einige behaupten: der Prinz habe sich den Oberbefehl über die dritte Abtheilung der Armee ausgebeten; nur ungern habe der König darein gewilligt, und dieserhalb seinen Vertrauten, den General Winterfeldt, ihm zum Rathgeber beigesellt; der

Prinz habe aber dessen Vorschläge weniger Gehör gegeben, als den Meinungen seiner übrigen Feldherren, die er fast täglich zu einem Kriegesrathe habe berufen lassen. Andere hingegen, glauben, in dem, dem Prinzen anvertrauter Commando über die bei Kollin geschlagene Armee; in der Art, wie ihm seine erste Instruktion *) ertheilt ward; in den positiven Befehlen, sich nicht weiter zurückzuziehen, und in der Begleitung Winterfeldts selbst, — ein besonderes politisches Benehmen zum Grunde legen zu müssen. „Der „König" — sagen sie — „habe zum ersten Mal das Unglück gehabt, geschlagen zu werden; der Verdruß, seinen „bisher so ausgebreiteten Ruhm dadurch verdunkelt zu sehen, „habe eben so mächtig auf ihn gewirkt, als die Besorgniß, „seinen von allen Seiten anrückenden Feinden nicht widerstehen, und seine Staaten dem gedroheten Untergange entreißen zu können. Er habe geurtheilt, man werde sein „künftiges Schicksal blos dem Verluste der Schlacht bei „Kollin beimessen; er habe erfahren, daß der Prinz von „Preußen sich über die an diesem Tage begangenen Fehler „und über deren muthmaßlichen Folgen in etwas zu heftigen „Ausdrücken herausgelassen habe, und daher es vielleicht „nicht ungern gesehen, daß sein Bruder in die ihm betroffenen Verlegenheiten versetzt worden sey, um im Publikum „das, was bei Kollin vorfiel, gewissermaßen in Vergessenheit zu bringen, und die Schuld der zukünftigen — vielleicht traurigen Begebenheiten — von sich abwälzen zu „können." Wir wollen nicht entscheiden, welcher von diesen Meinungen, die man sich damals ins Ohr raunte, der

*) Diese Instruktion befindet sich in dem vorangeführten Recueil de lettres du Roi de Prusse pag. 11., und ist ein Muster einer auf Schrauben gestellten Vorschrift ohne Unterzeichnung. —

Vorzug gebühre; indeß, vorausgesetzt, eine oder die andere derselben sey gegründet gewesen, so müssen wir wenigstens der erstern die Glaubwürdigkeit absprechen. Der Prinz von Preußen war zu einsehend, und kannte den König, seinen Bruder, zu gut, als daß er aus bloßer Liebe zum Ruhme schwach genug gewesen seyn sollte, den Wunsch zu äußern, die bei Kollin geschlagene Armee anzuführen; denn, abgerechnet, daß mit vieler Gewißheit vorauszusehen war, diese durch die empfangene Schlappe gebeugten Truppen würden weniger Kühnheit, wie bisher, beweisen: so mußte dem Prinzen doch auch nicht unbekannt seyn, daß zwischen dem Besitzer des Thrones und dem Thronerben, eine fast unauslöschliche Eifersucht zu herrschen pflegt. —

Die Unfälle, welche hier den Prinzen von Preußen trafen, und in der Lage, in welcher er sich befand, treffen mußten, sind eben so bekannt, als die Härte, mit welcher der König ihm sowohl, wie den unter seinem Befehle gestandenen Generalen begegnete*). Letztere befremdete diese Behandlung um so mehr, da Friedrich II in Absicht des Generals Winterfeldt eine Ausnahme machte; der Prinz aber, von einem gerechten Unwillen ergriffen, faßte den raschen Entschluß, das Heer ganz zu verlassen. Er ging

*) Kaum hatte der Vortrab der Armee, welche der unglückliche Prinz von Preußen aus Böhmen zurückführte, das bei Bautzen aufgeschlagene königliche Lager erreicht, so berief Friedrich II den General Golz zu sich, und mit einer äußerst drohenden Geberde rief er ihm zu: „Sage er den übrigen Generalen der Armee „meines Bruders, daß, Winterfeldt ausgenommen, sie „alle verdienten, daß ich ihnen den Kopf für die „Füße legen ließe.“ —

sogleich nach Bautzen, nachdem er dem Könige schriftlich vorgestellet hatte: „daß die empfangenen Cabinetsbefehle, „besonders aber die gegenwärtige unerwartete Bewegung, „zur Genüge zu erkennen gäben, daß, nach seiner Meinung, „er (der Prinz) Ehre und Reputation verscherzt habe. Da „er sich keine Vorwürfe machen könne: so erwecke dies zwar „Betrübniß, aber keine Erniedrigung in ihm. Er sey voll„kommen überzeugt, weder nach Eigensinn gehandelt, noch „dem Rathe derer gefolgt zu seyn, die guten Rath zu erthei„len nicht im Stande gewesen wären. Alle bei seiner Ar„mee angestellten Generale müßten ihm dies Zeugniß geben. „Er halte es hiernächst überflüssig, den König zu bitten, „seine Aufführung untersuchen zu lassen: es würde der„selbe ihm dadurch eine Gnade erzeigen, folg„lich dürfe er darauf nicht rechnen. Seine Ge„sundheit sey durch die Anstrengung seines Körpers, noch „mehr aber durch Gram erschüttert; er sey daher nach „Bautzen gezogen, um solche wieder herzustellen. Den Her„zog von Bevern habe er ersucht, von allem, was die „Armee betreffe, Auskunft zu geben; indeß möchte der König „versichert seyn, daß, des nicht verdienten, ihn drückenden „Unglücks ungeachtet, er niemals seine Anhänglichkeit an „den Staat aufgeben werde, und daß es ihm, einem treuen „Mitgliede eben dieses Staats, eine unaussprechliche Freude „verursachen werde, den glücklichen Ausgang der königlichen „Unternehmungen zu erfahren."

Der König ertheilte hierauf folgende eigenhändige Antwort:

Mein lieber Bruder!

Ihr unschickliches Betragen hat meine Umstände sehr zerruttet. Nicht die Feinde, sondern Ihre übel gewähl-

ten Maßregeln sind es, die mir alles dieses Unglück zuziehen. Meine Generale sind nicht zu entschuldigen; entweder weil sie Ihnen schlecht gerathen, oder weil sie die Ausführung Ihrer so üblen Entwürfe zugegeben haben. Ihre Ohren sind nur an Schmeicheleien gewöhnt: Daun hat Ihnen nicht geschmeichelt, und Sie sahen davon die Folgen. In dieser traurigen Lage bleibt mir nichts übrig, als das Aeußerste zu wagen. Ich werde angreifen; und wenn wir nicht siegen können: so wollen wir uns alle todtschießen lassen. Ich beklage mich nicht über Ihr Herz, wohl aber über Ihre Unfähigkeit und Ihre zu geringe Beurtheilungskraft bei der Wahl der möglichst-guten Entschlüsse. Wer nur noch wenige Tage zu leben hat, bedarf keiner Verstellung. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe, und daß alles Unglück und alle Widerwärtigkeiten, die Ihnen wiederfahren sind, Sie lehren mögen, Sachen von Wichtigkeit mit mehr Sorgfalt, Einsicht und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte Theil aller widerwärtigen Begebenheiten, die ich voraussehe, ist Ihnen zuzuschreiben. Sie und Ihre Kinder werden davon mehr betroffen werden, als ich; seyn Sie indeß versichert, daß ich Sie jederzeit geliebt habe, und daß ich mit dieser Gesinnung sterben werde, Ihr u. s. w.

Im Lager bei Bautzen,
den 13. Jul. 1757.

Friedrich *).

Wenn

*) Diese Briefe befinden sich in dem zu Leipzig 1772 herausgegebenen Recueil de lettres du Roi de Prusse etc. pag. 34 und 35.

Wenn man einige in diesen beiden Briefen befindliche — gewiß treffende — Ausdrücke genau erwägt, so scheinen solche manches von den Meinungen zu bestätigen, die damals bei der Armee gehegt, und von einigen, die in gewisse Geheimnisse eingeweihet seyn wollten, behauptet wurden. Der Prinz von Preußen überlebte indeß sein trauriges Schicksal nicht lange. Die unglückliche Wendung, die der erste Feldzug, den er als Befehlshaber einer Armee machte, genommen hatte, legte den Grund zu der Krankheit, woran dieser wegen seiner Leutseligkeit und vortrefflichen Eigenschaften so allgemein beliebte Prinz ein Jahr darauf starb. Gewiß, er verdiente das harte Schicksal nicht, welches ein unabwendbares Verhängniß und ein Zusammenfluß von besondern Umständen ihm bereitete! Wenn man bedenkt, daß er mit ungefähr 20,000 Mann der großen östreichischen Macht über drei Wochen lang die Spitze bot, obgleich seine verhältnißmäßig kleine Armee in der gefahrvollen Lage, in der sie sich befand, durch Mangel an Lebensmitteln, durch Ausreißen und durch fortwährende Beunruhigung mit jedem Tage abnahm; wenn man ferner bemerkt, daß bloß gemessene Befehle ihn bei Böhmisch-Leipa zurückhielten, obschon er die Nothwendigkeit, Zittau und das dort befindliche Magazin zu decken, und seine Armee der drohenden Gefahr zu entziehen, mehrmals vergeblich vorstellte; und wenn man voraussetzt, daß diese vorsätzliche Verzögerung dem Prinzen Carl von Lothringen — selbst bey einem Schneckengange — die Gelegenheit darbot, die Preußen von Zittau abzuschneiden, und so zu zwingen, durch die unwegsamsten Gebirge ihre Rettung zu suchen; so muß man diesen erhabenen Prinzen, der das Opfer des Unglücks der Zeiten ward, bemitleiden. In seiner Lage und in dem Verhältnisse, worin

er mit seinen Feldherren stand, leistete er alles, was man von ihm verlangen konnte. Selbst in der östreichischen Armee wurden Sachkundige seine Sachwalter, und in der preußischen war die anhängliche Hochachtung, die jeder für ihn hegte, so groß, daß bei seiner Abreise nach Dresden sämmtliche Generale, die unter ihm gedient hatten, sich nicht scheuten, ihm ihre Aufwartung zu machen, und seinen Entschluß zu billigen. Unter diesen war der Herzog von Bevern der wärmste Theilnehmer. So wie auf den Prinzen von Preußen, war auch auf ihn die Ungnade des Königs gefallen, und auch er war fest entschlossen, gleichfalls die Armee zu verlassen. Allein der Prinz, der wohl einsah, welch ein Verlust es für den Staat seyn würde, diesen talentvollen General zu missen, beschwor ihn, zu bleiben. Lassen Sie mich, sagte jener, das Opfer für Sie alle werden; wahrscheinlich wird dem Könige, meinem Bruder, daran genügen *).

*) Als in der Folge der Adjutant des verstorbenen Prinzen, der Lieutenant Hagen, dem Könige die Nachricht von dessen Tode überbrachte, fragte letzterer kalt: an welcher Krankheit ist denn mein Bruder eigentlich gestorben? Hagen der bei dieser Gelegenheit die Empfindungen nicht unterdrücken konnte, welche die dem Prinzen wiederfahrnen Kränkungen auch ihm mitgetheilt hatten, erwiederte etwas trocken: Der Gram hat dem Prinzen das Leben verkürzt. Der König, der wohl empfand, wohin dies zielte, kehrte, ohne zu antworten, diesem Officier den Rücken; hat ihm aber nie Vorzüge angedeihen lassen, deren, nach der Observanz, die Adjutanten der gebliebenen oder verstorbenen Generale sich mehrentheils zu erfreuen hatten. Hagen mußte in eben das Regiment wieder eintreten, aus welchem er zu Anfange des Krieges gezogen worden, und ward 1762 in dem Gefechte bei Burkersdorf erschossen.

So unzufrieden Friedrich II mit dem Benehmen des Prinzen von Preußen war, eben so tadelte man in Wien die Operationen der östreichischen Heerführer seit der Schlacht bei Kollin. Nach dem hier erfochtenen Siege schmeichelte sich der kaiserliche Hof mit nichts geringerm, als die Preußen zu zwingen, Böhmen eiligst zu verlassen. Freilich war dazu ein um so größerer Anschein, da seit jenem merkwürdigen Tage die Bundesgenossen des Hauses Oestreich schon mehr Thätigkeit bewiesen, und man es nun für ausgemacht annahm: der König von Preußen könne so vielen mächtigen Feinden nicht widerstehen. Man war also über die Zögerungen des Prinzen Carl äußerst unzufrieden; und wenn gleich dieser das Publikum mit den unbedeutenden Thaten der abgesonderten Detaschements eines Beck, Hadick, Kleefeld und Laudon hinhielt: so äußerten dagegen Sachkundige ihr gerechtes Mißvergnügen. Sie behaupteten: „der Prinz habe bei seinem Marsche nach Zittau „keinen festen Operationsplan entworfen gehabt. Dadurch „den König von Preußen von Schlesien abschneiden „zu wollen, sey mehr Gedanke als Realität gewesen, indem „dieser — wenn gleich durch einen Umweg — doch wohl „Gelegenheit gefunden haben würde, nach dieser Provinz „zu gelangen, wenn es seine Absicht gewesen wäre, den „Krieg dort hin zu spielen." Ferner warf man ihm die Zerstörung von Zittau, als eine ganz unüberlegte Handlung, vor. „Es habe — sagte man — lediglich von ihm abgehangen, die Preußen ganz davon abzuschneiden, und das „darin befindliche Magazin in seine Hände zu bekommen. „Dies würde dann seinen Entwurf, die Eroberung von „Schlesien von der Seite der Ober-Lausitz zu versuchen, „einigermaßen haben rechtfertigen können; obgleich sonst

„dieser Weg weder der kürzeste, noch, bei gänzlichem Man=
„gel an Vorrathshäusern, der sicherste gewesen wäre. Bei
„seiner so außerordentlichen Uebermacht würde er besser ge=
„than haben, gleich von der Iser ab, ein Corps von 30,000
„Mann über Trautenau und Landshut nach Schlesien zu
„senden, um sich den Zugang zur Eroberung von Schweidnitz
„zu sichern, ehe diese Festung mit einer stärkern Besatzung
„hätte versehen werden können. Es sey daher lächerlich,
„daß er, statt eine solche solide Operation zu unternehmen,
„den Obristen Janus mit einigen tausend Croaten im Ge=
„birge herumschweifen, und durch einen Nettolitzky Pa=
„tente ohne Wirkung in Schlesien habe austheilen lassen.*)"

So urtheilten in Wien Männer von Einsicht. Freilich waren ihre Meinungen von denen sehr unterschieden, die in dem vom Prinzen Carl von Lothringen schon zu Lissa gehaltenen großen Kriegsrathe die Oberhand behielten. Hier hatte man beschlossen, den König von Preußen, ohne zu schlagen, aus Böhmen heraus zu manövriren; und wenn bei Annäherung der Bundesgenossen er gezwungen seyn würde, diesen die Spitze zu bieten, Schlesien zu erobern. In dieser Hinsicht waren zwar die Schritte, welche die östreichische Armee bis Zittau that, sehr abgemessen; dagegen aber verloren sie viel von dem Glanze, den die Thätigkeit von 100,000 Mann den Angelegenheiten hätte geben können — und sollen. —

Nachdem Friedrich II seine ganze Macht bis auf 10,000 Mann, die er unter dem Fürsten Moritz bei Dresden stehen ließ, und 2000 Mann, die unter Anführung des

---

*) Das Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen. 2ter Theil, S. 390 — 391.

Generals Manteufel den Schweden nach Pommern entgegen ziehen mußten, bei Bauzen versammelt hatte, beschäftigten ihn dreierley Gegenstände, um wo möglich sich aus der kritischen Lage, worin er sich befand, glücklich herauszuwickeln. Diese Gegenstände waren: 1) die Communication mit Schlesien wieder herzustellen; 2) den Feind zu bewegen, sich nach Böhmen zurückzuziehen, oder 3) ihm ein entscheidendes Treffen zu liefern. Bei dieser Gelegenheit bot der König alle seine militärischen Talente auf, um dem Ziele so nahe als möglich zu kommen; gleichwohl entsprachen seine Versuche seinen Wünschen nicht so vollkommen, als er es sich schmeichelte. Die Communication mit Schlesien erlangte er, sobald er eine Bewegung über Weißenberg nach Bernstädel und Herwigsdorf machte. Prinz Carl durfte es nicht mehr wagen, sich von Zittau zu entfernen, aus Besorgniß, von Böhmen abgeschnitten zu werden. Den Zurückzug der Oestreicher hoffte er durch den nach Hirschfeld unternommenen künstlichen Marsch, wodurch er sich dem Feinde in den Rücken stellte, zu bewirken. Allein Prinz Carl ließ sich dadurch nicht irre führen; vielmehr veränderte derselbe seine gegen die Straße von Lobau genommene Stellung, und bezog den überaus festen Posten hinter dem Witgendorfer Grunde, den stärksten in der ganzen Gegend.

Hier traf der König die Oestreicher an, als er mit dem Vortrabe bis auf die Höhen von Tittelsdorf vorgerückt war. Da er durch den verstellten Marsch nach Hirschfeld sie nicht hatte vermögen können, die Lausitz zu verlassen; so beschloß er, sie anzugreifen. Er recognoscirte ihre Stellung, fand solche aber zu vortheilhaft, um ihnen in derselben auf irgend eine Art beizukommem, ohne den Kern seiner Infanterie ganz

unnütz aufzuopfern. Es blieb ihm daher nichts übrig, als zu versuchen, ob es ihm nicht durch eine Kriegslist oder durch ein anderweitiges Manöver gelingen möchte, den Prinzen Carl aus diesem unüberwindlich scheinenden Posten zu locken, und dann auf einem ihm minder günstigen Terrain anzugreifen. Wider seine Gewohnheit speiste er am Abend in Gesellschaft mehrerer Generale unter freiem Himmel. Es wurde von nichts, als von dem auf den folgenden Tag beschlossenen Angriff, und zwar so laut gesprochen, daß Alles was von Soldaten und Menschen aller Art — worunter auch Kundschafter vorausgesetzt wurden — sich um die Tafel drängte, diese Unterredung mit anhören konnte. Zugleich gab Friedrichs natürliche Beredsamkeit seinem Vortrage ein solches Gewicht, daß alle Umstehenden, die von der unangreiflichen Stellung des Feindes keinen hinlänglichen Begriff hatten, getäuscht werden mußten. Die Armee durfte keine Zelte aufschlagen; die ganze Nacht hindurch ward Geschütz hin und her, besonders nach dem linken Flügel, gefahren; überhaupt aber wurden solche Vorkehrungen getroffen, daß niemand mehr zweifelte, der kommende Tag werde einer der blutigsten werden. An Ueberläufern fehlte es auch nicht, die dem Prinzen Carl alle diese Veranstaltungen hinterbrachten; allein dieser schien sich zu sicher auf sein festes Lager und seine überlegene Macht zu verlassen, als daß er sich zu irgend einer falschen Bewegung hätte verleiten lassen sollen.

Als am folgenden Morgen der König sah, daß der Feind in seiner Stellung nichts verändert hatte, so beschloß er, einen anderweitigen Versuch auf das Corps des Generals Nadasty, welches jenseits der Neiße den rechten Flügel der östreichischen Armee deckte, zu machen. General Winter-

feldt erhielt den Auftrag, unterhalb Hirschfeld Brücken schlagen zu lassen, mit 10,000 Mann über die Neiße zu gehen, und Bewegungen vorzunehmen, die einen Angriff voraussetzen ließen. Unterdessen stellte sich die Armee in Schlachtordnung, um zu allen schnellen Manövern, die der Zufall etwa nothwendig machen könnte, in Bereitschaft zu seyn. Zwischen Winterfeldt und Nadasty kam es bald zu einer lebhaften Kanonade; letzterer wurde von der Hauptarmee immer mehr verstärkt, behauptete seine einmal angenommene Stellung, ohne zu wanken, und die Absicht des Königs ward abermals vereitelt.

Alle seine mit so vieler Klugheit als Kühnheit verwebten Unternehmungen waren also fruchtlos. Der glückliche Ausgang eines Treffens konnte allein die Sicherheit von Schlesien und die Erhaltung von Sachsen bestimmen; dazu konnte er aber den Prinzen Carl nicht bringen, weil dieser in der Voraussetzung, der König werde bei Annäherung des Prinzen Soubise und Hildburghausen doch bald gezwungen werden, sich der Elbe wieder zu nähern, ein solches Vorhaben unausführbar zu machen, sich angelegen seyn lassen mußte. Friedrich II gewann daher weiter nichts, als eine zweideutige Communication mit Schlesien, und den Ruhm, selbst in der kritischsten Lage seiner Angelegenheiten dem ihm überlegenen Feinde dreist unter die Augen getreten zu seyn. Sich jedoch auch länger in dortiger Gegend unthätig aufzuhalten, war um so bedenklicher, da die aus Sachsen eingegangenen Nachrichten auf den Anmarsch der vereinigten französischen und Reichsarmee hindeuteten. Nachdem er also noch zwei Tage bei Tittelsdorf verweilt hatte, und der östreichische Heerführer sich zu keinem Abzuge aus seinem festen Posten anschickte: so führte er seine Armee

nach Bernstädel zurück, und lagerte sie hinter die Pliesnitz; das Corps des Generals Winterfeldt aber hinter die Wittsche bei Buhra.

In dieser Stellung schmeichelte der König sich, es werde dem Herzoge von Bevern nicht schwer fallen, die Communication mit Schlesien zu unterhalten, und die große östreichische Armee zu beobachten, während er selbst an der Spitze von 12,000 Mann nach Sachsen marschirte, und in Vereinigung des bei Dresden stehen gebliebenen Corps den Zug nach der Saale unternähme, um sich den Operationen des Prinzen Soubise zu widersetzen. Die Unthätigkeit, in der Prinz Carl versunken zu seyn schien, überzeugte ihn, derselbe wolle ohne Mitwirkung der Bundesgenossen nichts entscheidendes unternehmen. Der Sieg, den kürzlich der Marschall d' Etrees bei Hastenbeck über die Armee der Alliirten erfochten hatte; der Marsch der vereinigten französischen und Reichsarmee nach Thüringen: die Hoffnung, daß, nachdem der Herzog von Cumberland bis an die Elbe gedrängt worden war, die Franzosen nicht ermangeln würden, einen Einfall in das Fürstenthum Halberstadt zu wagen, vielleicht gar Magdeburg zu belagern: alles dieses schien diese Voraussetzung noch mehr zu begründen, da es kein Geheimniß war, daß das System des Wiener Cabinets stets dahin gerichtet sey, seinen Bundesgenossen die Last des Krieges allein aufzubürden, um mit geringerer Gefahr und weniger Anstrengung den entscheidenden Schlag zu thun. In dieser bedenklichen Lage war es eben so nothwendig, die Eroberung von Sachsen zu hintertreiben, als von der äußersten Wichtigkeit, einen Versuch zu machen, wie lange es gelingen könne, den Prinzen Carl von einem Marsche nach Schlesien ab- und in seiner jetzigen Position festzuhalten.

Glückte dies, so konnte der König von Preußen, nachdem er sich einen Feind vom Halse geschafft hatte, mit vereinten Kräften den Oestreichern die Spitze bieten, oder sie durch anderweitige Diversionen zwingen, wieder nach Böhmen zurückzugehen. Man will daher behaupten, Friedrich II habe in dieser Hinsicht den General Winterfeldt bei seiner Observationsarmee geflissentlich angestellt und mit geheimen Aufträgen versehen, um die Beharrlichkeit des Herzogs von Bevern, die Lausitz nicht ohne dringende Noth zu verlassen, zu leiten. Leider vereitelte ein durch die vorhergegangenen Begebenheiten unter den preußischen Feldherren herbeigeführtes, nur zweideutiges Zutrauen, diese so wünschenswerthen Aussichten; ja Winterfeldts bald darauf erfolgter Tod verwebte in die Angelegenheiten des Königs eine ungleich traurigere Epoche, als die war, die er in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Kollin erlebt hatte.

VII.

Die Bundesgenossen des Hauses Oestreich betreten den Kriegsschauplatz. Schlachten bei Hastenbeck und Groß-Jägersdorf.

Die Schlacht bei Kollin war gewissermaßen die Losung zu der bisher noch zweideutigen Thätigkeit der Bundesgenossen des Hauses Oestreich. So wie die Russen nunmehr sich anschickten, ins Königreich Preußen einzudringen, und die Schweden ihre Zurüstungen ernstlicher betrieben; so setzten auch jetzt zwei französische Heere über den Rhein. Das eine

sollte den von dem Hofe zu Versailles beschlossenen Krieg auf dem festen Lande eröffnen; das andere war bestimmt, als ein Marien Theresien versprochenes Hülfscorps sich mit der Reichsarmee zu vereinigen, und mit derselben Sachsen zu befreien. Das geringe Zutrauen, welches das französische Ministerium in die Möglichkeit setzte, es mit der großbritannischen Seemacht aufnehmen zu können, und die Hoffnung, Englands Unternehmungen in den beiden Indien durch eine, in die deutschen Staaten seines Beherrschers gewagte Diversion zu entkräften, brachte das eine auf Deutschlands Boden: so wie Zudringlichkeiten auf der einen, Cabalen und Leidenschaften auf der andern Seite, das zweite in Bewegung setzten. Die besondere Vorliebe, welche Ludwig XV und seine Rathgeber für diesen Operationsplan hegten, überwog die von dem Cardinal Bernis dagegen gemachten gründlichen Vorstellungen, und das Schicksal dieses Ministers bewies, daß nicht selten ein kluger Rath durch Leidenschaften verdrängt, ja wohl gar geahndet wird. Durch das mit Oestreich geschlossene Bündniß hatte Bernis sich den Cardinalshuth erworben; jetzt ward er vom Hofe entfernt, weil er dessen genommene Beschlüsse mißbilligte.

An der Spitze dieser beiden Armeen standen der Marschall d'Etrees und der Prinz von Soubise. D'Etrees hatte seine erste Ausbildung dem verewigten Marschall von Sachsen zu danken, der ihm in den letzten Feldzügen in Brabant als seinen rechten Arm gebrauchte. Da man nun beim Ausbruche des Krieges in Deutschland den Sieger bei Lawfeldt eben so sehr vermißte, als man ihn während des Friedens verachtet hatte: so wählte man seinen vornehmsten Zögling, vorzugsweise, vor so vielen Prinzen vom Geblüte.

Selbst die alles nach ihren Willen lenkende Marquise von Pompadour billigte diese Wahl, oder schien sie wenigstens zu billigen, da solche dem Wunsche des Königs und der Nation entsprach. Sie rechnete aber dabei theils auf die Unterwürfigkeit des Marschalls, der durch den Glanz, eine große Armee anzuführen, geblendet, sich alle mit ihm eingegangenen Bedingungen gefallen ließ; theils auf ihre unumschränkte Gewalt, die er wohl nicht anzugreifen wagen würde. Auf solche Weise mußte sie in jedem Fall bei seiner Erhebung gewinnen. Sie lenkte die Operationen, weil d'Etrees sich nicht getrauet hatte, auf einer unbedingten Vollmacht zu bestehen, zu einer Zeit, da er hundert Meilen von Paris Krieg führen wollte; allein eben dadurch, daß er seine Sicherheit seinem Ruhme vorzog, setzte er an einem Hofe, wo die Cabale herrschte, beide zugleich aufs Spiel.

Der Erfolg hat diese Wahrheit bestätigt. D'Etrees fand ein zwar zahlreiches, aber den Krieg mit Nachdruck zu führen wenig geschicktes Heer. Durch den inconsequenten Einfluß eines Frauenzimmers, während eines neunjährigen Friedens verwildert, herrschten in demselben Luxus, Ungehorsam, Frechheit rc., und durch eine, kurz zuvor unternommene harte und unvorsichtige Reform *), war es erbittert und mißmüthig geworden. Unter den dem Marschall unter-

*) Der Graf St. Germain hatte sich aufgeworfen, dem französischen Militär eine bessere Gestalt zu geben, und eine mehr nach deutschem Fuß geformte Disciplin einzuführen; da er aber bei dieser wichtigen Reform den Charakter der Nation nicht in Anschlag gebracht hatte, so zog ihm seine gewagte Unternehmung nicht allein den Haß der Armee zu, sondern er sah sich sogar genöthigt, den französischen Kriegsdienst mit dem deutschen zu vertauschen, um so manchen Unannehmlichkeiten auszuweichen.

geordneten Feldherren waren viele von Geburt vornehmer, als er; andere waren unwissend, Ränkeschmieder und Leute von dem bösesten Willen, die sich auf die Protection, die sie am Hofe hatten, verließen. Unter solchen Umständen übernahm d'Etrees eine höchst gefahrvolle Rolle. In seiner Armee hatte er mächtigere Feinde, als die waren, die zu bekämpfen er ausgesandt ward; die seinen schon durch gemessene Befehle eingeschränkten Unternehmungen geflissentlich entgegen arbeiteten. Die Zügellosigkeit seiner Soldaten, und die Unverschämtheit vieler seiner Officiere, zwangen ihn zu einer strengeren Kriegszucht, die den leichtsinnigen Franzosen nicht gefiel. Der rechtschaffene Feldherr hatte daher das Schicksal aller Reformatoren: man verabscheuete ihn, nachdem er in wenigen Monaten über 1000 Marodeurs hatte aufhängen lassen, um dadurch ein warnendes Beispiel seiner Liebe zur Ordnung zu geben.

Der Marsch, den er von der französischen Gränze bis zur Weser zurückzulegen hatte, war nicht allein in Absicht der Verpflegung seiner Armee höchst beschwerlich, sondern er ward auch durch mancherlei Zufälle verzögert *), und vielleicht würde es ihm nicht sobald gelungen seyn, über diesen Fluß zu setzen, hätte die Kleinmüthigkeit des hannöverischen Ministeriums, nach dessen Vorschlägen der Herzog von Cumberland seine Operationen biegen mußte, ihm nicht den ent-

*) Hierzu muß man den Vorfall mit den in französischem Solde stehenden Schweizern rechnen. Diese weigerten sich, mit über den Rhein zu gehen, weil, vermöge ihrer, mit dem Hofe zu Versailles geschlossenen Capitulation, sie sich dazu nicht befugt fanden. D' Etrees, aufgebracht, fuhr die Deputirten, welche sie in dieser Absicht an ihn abgesandt hatten, mit den Worten an: A quoi bon les Suisses, s'il réfusent de passer le Rhin? Standhaft blie-

scheidendsten Vorschub gethan. So viel Geschrei man auch in Paris über den langsamen Gang seiner Unternehmungen erhob, so muß man doch zu seinem Ruhme gestehen, daß er alle seine Schritte mit der größten Vorsicht und Klugheit einrichtete. Hierunter gehört besonders, daß er den stets ihm ausweichenden Feind durch abgesonderte Corps beobachten ließ, während er mit der Hauptarmee durch das Paderbornische zog, bei Holzminden über die Weser ging, durch diesen Marsch sich des engen Passes, die Trane genannt — der einzigen Verbindung zwischen dem Thale bei Wickensee und der Weser — bemeisterte, und dadurch Gelegenheit erhielt — wiewohl mit unerwartetem Glücke — das Gebirge, so wie den Paß bei dem Dorfe Heine zu durchziehen, und die Anhöhen bei Borie, die vor des Feindes Lager lagen, zu gewinnen.

Meister von den Pässen, die nach dem Thale führten, so wie von beiden Ufern der Weser, eilte der französische Heerführer der Armee der Alliirten entgegen. Da diese, von Bilefeld aus, ihm stets ausgewichen war, ihm den Uebergang über den Fluß, so wie den Durchzug durch die unbequemsten Pässe auf keine Weise streitig gemacht hatte; so schmeichelte er sich sie ferner zurückzudrücken, sobald er sich nur zeigte. Wenigstens scheint dieser stolze Gedanke in der französischen Armee herrschend gewesen zu seyn; denn so hatte z. B. der Graf Broglio sich am linken Ufer der Weser mit so wenig

ben sie indeß bei ihrer Weigerung. D'Etrees sah sich gezwungen, diesen Vorfall seinem Hofe zu berichten, und dieser ward in die Nothwendigkeit gesetzt, mit den Schweizer-Cantonen zu unterhandeln, um die abgeschlossene Capitulation auch bis zum Uebergang über den Rhein auszudehnen; ein Umstand, dessen Berichtigung viel Zeit erforderte.

Vorsichtigkeit gelagert, daß ein hannöverischer General sich bei dem Herzoge von Cumberland erbot, dieses Corps durch einen von Hameln aus, über Fetzen und Amelgetzen, unternommenen nächtlichen Marsch zu überfallen, und von der Höhe, worauf es stand, in die Weser zu stürzen, unterdeß einige leichte Cavallerie durch den an vielen Orten seichten Fluß setzen, und dessen Untergang bei der feindlichen Brücke befördern helfen sollte. Diese durch einen einsichtsvollen, der Gegend kundigen Feldherrn, glücklich ausgeführte Unternehmung, würde sicher der Lage der Alliirten eine günstige Wendung haben geben können, weil nach der Zerstreuung des Broglioschen Corps, d'Etrees, für die Sicherheit seines zu Paderborn angelegten Magazins besorgt, es vielleicht nicht rathsam gehalten haben würde, sich mit einem auf einmal so entschossenen Feinde einzulassen. Allein der Herzog von Cumberland verwarf auch diesen Vorschlag. Zu gefällig gegen das, bloß für die Hauptstadt des Landes besorgte hannöverische Ministerium, das den Vertheidigungskrieg zu seinem Lieblingssystem gemacht hatte, ließ er die schöne Gelegenheit, die Franzosen durch einen kühnen Streich aus der Fassung zu bringen, vorbeistreichen, und nahm einzig und allein — obgleich mit zu geringer Einsicht — darauf Bedacht, seiner gewählten Position die möglichste Stärke zu geben.

Das Treffen bei Hastenbeck, welches gleich darauf erfolgte, war übrigens sowohl in Absicht seiner verschiedenen Wendung, als auch seines Ausgangs, eine von den sonderbaren Begebenheiten, wovon die Geschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Bald erlangten beide Armeen einige Vortheile, bald wurden sie wieder geschlagen, und beide, durch Vorurtheile geblendet, verließen das Schlacht-

feld, ohne eigentlich geworfen worden zu seyn; ja, wäre der Herzog von Cumberland mehr darauf bedacht gewesen, die durch den Obristen Breitenbach und den Erbprinzen von Braunschweig errungenen Vortheile gehörig zu unterstützen, so würde niemand ihm einen Sieg haben streitig machen können, den er seinem Gegner gutwillig überließ. Nur durch eine unzeitige Uebereilung ward das Treffen für die Franzosen entscheidend. D'Etrees ward seines Irrthums nicht so bald inne, als er die bereits zurückgezogenen Truppen wieder vorrücken und das Schlachtfeld besetzen ließ. Der Herzog hingegen machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er durch die Eindrücke, welche die ersten Widerwärtigkeiten auf ihn machten, und durch einen nicht genug geprüften blinden Lärm sich hatte hinreißen lassen, und bedauerte — jedoch leider zu spät — daß er, von der Sicherheit seiner linken Flanke zu fest überzeugt, verabsäumt hatte, mehr Infanterie in dem Deisterwalde und auf dem Ohnsberge aufzustellen. Die Verzweiflung, die bei den Menschen oft die widersinnigsten Entschließungen hervor bringt, trieb auch diesmal mit ihm ihr Spiel. Sie artete in eine solche Sinnlosigkeit aus, daß die dringenden Vorstellungen des Erbprinzen und mehrere Generale, bei Hameln Stand zu halten, fruchtlos blieben, und er geschehen ließ, daß seine Colonnen gegen die vor der Schlacht, im Fall eines unglücklichen Ausganges, ertheilte Disposition, ihren Marsch gerade nach Münden fortsetzen durften.

Nach dem glücklichen Ereignisse dieses Tages, und nach der Eroberung von Hameln, schmeichelte d'Etrees sich mit der gewissen Hoffnung, das Churfürstenthum Hannover bald zu unterjochen. Er genoß aber das Glück nicht, diesen Feldzug nach seinem Wunsche zu endigen. Während der recht-

schaffenste, beste Feldherr, den Frankreich damals aufzuweisen hatte, alle seine Talente aufbot, seine Pflichten zu erfüllen, auch das Glück ihm dazu die Hand reichte, nahm man ihm in Paris den Oberbefehl. Der Herzog von Orleans, der Graf Maillebois, und der Prinz Soubise, waren seine heimlichen Feinde. Alle wünschten die in Deutschland aufgestellte große Armee anzuführen. An dem bösen Willen der beiden ersteren hatte es nicht gelegen, daß durch ihre begangenen Fehler die Schlacht bei Hastenbeck nicht gänzlich verloren ging, und letzterer war darüber empfindlich, daß er, als bestimmter Heerführer einer abgesonderten Armee, dennoch von dem Marschall d'Etrees abhängig bleiben sollte. Die besondere Protection, welche diese drei Männer am Hofe genossen, gab ihren heimlich gespielten Cabalen gegen d'Etrees das Gewicht; und um die schimpfliche Ursache des Hasses, womit sie ihn verfolgten, zu verbergen, mußte sein Benehmen als Feldherr angegriffen werden. Man murrete zu Paris, daß er sich bei der Eroberung der hannöverischen Lande so lange aufgehalten habe, und nicht schon vor Magdeburg stehe; man ließ aber geflissentlich aus der Acht, daß er in einer Zeit von drei Monaten von den Ufern des Rheins bis an die Thore von Hannover gekommen, Ostfriesland erobert, Bremen besetzt, Hessen sich unterwürfig gemacht, die Alliirten außer Stand gesetzt hatte, ihm ferner zu widerstehen, und daß ein Feldherr, der eine französische Armee nach Deutschland führt, zugleich sich die Mittel bereiten muß, sie dort zu verpflegen, und bei widrigen Ereignissen auch glücklich zurückzubringen. — Wie sehr ist nicht ein Heerführer zu bedauern, wenn selbst seine Verdienste den Ränken der Lieblinge eines schwachen Regenten nachstehen müssen!!

Die

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges stellt noch mehrere Beispiele von dem Wankelmuthe des Hofes zu Versailles bei der Wahl seiner nach Deutschland bestimmten Heerführer auf; fast in jedem Feldzuge erschien ein neuer. Diese oftmalige Abwechselung war aber eine der Hauptursachen, daß die Armeen fast immer schlecht geführt wurden. In der kurzen Periode ihrer Erscheinung konnten sie weder ihres Gegners Art, Krieg zu führen, gehörig ausspähen, noch die ihnen untergeordneten Feldherren und Truppen mit Auswahl gebrauchen, noch denen mit einem Kriege auf deutschem Boden vergesellschafteten Unbequemlichkeiten gehörig vorbeugen lernen. Sie wurden daher fast jedesmal geschlagen, und der Verlust einer Schlacht zog mehrern die Zurückberufung zu, weil die müßigen oder zerstreuten Pariser gewohnt waren, das Unglück mehr auf die Schuld des Heerführers zu schieben, als auf die Umstände, in denen er und seine Armee sich befanden.

Keinem der drei Competenten zum Oberbefehle der d' Etreesschen Armee gelang es, sich auf den erhabenen Posten zu schwingen, den Ehrgeiz sie so sehnlich wünschen ließ. Der Herzog von Orleans ward übergangen, weil Grundsätze eines schwachen Regierungssystems, Prinzen vom Geblüte von der Anführung einer Armee ausschlossen. Graf Maillebois ward wegen der Schlacht bei Hastenbeck, zugleich mit dem abgerufenen Marschall, in einen Prozeß verwickelt, der nicht zu seinem Ruhme ausfiel, und der Prinz Soubise, obgleich der Liebling der Pompadour, hatte die Würde eines Marschalls von Frankreich noch nicht erlangt, konnte daher auf einen solchen Vorzug keinen Anspruch machen, ohne älteren Generalen vor den Kopf zu

stoßen. Der Herzog von Richelieu ward daher gewählt, die Stelle eines d'Etrees zu ersetzen.

Richelieu war einer von den Menschen, die das Glück in einen besondern Schutz genommen zu haben schien. Jede Epoche seines Lebens war eben so glücklich als glänzend. In der Schlacht bei Fontenoi, durch die Vertheidigung von Genua, und durch die Eroberung von Port-Mahon hatte er seinem militärischen Ruhme einen Glanz gegeben, wie er nur wenigen verwegenen, zugleich aber vom Glücke begünstigten Sterblichen zu Theil wird. Am Hofe genoß er eine Protection, deren sich nur Leute erfreuen dürfen, die sich durch Galanterie, muntern Witz und Pracht hervorzuthun verstehen. Man nannte ihn damals den Alcibiades seines Jahrhunderts; allein obgleich er eben so herzhaft und eben so ein Wollüstling war, wie jener Athenienser, so scheint doch die Vergleichung etwas zu hinken: wenigstens würde, hätte er in einer Republik gelebt, sein wenig behutsames Betragen ihm leicht den Kopf gekostet haben.

Ein seltsames Gemisch von Ruhm und Kriegsglück mit der Kunst gepart, sich inconsequenten Mächtigen beliebt zu machen, waren Vorzüge, die Richelieu würdig zu machen schienen, der Nachfolger eines edlen, rechtschaffenen d'Etrees zu werden; keinesweges aber der innere Werth seiner Verdienste. Als er bei der Armee ankam, fand er es nicht schwer, das glücklich zu vollenden, was sein Vorgänger nur mühsam hatte vorbereiten können. Er hatte die Ehre, die berüchtigte Convention von Kloster Seeven zu schließen, weil der König von England, durch die dem Herzoge von Cumberland wiederfahrnen Widerwärtigkeiten betäubt, der gänzlichen Eroberung seines Churfürstenthums und dem muthmaßlich damit verbundenen Ver-

luste der zur Vertheidigung seiner deutschen Staaten zusammengebrachten Armee vorbeugen wollte, folglich die vorgeschriebenen Bedingungen sich gefallen ließ. Allein Richelieu handelte bei dieser Gelegenheit so übereilt, daß er den wahren Nutzen, den er aus der Verwirrung der Alliirten ziehen konnte, fast gänzlich aus den Augen ließ. Zufrieden, gegenwärtig von Seiten derselben nichts mehr zu befürchten zu haben, war er nur darauf bedacht, auf Kosten der eroberten Provinzen — und zwar durch die grausamsten Erpressungen — sich Reichthümer zu erwerben, die seine durch Ausschweifungen zerrütteten Glücksumstände wieder heben sollten. Trotz aller gegen ihn ausgestoßenen Satyre brachte er solche ohne Scheu nach Frankreich, lebte dort noch verschwenderischer, als zuvor, und ohne erhebliche Vorwürfe von seinem Hofe zu erdulden, genoß er den Lohn seiner Verbrechen in stolzer Ruhe. Uebrigens ist es Thatsache: daß während der kurzen Zeit, in welcher er die Armee kommandirte, die Disciplin, die d'Etrees mit so vieler Anstrengung wieder hergestellt hatte, gänzlich verloren ging. Die Raubbegierde griff von neuen um sich, da der Heerführer mit bösem Beispiele vorging, nnd die Gewaltthätigkeiten, die man sich ungestraft erlaubte, gränzten an die wildeste Barbarei der rohesten Nationen. So viel Einfluß hat der schlechte Charakter des Heerführers auf die ihm untergebenen Krieger, und es bleibt ausgemacht, daß Richelieu durch sein übermüthiges, leichtsinniges und sittenloses Betragen den Grund zu dem Verfall der französischen Armee, so wie zu dem Schimpfe legte, womit in der Folge ihre Waffen befleckt wurden.

Während d'Etrees die Alliirten bei Hastenbeck schlug, Richelieu die Convention von Kloster Seeven schloß,

Soubise und Hildburgshausen nach Thüringen zogen, folglich der König von Preußen sowohl für Sachsen als seine an der Elbe belegenen Provinzen, sehr besorgt werden mußte, drängte sich ihm von der entgegengesetzten Seite ein neuer Feind auf, dessen Macht zu bekämpfen anderweitige Anstrengung erforderte. So wie die Schlacht bei Kollin die Vereinigung der Franzosen mit der Reichsarmee beförderte, so hatte solche auch der Thätigkeit der Russen eine Spannkraft gegeben. Unter Anführung des Feldmarschalls Apraxin waren solche durch Samogitien in Preußen eingebrochen, und hatten Memel erobert. Der Besitz dieser Festung gewährte ihnen einen trefflichen Waffenplatz, um ihre tiefer in Polen angelegten Magazine da hinbringen zu lassen, und ihr Geschwader fand hier einen sichern Haafen, aus dem es längs der Küste von Preußen kreuzen konnte. Die Eroberung von Memel war daher von großer Wichtigkeit, und ohne dieselbe würde es dem russischen Heerführer, wo nicht unmöglich, doch äußerst schwer geworden seyn, tiefer in Preußen einzudringen. Denn da der Schwarm von tartarischen Völkern, der sich bey der Armee befand, fast alles verheerte, was er auf seinem Wege fand, und Apraxin selbst dieser Wuth Einhalt zu thun nicht vermochte: so mußte er bei der Verpflegung seiner Armee mehr auf seine Vorrathshäuser, als auf die Produkte des Landes Rücksicht nehmen, wenn gleich die Ernte erst ihren Anfang genommen hatte.

Am rechten Ufer des Flußes Ruß, da, wo sich derselbe in das curische Haf ergießt, versammelte er seine ganze Macht. Mit Ausschluß der Barbaren belief sich derselbe auf 80,000 Mann regulärer Truppen. Zwar starke, robuste Leute, vermögend, alle Ungemächlichkeiten eines Feldzuges zu ertragen; tapfer, ausdauernd und standhaft bei Vertheidigung

des ihnen angewiesenen Posten, keineswegs aber, wie andere europäische Armeen, geschickt, das allereinfachste Manöver auszuführen. Besonders war die Cavallerie weder gut beritten, noch zu richtigen Evolutionen abgerichtet; daher dieselbe auch leichter zu schlagen war, als die Infanterie, wenn sie nach der ihr eingeprägten Moral, bei ihrem Geschütze zu siegen oder zu sterben, sich vornahm. Zu dieser ganz außerordentlichen Standhaftigkeit trug der Aberglaube, der bei dieser noch wenig aufgeklärten Nation so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, vieles bei. Es war bei derselben damals die Gewohnheit, den gemeinen Soldaten, statt, wie bei andern europäischen Armeen, zur Fahne schwören, mittelst Auflegung der Hand auf eine Kanone den Eid der Treue ablegen zu lassen. Der dabei gegenwärtige Pope gab zugleich dem Rekruten die Versicherung, daß, wenn er auch dabei erschlagen werden sollte, er dennoch in seinem Vaterlande wieder auferstehen würde, um die Freuden dieses Lebens mit erneuerter Kraft zu genießen. Dieser sonderbare Glaube, den vielleicht die Politik Peters des Großen erfand, erhielt sich gleichwohl nicht länger, als bis nach der Schlacht bei Zorndorf, wo es auffallend ward, daß von einer so großen Menge daselbst getödteter Russen nicht ein einziger wieder zum Vorschein kam. Es war also dem philosophischen Friedrich II vorbehalten, eine Nation, die er verachtete, aus diesem Irrthume zu reißen.

Gegen diese so zahlreiche feindliche Macht das Königreich Preußen zu schützen, hatte er seinem Feldmarschall Lehwald aufgetragen, demselben aber nicht mehr, als 22,000 Mann gegeben, um dies große Werk auszuführen. Freilich war diese Armee dazu zu schwach; allein einestheils erlaubte die Menge der zu bekämpfenden Feinde dem Könige

nicht, dort eine größere aufzustellen, anderntheils hielt er die Russen nur für schlechte Soldaten, die, ihrer Anzahl ungeachtet, durch seine geübten Truppen leicht zu überwinden seyn würden. Dies Vorurtheil hatte ihm sein General Winterfeldt eingeflößt, indem er ihm die Russen so schilderte, wie er solche im Jahre 1741, als er, um eine Staatsrevolution bewirken zu helfen, nach Petersburg gesandt ward, gesehen hatte. Damals mochten diese Kriegsvölker wohl nicht in den besten Glanz erschienen seyn. Sie hatten grausame Kriege in Pohlen und gegen die Türken geführt; bei der Belagerung von Danzig und Oczakow war Feldmarschall Münnich mit dem Blute seiner Untergebenen nur allzuverschwenderisch umgegangen; ihr Geschütz war weder zahlreich noch gut bedient, und die sogenannten Schuwalofs oder geheimen Haubitzen (eine der mörderischsten Waffen, welche die bisher so fleißig studirte verderbliche Kunst, die Menschen zu tödten, hervorgebracht hat) waren noch nicht erfunden. Entweder hielt also Winterfeldt die Russen gegenwärtig für nichts besser, als sie waren, da er sie sah; oder sein einmal gefaßtes Vorurtheil: keine andere Nation, als die preußische, sey für wahre Soldaten zu achten, verleitete ihn, dem Könige jene schlechte Meinung von ihnen beizubringen. Sey es nun, daß eine oder die andere Veranlassung ihn bewog, so zu denken: so ist doch so viel gewiß, daß Friedrich II so sehr an der Idee seines Generals hing, daß, als kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges der aus russischen in preußische Kriegsdienste getretene Feldmarschall Keith einst die Tapferkeit der Russen und das gegen ihre Feinde bewiesene Benehmen rühmte, er ihn hitzig mit den Worten unterbrach: „die Moskoviter sind „ein zusammengebrachter Haufe Barbaren, die wohl disci-

„plinirte Truppen mit leichter Mühe überwältigen können.“
Keith war zu viel Hofmann, um die Behauptung des Königs durch Gründe zu entkräften; mit wahrer brittischer Kaltblütigkeit begnügte er sich also, lakonisch zu erwiedern: „wahrscheinlich werden Ew. Majestät Gelegenheit erhalten, „diese Barbaren — näher kennen zu lernen.“

Außer der Verachtung, womit Friedrich II die Russen belegte, rechnete er noch — vielleicht zu viel — auf den besondern Einfluß, den er am Petersburger Hofe, durch die Gesinnungen des Großfürsten, erlangt zu haben sich schmeichelte, als daß er von dessen Armee viel befürchten zu dürfen glauben konnte, und hieraus läßt sich der dem Feldmarschall Lehwald ertheilte gemessene Befehl, nur vertheidigungsweise zu handeln, nicht weiter als bis Insterburg vorzurücken, und bloß den Streifereien der Kosacken und Kalmucken durch seine leichte Cavallerie Einhalt zu thun, herleiten. Allein die dringenden Aufforderungen, so wie die Intriguen der Höfe zu Wien und Versailles, mehr aber der persönliche Haß der Kaiserinn Elisabeth, erhielten diesmal das Uebergewicht über die nur schwankende preußische Faction in Petersburg. Apraxin wurde angewiesen, das Königreich Preußen zu erobern; da er aber bis Ende des Augusts zubrachte, um sein ganzes Heer bis an den Pregel zu bringen: so blieb auch in dieser langen Zeit Lehwald ruhig stehen, bis endlich die Annäherung des Feindes ihn zwang, sein Lager bei Insterburg zu verlassen, und sich bis Wehlau zurückzuziehen.

Friedrich II sah jetzt ein, daß es der Kaiserinn von Rußland Ernst sey, die Eroberung von Preußen zu vollenden; und da das Projekt, das große Magazin zu Kaun in Pohlen zu zerstören, nicht mehr auszuführen gewesen war:

so glaubte er, das Schicksal seines Königreichs durch einen entscheidenden Streich bestimmen zu müssen. Jetzt also erhielt Lehwald den gemessenen Befehl, die Russen anzugreifen und aus Preußen zu vertreiben. Kaum hatte er diesen Befehl empfangen, als er sich schon zur Vollstreckung desselben anschickte. Apraxin war eben über den Pregel gegangen, und hatte sich kaum an dem Bach Auxine in einem Gehölz gelagert, als die Preußen auch schon über dieses kleine Flüßchen setzen, und ein Lager nehmen mußten, welches durch einen dichten Wald versteckt wurde.

Lehwald war unter den Waffen grau geworden. In den ersten schlesischen Kriegen hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise seiner persönlichen Tapferkeit abgelegt; allein ein würdiger Officier ist nicht immer ein geschickter Heerführer, besonders wenn ein hohes Alter die Geisteskräfte zu schwächen anfängt. Der König kannte den Diensteifer seines Feldmarschalls, zugleich aber auch die Schwäche des Greises. Um letztere zu unterstützen, hatte er ihm seinen Flügel-Adjutanten, den Major Goltz, einen Mann voll Einsichten, zugesellt, um ihm mit seinem Rathe beizustehen. Goltz that zwar das Mögliche, um der ihm ertheilten Instruktion zu genügen; es bleibt indeß immer ein undankbares, wo nicht ein fast unausführbares Geschäft, die Unternehmungen des Heerführers zweckmäßig zu leiten, wenn man Vorurtheile, vorzüglich in Absicht der Rangordnung, Einfluß der Vertrauten, oder wohl gar herrschende Mißhelligkeiten zu bekämpfen hat. In solchen Fällen scheitert nicht selten der klügste Rathgeber; und dies erfuhr auch Goltz in seiner gegenwärtigen Lage. Er sah das Verhältniß der kleinen preußischen Armee gegen die große feindliche Uebermacht eben so bedenklich an, als das ungewisse Schicksal von Preußen.

Der König war unwillig, daß er durch die unterlassene Zerstörung der russischen, in Pohlen aufgehäuften Magazine, Apraxins Vorrücken gewissermaßen begünstigt hatte. Er war dagegen sich bewußt, daß dies eben so unmöglich, als seine Bemühung vergeblich gewesen war, die Denkungsart verschiedener Generale umzustimmen, und in ihre Handlungen Ueberlegung und Harmonie zu bringen. Dies alles brachte ihn zur Verzweiflung. Kurz vor der Schlacht bei Groß-Jägersdorf beklagte er sich in seinem letzten Briefe über die unglückliche Rolle, die er zu spielen gezwungen worden, und schloß denselben mit den Worten: „Mir bleibt „nichts übrig, als den rühmlichen Tod fürs Vaterland zu „sterben, um nur noch mit Ehren eine Welt zu verlassen, in „der die Erreichung des mir angewiesenen Zieles meine „Kräfte übersteigt.“ Er führte auch seinen Vorsatz redlich aus; denn als er das Treffen verlohren sah, setzte er sich dem feindlichen Feuer kaltblütig aus. Eine Kanonenkugel erwies ihm den gewünschten Dienst, und zerschmetterte den Kopf eines redlichen Mannes, der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, seiner Kenntnisse, seiner Talente und seiner Gelehrsamkeit eines glücklichern Schicksals vollkommen werth war.

Wenn man alles dieses in Erwägung zieht, und noch dazu annimmt, daß bei der Ausführung verschiedene Fehler begangen wurden; daß Lehwald in der Voraussetzung, den Feind hier angreifen zu müssen, dessen Stellung durch den General Schorlemmer recognosciren ließ; daß ein blinder Lärm die Veranlassung gab, daß er diesem mit einigen Truppen folgte, um ihn zu unterstützen; daß ein Mißverstand die Ursache ward, daß auch der übrige Theil der Armee sich in Bewegung setzte, den Wald durchzog, und vor demselben sich in Schlachtordnung zu stellen anfing; daß

Lehwald, der an diesem Tage noch nicht schlagen zu können glaubte, die Armee ins Lager zurückzuführen eilte; daß Schorlemmer die ganze Position der Russen zu übersehen und genau zu beurtheilen nicht im Stande gewesen seyn mochte; daß man, nach Maßgabe seines Berichts, den feindlichen linken Flügel anzugreifen beschloß; daß auf diesen Grund die Disposition zur Schlacht entworfen, wie in Friedenszeiten bei einem zu haltenden Manöver bei der Parole ausgegeben, und der folgende Tag zu dieser Unternehmung angesetzt ward; daß alle die von den Preußen gemachten Bewegungen Apraxin zur Aufmerksamkeit reizten, er vielleicht auch durch Ueberläufer von ihrem Vorhaben unterrichtet wurde; daß er daher während der Nacht seine Stellung veränderte; daß Lehwald, dadurch irre geführt, seine entworfene Disposition auf einmal unwirksam gemacht sah, und daß hieraus Unordnungen entstanden *): so darf man sich nicht wundern, daß die preußische Armee, ihrer bewiesenen Tapferkeit ungeachtet, zum Weichen gebracht werden mußte.

So blutig auch die Schlacht bei Groß-Jägersdorf war, so ward sie doch nicht entscheidend. Der Verlust derselben war wenig schimpflich, und der Sieg gewährte keine Vortheile. Erwägt man die geringe Anzahl der Preußen, und vergleicht diese mit dem großen Heere des Feldmarschalls

---

*) Hierunter muß man z. B. rechnen, daß bei dem allgemeinen Engagement das zweite Treffen, durch den Rauch zweier von den Russen in Brand gesteckten Dörfer, so wie durch den heftigen Pulverdampf, den ein dicker Nebel und der Wald, worin das Gefecht verfiel, sich zu vertheilen hinderte, getäuscht, höchst unbedachtsamer Weise auf das erste schoß, und dadurch die Verwirrung vermehrte.

Apraxin; zieht man alle Vortheile, welche dieser gegen jene hatte, in Betrachtung: so wird es beinahe zur Gewißheit, daß der schwächere Theil dem stärkern weichen mußte, obgleich man dagegen auch nicht leugnen kann, daß der Feldmarschall Lehwald bald zu bedenklich, bald zu übereilt gehandelt zu haben scheint. Vielleicht würde er mit mehr Glück gefochten haben, hätte er das Ungefähr, da seine ganze Armee ihm bei der Recognoscirung gefolgt war, benutzt, um die auf einen so unerwarteten Vorfall nicht vorbereiteten Russen gleich anzugreifen. Vielleicht wäre es auch schicklicher gewesen, ihnen auf ihrem Marsch ein Treffen anzubieten; denn da sie viel Zeit gebrauchten, ihre Colonnen zu entwickeln: so ist es glaublich, daß die Geschwindigkeit und Ordnung, mit welcher die Preußen zu manövriren gewohnt waren, ihrer Schwäche ungeachtet, ihnen Gelegenheit verschafft haben würden, den Feind zu schlagen. Doch man war damals mit den Russen und der Verfassung ihrer Armee zu wenig bekannt, als daß man dem preußischen Heerführer es zum Vorwurf machen sollte, diesen Umstand außer Acht gelassen zu haben. Mehr Grund ist vorhanden, seine übereilten Schritte der zu außerordentlichen Pünktlichkeit in Befolgung der königlichen Befehle beizumessen. Man will bemerkt haben, daß in dem preußischen Militär diese Pünktlichkeit oder vielmehr Aengstlichkeit in den Provinzen herrschender ist, als in der Residenz und der umliegenden Gegend. Sollte diese Behauptung wahr seyn; so dürfte dieselbe ihren zureichenden Grund vielleicht darin haben, daß die Fürsten ihren Befehlshabern in den entlegenen Theilen ihres Staats, wo sie nur selten erscheinen, mehrern Ernst zeigen zu müssen glauben, um sie desto aufmerksamer auf ihre Befehle zu machen; statt diejenigen, die sich dem Monarchen öfter

nähern, mehr Gelegenheit haben, seine Art zu denken, kennen zu lernen, und mit Ueberlegung darnach zu handeln. Zwar hatte Lehwald den bestimmten Auftrag, zu schlagen; die Ausführung, die Zeit, die Gelegenheit dazu, so wie die Art, allenfalls auch mit einer geringern Macht einen glücklichen Ausgang zu erzwingen, alles dieses mußte seinen Talenten vorbehalten bleiben, weil dieses nicht aus der Ferne vorgeschrieben werden konnte. Es scheint daher einleuchtend zu werden, daß, wenn die Preußen hier mit einer angestrengten Tapferkeit fochten, ihr Muth dennoch den Vorfällen weichen mußte, weil auch bei dem besten Willen sie nicht mit hinreichender Einsicht angeführt wurden.

Nach dem Verlust dieser Schlacht schien nichts wahrscheinlicher, als daß das ganze Königreich Preußen den Russen zur Beute werden würde; indeß geschah von dem allen — nichts. Eben da jeder neugierig war, die Fortschritte des russischen Heerführers zu erfahren, zog dieser sich auf einmal über den Pregel zurück, und verließ Preußen mit einer viel größern Eilfertigkeit, als er zur Eroberung dieses Königreichs angewendet hatte. Memel allein blieb in seinen Händen.

Europa staunte über diese ganz unerwartete Begebenheit. Die Höfe zu Wien und Versailles konnten ihren Verdruß nicht bergen, und das Publikum war dreist genug, sehr verschiedene Urtheile zu fällen. — Was aber damals noch räthselhaft schien, stieg bald nachher zur völligen Gewißheit. Die Kaiserinn Elisabeth war in eine gefährliche Krankheit verfallen, und der schon längst durch Ausschweifung zerrüttete Zustand ihres Körpers ließ die Aerzte ein nahe bevorstehendes Ende ahnen. Der Großfürst Peter war, vermöge seiner Anhänglichkeit an den König von

Preußen, für sein Schicksal besorgt, und er war es, der Bestuschef veranlaßte, den gemessenen Befehl zum Zurückzuge der Armee zu ertheilen. Obgleich der Großkanzler Friedrich II haßte, so glaubte er es doch seinem Interesse angemessener, für den Thronerben mehr Gefälligkeit haben zu müssen, als für die sterbende Kaiserinn; er änderte daher sein bisheriges System, und wagte es, Apraxin aus Preußen abzurufen. Unter veränderten Umständen würde diese despotische Handlung ihm bei seiner erlangten Allgewalt zu keinem Vorwurfe gereicht haben, gegenwärtig aber bereitete er sich dadurch seinen Fall. Die berüchtigte Ritterinn D'Eon, die sich bei der französischen Gesandtschaft zu Petersburg befand, kam ihm auf die Spur, und da, gegen alle Erwartung, Elisabeth vor der Hand wieder genaß, so ward sie das Werkzeug der Ungnade, in welche Bestuschef bei seiner Beherrscherinn verfiel.

So sonderbar entwickelte sich das Schicksal von Preußen. Das Glück, welches Friedrich II wieder zu lächeln anfing, fügte es, daß er gegen den Verlust seines Königreichs zu einer Zeit gesichert ward, als er eine Armee gebrauchte, um die Schweden aus seinen Staaten zu vertreiben. Da er diesem neuen Feinde keinen erheblichen Widerstand zu leisten vermochte, so hatte sich derselbe in Pommern und der Uckermark ausgebreitet, und lebte auf Kosten dieser Provinzen; kaum aber erschien der Vortrab der Lehwaldischen Armee, als die Schweden schleunig nach Stralsund eilten, wo sie bis zum Junius des folgenden Jahres völlig unthätig erhalten wurden.

VIII.

Feldzug der Preußen gegen die vereinigte französische und Reichsarmee. Schlacht bei Roßbach.

Die Convention von Kloster Seeven, welche der König von England nothgedrungen eingehen mußte, war dem Interesse des Königs von Preußen sehr nachtheilig; ja sie schien sogar die drohenden Gefahren, die ihn von allen Seiten umgaben, zu vermehren. Die Armee des Herzogs von Cumberland hatte seinen an der Elbe belegenen Provinzen bisher zur Vormauer gedient, und so lange sich diese erhalten konnte, hatte er dort von den Franzosen nichts zu befürchten gehabt. Gegenwärtig hinderte den Herzog von Richelieu nichts, seine Operationen gegen das Fürstenthum Halberstadt und das Herzogthum Magdeburg zu richten, und dem Prinzen von Soubise, der in Vereinigung mit der Reichsarmee zur Befreiung von Sachsen herbeieilte, die Hand zu bieten. Schon waren diese beiden Heere unweit Erfurth zusammengetroffen; schon hatte Kaiser Franz I die Reichsacht gegen den Churfürsten von Brandenburg publiziren lassen, auch den Contingenten der deutschen Fürsten, welche der Prinz von Hildburgshausen als Reichsfeldmarschall befehligte, den furchtbaren Titel einer Reichsexecutions-Armee beigelegt; schon ging man zu Wien mit dem stolzen Gedanken schwanger,

einen Fürstentag auszuschreiben, um über das Schicksal Friedrichs II zu entscheiden; schon war das vereinigte feindliche Heer bis Gotha und Weimar vorgedrungen, und forderte von der Stadt Halle und dem Saalkreise fast unerschwingliche Contributionen; schon hatte Richelieu eine Abtheilung seiner Armee unter dem Herzoge von Ayeu in das Halberstädtische einrücken, und Streifereien bis an das Glacis von Magdeburg vornehmen lassen, während der König von Preußen noch an dem äußersten Ende der Oberlausitz vergeblich hoffte, die östreichischen Feldherren zu einer Schlacht zu bewegen, und durch einen erfochtenen Sieg nach Böhmen zurück zu werfen.

Noch nie waren die Angelegenheiten dieses Fürsten in einer so kritischen Lage gewesen. Wollte er Schlesien selbst mit Nachdruck vertheidigen: so mußte er den Verlust von Sachsen und des Herzogthums Magdeburg gewärtigen; wollte er hingegen diese Provinzen retten: so blieb jenes der größten Gefahr ausgesetzt. Ganz Europa hatte jetzt die Augen auf ihn gerichtet, und das neugierige Publikum erwartete mit Ungeduld die Entwickelung dieses Trauerspiels. Vielleicht mochte Friedrich II selbst ahnen, daß es ihm unmöglich werden würde, seinem unglücklichen Schicksale zu entgehen, und daher auf den Gedanken gerathen seyn, dasselbe nicht überleben zu wollen; wenigstens findet man Spuren davon in seinen damals geschriebenen Briefen *); denn so bedient er sich z. B. in einer Epistel an seine Schwester, die Markgräfinn von Baireuth, des Ausdrucks: „Nur eine Freistatt, theure Schwester! nur einen Hafen „finde ich in des Todes Armen.“ In einer andern, an den

*) Hinterlassene Werke Friedrichs II, Königs von Preußen.

Marquis d'Argens, sagt er: „Um meine Qualen nun „zu enden — so wie die Armen in dem Kerker, die müde „des feindlichen Geschicks, den Henker, der sie quält, täu„schen, und ihre Fesseln edel brechen, zerreiß auch ich — „was kümmern mich die Mittel? — das unglücksvolle, fein „gewebte Band, das meinen Geist an diesen Körper, den „Gram zernagt, schon allzulange fesselt." Desgleichen schließt er die bekannte Epistel an Voltaire mit den Worten: „Da mir ein naher Schiffbruch droht, so bleibt mir „nichts übrig, als das Ungewitter standhaft zu bestehen, „und als ein König zu denken, zu leben und zu sterben." So dachte Friedrich, als das Maß seiner Widerwärtigkeiten fast täglich wuchs. Bisher nur gewohnt, zu siegen, lag sein gegenwärtiges Unglück auf seiner bekümmerten Seele, wie eine Last, unter der er sicher zu erliegen fürchtete. Waren es aber wirklich Grundsätze der stoischen Philosophie, die er aus den Schriften der Alten schöpfte; war es ein innerer Drang in diesem Falle einen Cato oder Brutus sich zum Muster zu wählen, was ihn zu diesem sonderbaren Entschluß brachte? oder war es Verdruß, den einmal gefaßten Vorsatz, die gegen ihn Verschwornen gehörig zu demüthigen, aus Mangel an hinlänglichen Mitteln nicht realisiren zu können? oder war es bloß Begeisterung eines Dichters in einer melancholischen Stunde, was ihn zu den in seinen Briefen vorgetragenen Aeußerungen brachte? Dies sind Fragen, von denen kein Geschichtsforscher — selbst bei der mühsamsten Zergliederung der Denkungsart Friedrichs II — auch nur eine mit Gewißheit dürfte beantworten können.

Vielleicht hatte alles dies mehr oder weniger Antheil daran; denn er verehrte die Helden der Vorzeit, und besonders

ders ihre in mißlichen Lagen bewiesene Standhaftigkeit eben so sehr, als der Verdruß, seinen so mächtigen Feinden unterliegen zu müssen, seinen unbegränzten Ehrgeiz kränken, und ihn daher leicht zur Verzweiflung bringen mußte; als Dichter aber war es ihm sehr verzeihlich, daß er seine Poesie durch starke Bilder zu verschönern suchte. Sey es indeß, daß nur einer dieser Gründe, oder mehrere zugleich, sein Gemüth stimmten, sein unglückliches Schicksal nicht überleben zu wollen; sey es, daß er mit der Idee eines freiwilligen Todes, die Begriffe von Muth und Stärke des Geistes verband, und daher denselben eher für verzeihlich als strafbar hielt: so ist es dagegen gewiß, daß seine literarischen Kenntnisse und sein Umgang mit den Wissenschaften, dem er selbst unter dem Geräusche der Waffen nicht entsagte, viel dazu beitrugen, seine Schwermuth in etwas zu besiegen, seine Lage mit Scharfsinn zu prüfen, jede günstige Gelegenheit zu seinem Vortheil anzuwenden, und mit einer bewundernswürdigen Gelassenheit jedem Vorfalle gelassen entgegen zu gehen. Meisterhaft übte er zugleich die Geschicklichkeit aus, alles, was ihn drückte, sorgfältig zu verbergen, und Fröhlichkeit, ja selbst muntre Laune blicken zu lassen, wenn mitternächtliches Dunkel seine Seele umhüllte. Weder seine Armee, noch seine Feldherren, noch seine vertrautesten Freunde konnten ihm eine Niedergeschlagenheit anmerken, obgleich innere Bekümmerniß ihm wenig Hoffnung zu einem glücklichen Ausgang übrig ließ. Hauptsächlich verstand er die Kunst, die Ruhmbegierde seiner Officiere und den Muth seiner Soldaten, auch unter den mißlichsten Umständen, aufrecht zu erhalten; ja das Vertrauen, welches man in ihn setzte, war so groß, daß jeder aller Gefahren trotzte, sobald er ihn zum Anführer hatte. Eben so zeigte er sich gegen seine Bundes-

genossen niemals kriechend, wenn er auch ihres Beistandes am nöthigsten bedurfte, und die Ehrfurcht, die er ihnen einzuflößen wußte, war so mächtig, daß, als er z. B. dem Könige von England über die Convention von Kloster Seeven Vorwürfe machte, und stolz ihn aufforderte, ihn nicht auf eine niederträchtige Art zu verlassen, das englische Ministerium — in Hoffnung eines wiederkehrenden Glücks — die Ratification dieser berüchtigten Convention unter allerlei Ausflüchten zu verzögern suchte.

In dieser kritischen Lage entwarf er einen neuen Operationsplan. Da er urtheilte, daß die Oestreicher keine sonderlichen Fortschritte in Schlesien würden machen können, bevor sie sich nicht eines Waffenplatzes versichert hätten, er sich auch schmeichelte, die Belagerung von Schweidnitz, womit sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Anfang machen mußten, werde ihnen schon eine Zeitlang Beschäftigung geben, und eine mäßige, in gute Posten verschanzte Armee im Stande seyn, sie so lange unthätig zu erhalten, bis es ihm geglückt sey, Sachsen und das Magdeburgische von der diese Provinzen drohenden Gefahr zu befreien: so beschloß er, den Franzosen und Reichscontingenten seine stete Wirksamkeit vorzüglich zu zeigen. Er ließ daher den Herzog von Bevern mit 36,000 Mann zur Beobachtung der großen östreichischen Armee unweit Görlitz zurück, brach mit 12,000 Mann von Bernstedel auf, und eilte nach Dresden. Hier stieß Fürst Moritz mit 10,000 Mann zu ihm, und mit dieser kleinen Armee zog er über Döbeln, Grimma und Pegau bis an die Ufer der Saale. Bei Kösen setzte er über diesen Fluß, vertrieb die streifenden Partheien des Laudonischen Corps, rückte über Nauenburg und Weimar bis Erfurth vor, und ließ Gotha durch den General Seydlitz mit einiger Ca-

vallerie besetzen. Bei seiner Annäherung zogen die Feinde sich allenthalben zurück, und nahmen endlich eine feste Stellung bei Eisenach. Dieselben in einer Gegend weiter zu verfolgen und aufzusuchen, wo er keine Magazine hatte, war um so weniger rathsam, da diese Unternehmung ihn zu weit von Sachsen und der Elbe entfernt haben würde. Zufrieden also, ihnen die Möglichkeit gezeigt zu haben, sie auch aus dem entferntesten Winkel der Oberlausitz erreichen zu können, dachte er nunmehr auf die Sicherheit seiner eigenen Provinzen. Er sandte daher den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 4000 Mann in das Fürstenthum Halberstadt, um es von den Bedrückungen der Franzosen zu befreien; den Fürsten Moritz aber mit 8000 Mann nach Sachsen, um zwischen der Mulda und der Elbe die Bewegungen der Oestreicher zu beobachten. Mit den übrigen 10,000 Mann blieb er keck unweit Erfurth stehen, um abzuwarten, was die vereinigte Armee weiter zu unternehmen gesonnen seyn würde.

Friedrich II blieb nicht lange in Ungewißheit. Kaum war Soubise von dem Abmarsche der preußischen Detaschements benachrichtiget worden: so hob sich sein gesunkener Muth wieder, in der Hoffnung, gegen eine Handvoll zurückgebliebener Truppen eine glänzende That auszuführen. Seine erste Absicht ging auf Gotha, und fünf Tage darauf erfolgte hier das berühmte Gefecht, dessen Herr von Archenholz *) so mahlerisch erwähnt, und welches dem preußischen General Seydlitz eben so viel Ehre erwarb, als es den französischen Heerführer mit Spott bedeckte.

*) Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges. 1. Theil. S. 165 — 166.

Dies war die erste Gelegenheit, bei welcher Seydlitz seine ihm so eigenthümlichen militärischen Talente zeigte; und obgleich es an Verwegenheit gränzte, mit 1500 Mann Cavallerie eine mit Infanterie und Geschütz besetzte Stadt überrumpeln zu wollen: so legt doch diese Unternehmung einen Beweis ab, daß eine auf Grundsätzen gebauete Kühnheit oft von einem glücklichen Erfolge begleitet werden kann, wenn der Feldherr die Umstände, so wie die Gelegenheit, zu nützen versteht. Seydlitz schien zum Partheigänger, so wie zum Heerführer geboren zu seyn. Er hatte wechselsweise unter allen Gattungen von Cavallerie gedient, kannte also die zweckmäßige Anwendung jeder einzelnen genau. Persönliche Tapferkeit, richtiges Augenmaß, gut gewählte und schnell ausgeführte Manöver, zeichneten ihn vor andern Feldherren eben so aus, als seine Leutseligkeit, das Bestreben, niemand unglücklich zu machen, vielmehr das Verdienst in sein wahres Licht zu stellen, und zu dessen Belohnung beizutragen, ihm die Herzen seiner Untergebenen gewannen. Er hat seinen Namen bei verschiedenen Gelegenheiten, besonders in den Schlachten bei Roßbach und Zorndorf, verewigt. Der preußische Staat hat in ihm einen der geschicktesten Feldherren seiner Zeit verloren; und obgleich er treffliche Zöglinge bei der Cavallerie gebildet hat, so bleibt ein Seydlitz doch stets über seine Schüler als Meister erhaben, weil das Genie im eigentlichen Verstande sich nicht erzwingen läßt. —

Nach dem Vorfalle bei Gotha verweilte der König nicht länger bei Erfurth, sondern zog sich bis hinter Buttstädt zurück, und doch wagte sich die vereinigte Armee nicht aus den Gebirgen bei Eisenach. Gotha allein ward von ihr wieder besetzt. Während dieser Zeit hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen aus dem

Halberstädtischen vertrieben; da aber Richelieu mit 30,000 Mann im Anzuge war, so mußte er sich bis Wanzleben zurückziehen, um Magdeburg näher zu seyn. Jetzt schien auch diese Provinz ins Gedränge zu kommen, und selbst der Festung Magdeburg eine Belagerung zu drohen. Beides konnte Herzog Ferdinand mit seiner geringen Macht nicht verhindern, sobald es dem französischen Heerführer ein Ernst war, diese Operation zu unternehmen; wider alle Erwartung aber blieb er in seiner bei Wanzleben genommenen Stellung unangefochten, obgleich es nur bei Richelieu stand, ihn in Magdeburg einzuschließen, und dann die ganze umliegende Gegend in Contribution zu setzen. Allen denen, die seine unermeßliche Begierde, sich auf Kosten des Feindes zu bereichern, kannten, blieb es ein Räthsel, daß er sie nicht befriedigte, wie er es konnte; diese sonderbare Begebenheit scheint aber die Behauptung einiger Zeitgenossen zu bestätigen: Friedrich II habe in der kritischen Lage, in der er sich befand, einen Weg einzuschlagen gewußt, den französischen Feldherrn auf eine Zeitlang unthätig zu machen. Sie erhält schon einen großen Grad der Wahrscheinlichkeit, wenn man erwägt, daß der König in bedrängten Fällen kein außerordentliches Mittel unversucht zu lassen pflegte, sobald es darauf ankam, die Rettung seiner Staaten zu befördern, und daß, aus dem bisherigen Benehmen des Herzogs zu urtheilen, er sich wohl schmeicheln konnte, an demselben einen Mann zu finden, den Geschenke einzuschläfern vermöchten; hierzu kommt aber noch, daß der verstorbene General Retzow mich versichert hat, die durch den Obristen Balby unter einer Verkleidung mit Richelieu gepflogene Unterhandlung habe dergleichen zum Gegenstande gehabt, und letzterer sey so gefällig gewesen, sich anheischig zu

machen: gegen die ihm zugestellten 100,000 Thaler und die Erlaubniß, Salvegarden-Briefe auf dem platten Lande auszutheilen, die Staaten des Königs in diesem Feldzuge nicht anzugreifen *).

Durch diese Vermittelung ward Friedrich II zwar in Ansehung seiner an der Elbe belegenen Provinzen einigermaßen gesichert, keinesweges aber in Absicht Sachsens. Die vereinigte französische und Reichsarmee war durch eine Abtheilung der besten Truppen des Richelieuschen Heeres ansehnlich verstärkt worden, und nun schickte jene sich an, sich der Saale zu nähern, zu einer Zeit, da der von dem östreichischen General Haddik nach Berlin unternommene Streifzug den König zwang, nach Torgau zu eilen, um wo möglich diesem kühnen Partheigänger den Rückzug abzuschneiden. Er entwischte ihm aber mit der von Berlin erpreßten Contribution und den von der Kaufmannschaft geforderten 24 Paar Damenhandschuhe **).

*) Nach dem Hubertsburgischen Frieden habe ich dergleichen Salvegarden-Briefe selbst in dem am rechten Ufer der Elbe belegenen Jerichowischen Kreise des Herzogthums Magdeburg gesehen. Die Gutsbesitzer hoben solche als eine Seltenheit in ihren Archiven auf.

**) Man will behaupten, daß bei dieser Gelegenheit ihm der Streich gespielt worden sey, daß die verlangten zwei Dutzend Paar Handschuhe nur auf die linke Hand passend ausgesucht, und so eingepackt ihm überliefert worden wären. Sollte diese Anekdote — wie man mich hat versichern wollen — gegründet seyn: so kann das Geschenk, welches wahrscheinlich Haddik der Kaiserinn-Königinn zu machen gedachte, nicht sonderlich willkommen gewesen seyn, und die Berliner müssen sich über die ihnen gelungene List herzlich gefreuet haben, — die einzige Rache, welche sie für die erlittenen vielen Drangsale zu nehmen Verschlagenheit genug gehabt hatten.

Als der König von Preußen Thüringen verließ, um Haddick für seinen nach Berlin ausgeführten Streifzug zu bestrafen, ließ er den Feldmarschall Keith an der Saale, um Sachsen zu decken; da er aber selbst nur noch über 10,000 Mann disponiren konnte, so war er nicht im Stande diesem Feldherrn mehr als die Hälfte dieser Anzahl zu lassen. Mit diesem kleinen Corps das Feld zu halten, und die Ufer der Saale zu sichern, war unmöglich; Keith theilte solches also in drei verschiedene Abtheilungen: zwei derselben mußten Mersebnrg und Weißenfels besetzen, und mit der dritten zog er selbst nach Leipzig.

Soubise und Hildburghausen nutzten diesen Umstand, um während der Entfernung des Königs aus ihrem Schlupfwinkel bey Eisenach wieder hervor zu treten. Der wahrscheinlich sehr vergrößerte Ruf von der Wichtigkeit des Haddikschen Zuges nach Berlin; die Vermuthung, daß die Schweden, im Einverständnisse mit ihm, von der andern Seite eindringen, und beide den König in die Enge treiben könnten, munterte sie auf, die ihnen schon längst aufgetragene Befreiung von Sachsen noch in der späten Jahrszeit vorzunehmen. Die Reichsarmee richtete ihren Marsch auf Weißenfels, die französische auf Merseburg. General Retzow, der im erstern Posten befehligte, bekam aber durch einen Kundschafter Nachricht, daß er am folgenden Morgen durch 8000 Mann angegriffen werden würde, und daß in dieser Absicht der Paß bei Rippach auf der Straße nach Leipzig bereits besetzt sey. In aller Stille zog er seine Truppen aus der Stadt, nahm einen Umweg längs der Saale, und stieß glücklich zum Feldmarschall Keith, der auch die Besatzung von Merseburg an sich zog. Prinz von Hildburgshausen drang nunmehr bis gegen Leipzig

vor, und ließ die Besatzung zur Uebergabe auffordern, während Soubise gleichfalls über die Saale setzte.

Leipzig ist kein haltbarer Ort, wenn es mit Ernst angegriffen wird: die Ehre der preußischen Waffen erforderte indeß eine abschlägliche Antwort, mit der Versicherung, daß man sich lieber unter dem Schutte dieser Stadt begraben lassen, als solche räumen wolle. Keith war sich sehr gut bewußt, daß diese Erklärung bloß ein gewöhnliches Compliment sey, und eben so wenig war er versichert, ob der König ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kommen werde; er suchte daher durch List zu ersetzen, was ihm an Stärke abging. Da ihm bekannt war, wie viel Anhänglichkeit die Leipziger an ihre in den Vorstädten belegene prächtige Gärten und Häuser hatten: so ließ er den Magistrat zu sich rufen, und redete ihn mit wahrem brittischen Stolz also an: „Der Prinz von Hildburgshausen, meine Herren, hat „mich zur Uebergabe auffordern lassen. Ehe ich aber eine „solche Niederträchtigkeit begehe, will ich lieber den letzten „Mann und mich selbst aufopfern, wenn auch Leipzig darüber zu Grunde gehen sollte. Ich muß ihnen daher eröffnen, daß, wenn der Feind die mindeste Bewegung macht, „mich anzugreifen, ich sogleich alle Vorstädte werde in „Brand stecken lassen. Zwar ist es mir höchst unangenehm, „ihnen diese Kränkung machen zu müssen, und ich würde „sie ihnen gern ersparen, wenn nicht die Lage, in der ich „mich befinde, einen solchen Entschluß von mir forderte.“ Diese Drohung hatte die Wirkung, daß ungesäumt Deputirte nach dem feindlichen Lager sich begaben, und durch Vorstellungen und Geschenke es dahin brachten, daß Hildburgshausen unthätig blieb, — bis Friedrich II von seinem Zuge nach der Niederlausitz zurückkam.

Der König hatte dem vereinigten Heere, das bisher so wenig Thätigkeit gezeigt, nicht zugetrauet, daß es am Ende des Oktobers noch Eroberungen zu machen sich erdreisten würde. Auch hatte er die durch den Feldmarschall Keith ihm geschilderte Gefahr nicht für so dringend gehalten; denn als er zu Leipzig anlangte, redete er denselben spöttisch so an: Hé bien! Monsieur de Hildbourgshausen vous a-t-il deja mangé? Non, Sire! antwortete der kaltblütige Schottländer, mais il ne étois bien près, si je n'avois surprendre mon parti. Friedrich II erkundigte sich hierauf näher nach allen Umständen; und als er erfuhr, daß die feindlichen Vorposten unweit der Vorstädte ständen, ließ er solche noch an eben demselben Tage vertreiben. Dies bewog die Feinde, wieder über die Saale zurückzugehen. Die Franzosen bezogen ein Lager unweit Merseburg, die Reichsarmee ein anderes bei Weißenfels, und in beide Orte, so wie in Halle, legten sie starke Besatzungen.

Diese Stellung schien den Vorsatz, die Ufer der Saale vertheidigen zu wollen, anzukündigen, welches der König aber um so weniger zugeben konnte, da er nicht gestatten durfte, daß die vereinigten Armeen ihre Winterquartiere so nahe an Chursachsen bezögen. So dringend also auch die Angelegenheiten in Schlesien seine persönliche Gegenwart erforderten; so glaubte er doch zuvor die Prinzen zwingen zu müssen, sich tiefer nach Thüringen hinein zurückzuziehen, und dann erst, mit weniger Besorgniß, dem Herzog von Bevern in seiner bedrängten Lage die Hand zu bieten. In dieser Absicht brach er von Leipzig auf, zog die Corps des Fürsten Moritz und des Herzogs Ferdinand wieder an sich, und versammelte seine Armee bei Altranstädt. Zwanzigtausend Mann war indeß alles, was er zusammen-

raffen konnte, und mit dieser geringen Macht ging er dem ihm dreimal überlegenen vereinigten Heere entgegen. An der Spitze des Vortrabes zog er selbst nach Weißenfels, drang in die Stadt, und machte von den fliehenden Reichstruppen alles zu Gefangenen, was nicht Zeit hatte, die etwas zu eilfertig in Brand gesteckte Brücke über die Saale zu erreichen. Dies schöne Monument der Baukunst, nach der überbauten Brücke bei Torgau gemodelt, brannte ohne Rettung bis aufs Wasser ab, weil die Besatzung die Vorsicht gebraucht hatte, solche innerhalb mit Stroh, Pechkränzen und allen in der Stadt befindlich gewesenen Talglichtern dergestalt anzufüllen, daß sie in weniger als fünf Minuten völlig in Flammen stand. Dieser Umstand bewog den König, die Colonne, welche Feldmarschall Keith anführte, nach Merseburg marschiren zu lassen. Hier fand dieser die Brücke abgebrochen, und 14 Bataillone, unter Anführung des Herzogs von Broglio, bereit, die Ufer der Saale zu vertheidigen. Die Brücke bei Halle war gleichfalls abgetragen; und da der König an einem oder dem andern Ort überzugehen sich vorgesetzt hatte, so sandte er ein Corps nach Halle, um die dortige Brücke wieder herzustellen, während eine zweite unterhalb Weißenfels geschlagen wurde. Dies bewog den Feind, die Ufer des Flusses zu verlassen, und ein gemeinschaftliches Lager hinter dem Bach bey Micheln zu nehmen. Sogleich ging die preußische Armee auf drei verschiedenen Punkten über die Saale, und versammelte sich bei Braunsdorf.

Schon neigte sich der Tag, als man dem Feinde näher kam; demungeachtet recognoscirte der König denselben, und fand, daß er dessen rechte Flanke mit Vortheil angreifen könne. Er schickte sich also dazu an; als er aber am folgen-

den Morgen mit dem Vortrabe auf den Höhen von Schortau anlangte, sah er, daß die vereinigte Armee ihre gestern schlecht gewählte Stellung während der Nacht mit einer ungleich bessern vertauscht, auch vor ihrer Fronte verschiedene Verschanzungen aufgeworfen hatte. Jetzt schien ihm der Angriff unausführbar; er zog sich daher zurück, und nahm ein festes Lager zwischen Bedra und Roßbach, wohin ihn die Franzosen mit einigen Kanonenschüssen begleiteten.

Da Friedrich II sah, daß die vereinigte feindliche Armee nicht mehr mit Vortheil zu einem entscheidenden Treffen zu bringen sey; so beschloß er den Rückzug nach Schlesien. Er hoffte, die Ruhe von Sachsen werde wohl weiter nicht gestört werden, indem der bereits einbrechende Winter ihm die Versicherung zu geben schien, die weichlichen Franzosen würden nunmehr sich eher nach guten Winterquartieren umsehen, als zu neuen Unternehmungen sich anschicken. Das dies auch wohl ihre Absicht gewesen seyn mag, und daß sie sich vielleicht von der Stärke der preußischen Armee eine größere Vorstellung gemacht hatten, als sie es verdiente, läßt sich mit vieler Wahrscheinlichkeit daraus erklären, daß sie nicht mit mehr Beharrlichkeit dem Könige den Uebergang über die Saale streitig machten. Diese Nachlässigkeit der feindlichen Feldherren wäre sonst eben so unverzeihlich, als daß sie bei ihrer großen Uebermacht verabsäumten, eine oder die andere preußische Colonne auf ihrem so sehr getrennten Marsch anzugreifen und völlig zu schlagen. — Nichts scheint daher sie wieder zur Thätigkeit aufgemuntert zu haben, als die Erscheinung einer so schwachen Armee, von der sie nun erst glaubten, daß sie mit einer dreifach stärkern Macht leicht einzuschließen und aufzuheben sey.

So schnell als sie diesen Gedanken gefaßt hatten, eben so schnell suchten sie ihn auszuführen: die Besorgniß, ihren Fang zu verfehlen, hieß sie eilen. Während also der Graf St. Germain, an der Spitze von 6000 Mann, dem Lager bey Roßbach gegen über, bei Grost, stehen blieb, um die Preußen von Merseburg abzuschneiden, falls sie dorthin ihre Rettung suchen wollten, marschirte die Armee rechts ab, um über Buttstädt des Königs linke Flanke zu umgehen, sich ihm in den Rücken zu stellen, und so ihm auch den Weg nach Weißenfels zu versperren. Auf diese Weise schmeichelten sie sich, dies kleine preußische Corps zusammen zu drükken; ja sie hatten so viel Vertrauen auf die Unfehlbarkeit dieses Vorhabens, daß schon im Voraus die Gefangenschaft Friedrichs II, mit einer ächt-französischen Leichtsinnigkeit zu Paris angekündigt ward. Allein die zu sichern Befehlshaber der vereinigten Armee begingen Fehler, wovon die Züchtigung, die sie empfingen, eine natürliche Folge seyn mußte.

Schon ging der König von Preußen damit um, zum Zurückzuge nach Merseburg die nöthigen Anstalten zu treffen, schon war der Aufbruch der Armee auf die Nacht beschlossen, als man ihm die im feindlichen Lager wahrgenommenen Bewegungen meldete. Mit so viel Zuverlässigkeit dies auch geschah, so schien er doch darauf nicht zu achten; ja als um Mittagszeit die Rapporte der Feldwachen stets häufiger einliefen, setzte er sich ruhig an seine Tafel. Die Feldherren, die bei ihm speiseten, konnten diese ganz überspannte Kaltblütigkeit sich nicht füglich erklären; der wachsame Seydlitz sandte sogar seinen Adjutanten nach dem Lager, um die Cavallerie satteln zu lassen, und selbst der gemeine Soldat, der den Marsch der Franzosen genau beob-

achten konnte, verließ sein Mittagsbrod, um sich zum Kampfe zu rüsten. Ich glaube indeß nicht zu irren, wenn ich der unbegreiflichen Gelassenheit, welche der König bei dieser Gelegenheit zu erkünsteln suchte, folgende Grundsätze unterlege.

In der Lage, in der er sich befand, war der Weg nach Merseburg der einzige, den er zum Rückzuge wählen konnte. So glücklich aber auch dieser während der Nacht auszuführen war, eben so gefährlich würde es gewesen seyn, ein solches Manöver im Angesicht eines anrückenden überlegenen Feindes zu unternehmen, zumal da St. Germain nur links abmarschiren durfte, um die Preußen von der Saale abzuschneiden. Es bleibt daher sehr wahrscheinlich, daß der König in einem Augenblicke, wo kein anderes Rettungsmittel ihm zu Gebote stand, geflissentlich so gelassen schien, um nicht, durch Uebereilung in den Anstalten, seine kleine Armee muthlos zu machen; und daß er, im Vertrauen auf die Disciplin seiner Truppen, eins seiner Lieblings-Manöver, nämlich den Feind in vollem Marsch anzugreifen und durch Ueberraschung zu schlagen, hier mit Glück in Ausübung zu bringen gedachte.

So kühn dieser Entschluß war, so zweckmäßig ward er auch ausgeführt. Kaum hatten die Spitzen der feindlichen Colonnen Buttstädt erreicht; so erwachte Friedrich aus seinem vermeintlichen Schlummer, und eben so gelassen als er sich bisher bewiesen hatte, eben so stark zeigte er sich als Held, der in einem Augenblick sich zweckmäßig zu entschließen versteht. In weniger als einer halben Stunde war das Lager abgebrochen, und die Armee in völliger Bewegung, um dem Feinde zuvorzukommen und ihn anzugreifen, ehe er Zeit gewönne, sich in Schlachtordnung zu stellen. Bloß diesem

eben so regelmäßig als mit Schnelligkeit ausgeführten Manöver hatte der König den Sieg zu danken. Sorglos naheten sich die feindlichen Colonnen, an deren Spitze sich die Cavallerie befand, und man wollte damals behaupten, Soubise sey — wenigstens an diesem Tage — nicht willens gewesen zu schlagen, sondern nur das Netz erst auszuspannen, in das, nach seiner Ueberzeugung, die Preußen sich verstricken mußten. Eine Kette von kleinen Hügeln verbarg ihm die Bewegung der Armee des Königs, und also mußte der unerwartete stürmische Angriff der preußischen Cavallerie die französische eben so unvorbereitet finden, als die auf dem sogenannten Janus-Hügel aufgefahrne große Batterie die kaum mit 300 Schritt Distanz marschirenden Colonnen der Infanterie zerschmettern und dergestalt in Verwirrung bringen, daß es den feindlichen Feldherren unmöglich ward, solche zu entwickeln. Zwar versuchten sie, eine Stellung zwischen Tagewerben und dem Gehölze bei Obschütz zu nehmen; allein die Reichsarmee lief davon, und sobald Prinz Heinrich mit sechs Bataillonen vorrückte, die französische Infanterie in ihrer rechten Flanke angriff, und Seydlitz ihr mit seiner Cavallerie in den Rücken kam, ward die Verwirrung allgemein. Soubise wagte indeß den letzten Versuch, die Ordnung wieder herzustellen, indem er die Reiterei seines linken Flügels und der Reserve vorrücken ließ; allein diese erschien mehr, um die völlige Niederlage der Armee zu verkündigen, als Thätigkeit zu beweisen. Einige gut angebrachte Kanonenschüsse wiesen sie fast eben so geschwind zurück, als sie auf dem Kampfplatze sich zeigte. General St. Germain deckte noch mit Entschlossenheit die Flucht der völlig zerstreuten Armee.

Dies war der Ausgang einer Schlacht, die so merk-

würdig war, daß die Geschichte ihr keine ganz ähnliche an die Seite stellen kann. Die zweckmäßige Schnelligkeit, mit welcher die Franzosen unerwartet überrascht wurden, bewirkte ihre Flucht, vermehrte die Unordnung, und erweckte eine solche Furcht vor den Preußen, daß, als am folgenden Tage der König über die Unstrut setzte, und den Feind bis zum Eckartsberge verfolgen ließ, der französische Nachzug sein Geschütz verschiedentlich nur blind geladen abfeuerte, das Heer selbst aber sich bis in das Innere von Deutschland fast unaufhaltsam zerstreute. Ein ächter Charakterzug der französischen Nation! Ihr Muth geräth eben so geschwind in Feuer, als er wieder verlischt. Sie ist voll Hoffnung, wenn es zum Treffen geht, überläßt sich aber der Verzweiflung, sobald ein unerwarteter Zufall ihr in den Weg tritt. Der Franzose muß im Glücke seyn, wenn er geschickt seyn soll, neue Vortheile zu erringen *).

Ausgemacht bleibt es, daß nur Friedrich II, mit Hülfe seiner so geübten Truppen, einen so kühnen Streich wagen, und entscheidend auszuführen vermochte. Seine Kaltblütigkeit bei Annäherung des Feindes; seine Entschlossenheit bei der Wahl der Mittel, ihn nach seinem Lieblings-Systeme anzugreifen; sein zur rechter Zeit und auf dem eigentlichen

*) Am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, mit einigen Gefangenen vom Regiment Provence mich zu unterhalten. Als ich sie fragte, wo sie wohl meinten, daß ihre Armee gegenwärtig stehen möchte? so antwortete mir einer: „Wahrhaftig, mein „Herr, ich glaube, daß von unsern Truppen schon viele in Frank„reich angelangt sind.“ Ich mußte über das Inconsequente dieser Antwort herzlich lachen, zugleich aber den Franzosen bedauern, der in einer einzigen Nacht seine geschlagenen Waffenbrüder einen Sprung von 60 bis 70 Meilen machen ließ. —

Punkt angebrachter Angriff, die rastlose Fortsetzung desselben, um dem betroffenen Feinde keine Muße zu lassen sich zu ermannen; alles dieses, mußte ihm in eben dem Grade den Sieg verschaffen, als der Uebermuth der Befehlshaber der vereinigten Armee, ihre Geringschätzung des kleinen preußischen Heeres, ihre daher mit Sorglosigkeit und Uebereilung unternommenen Bewegungen, und insbesondere die Ueberraschung, sich hintergangen, unerwartet ins Feuer gezogen und selbst angegriffen zu sehen, ohne die Kunst zu verstehen, eben so geschickt zu manövriren, die Niederlage derselben nach sich ziehen mußte. Hätte Friedrich II — wie vielleicht mancher weniger entschlossene Heerführer — den Franzosen Zeit gelassen, ihn zu umgehen; oder hätte er es gewagt, sich im Angesicht eines ihm dreifach überlegenen Feindes zum Rückzuge über einen Fluß anzuschicken, wo ihm der Uebergang äußerst erschwert werden konnte: so würde wahrscheinlich seine kleine Armee, trotz ihrer geprüften Tapferkeit, dem Verderben nicht entgangen seyn. So aber legte er an diesem Tage die untrüglichsten Beweise seiner militärischen Kenntnisse ab, und hatte das Glück, seine entworfenen Dispositionen durch den Prinzen Heinrich, General Seydlitz und Obristen Moller von der Artillerie, meisterhaft ausgeführt zu sehen. Die besondere Geschicklichkeit, Einsicht und Entschlossenheit dieser berühmt gewordenen Feldherren trug nicht wenig zu dem Gewinn einer Schlacht bei, deren Andenken in den Jahrbüchern des Hauses Brandenburg unvergeßlich bleiben wird.

So sehr aber auch gleichzeitige Schriftsteller die Franzosen in Absicht ihres an diesem Tage bewiesenen Benehmens herabgewürdigt haben; so allgemein der Name Rosbach eine Satyre auf diese Nation geworden ist: so würde man

man doch sehr ungerecht handeln, wenn man dieser Mühe und Geschicklichkeit absprechen, und daraus den Verlust der Schlacht folgern wollte. — Schon in dem spanischen sowohl, als auch im östreichischen Erbfolgekriege hat das französische Militär, von Feldherren angeführt, deren Namen und glänzende Handlungen die Geschichte verewigt, Beweise abgelegt, daß es auch seine mächtigsten Feinde zu schlagen versteht; noch mehr aber durch seine Großthaten im letzten Jahrzehend unsers Jahrhunderts gezeigt, was es zu leisten vermag. Auch das geübteste, tapferste Heer kann zurückgeworfen werden, wenn z. B., wie bei Roßbach, Ueberraschung ein so genanntes panisches Schrecken verbreitet, und die Taktik der Heerführer nur sehr eingeschränkt ist. —

Die Schlacht bei Roßbach veränderte die Lage der Alliirten merklich. In Absicht Chursachsens war Friedrich II zwar nunmehr völlig beruhiget, allein er mußte befürchten, daß, wenn er seinen Marsch nach Schlesien angetreten haben würde, der nach Plünderung so lüsterne Herzog von Richelieu, seines gethanen Versprechens uneingedenk, dahin trachten möchte, die seinen Landsleuten beigebrachte Schlappe an den halberstädtischen und magdeburgischen Provinzen zu rächen. Die Convention von Kloster Seeven bot ihm dazu freie Hand. Man kannte seinen Durst nach deutschem Gelde; und wenn es wahr ist, was Voltaire behauptet, daß nämlich damals ein zwischen der Markgräfinn von Baireuth, Schwester des Königs von Preußen, und dem Cardinal Tensin unterhaltener Briefwechsel, einige Friedensvorschläge zum Gegenstande gehabt, der Hof zu Versailles aber solche mit Stolz verworfen habe: so scheint diese Besorgniß nicht ohne Grund gewesen zu seyn. In dieser Lage hielt der König es also für nothwendig, dem fran-

zösischen Heerführer andere Beschäftigungen zu geben; und dies konnte nicht sicherer bewerkstelligt werden, als wenn die gegenwärtig unthätige Armee der Verbündeten den Schauplatz des Krieges von neuem zu betreten gezwungen wurde.

Der Zeitpunkt, diese merkwürdige Unternehmung auszuführen, schien günstig. Im brittischen Ministerium war eine große Veränderung vorgefallen. Die bisher so überzeugende Sprache des Herrn Fox hatte vieles von ihrer Kraft verlohren, seitdem der so stark gedemüthigte Herzog von Cumberland die Armee ohne Erlaubniß des Hofes verlassen hatte. Er und seine Anhänger vermochten nicht mehr der Kabale zu widerstehen, die ihnen entgegen arbeitete. Fox legte also freiwillig seine Aemter nieder, und Herr Pitt, ein Mann von erhabenem Geiste und überzeugender Beredsamkeit war an seine Stelle getreten. Jetzt stellte man eine Vergleichung zwischen dem, die alliirte Armee betroffenen widrigen Schicksale und dem Siege bei Roßbach an. Jenes erregte ein lautes Murren, dieser machte zu London eine außerordentliche Sensation. Die Engländer vergötterten den König von Preußen, der mit einer Handvoll Truppen ihren Erbfeind so nachdrücklich gezüchtigt hatte; und nun sann man auf Mittel, den Schimpf, womit die Nation sich durch die Convention von Kloster Seeven für befleckt hielt, auf eine oder die andere Art zu verwischen. Es ist bekannt, mit wie wenig Aufmerksamkeit Richelieu solche abschloß; wie viel schwankendes und zweideutiges darin herrschte. Hiernächst hatte sich die Ratification des Vergleichs verzögert; und obgleich solche endlich von Seiten des französischen Ministeriums, und zwar — einige Tage nach der Schlacht bei Roßbach — erfolgte: so fehlte doch gegenwärtig die des Hofes zu St. James. Schon hatte dieser sich

gegen Friedrich II dahin erklärt, daß die berüchtigte Convention ohne seine Theilnahme geschlossen worden, es folglich in seiner Gewalt stehe, bei jetzt veränderten Umständen, die Verbindlichkeiten des Vergleiches einzugehen, oder nicht. — Da es nun den Monarchen nie an Vorwand fehlt, den Sinn ihrer eingegangenen Verbindungen nach den Umständen willkührlich zu biegen: so war auch diesmal nichts leichter, als die Nichtigkeit der abgeschlossenen Convention zu erweisen; ja das brittische Ministerium behauptete sogar, die Franzosen hätten solche zuerst gebrochen, indem sie, gegen den eigentlichen Wortverstand des darin aufgenommenen Artikels: daß alle Feindseligkeiten gänzlich aufhören sollten, sich dennoch allerlei Gewaltthätigkeiten, Ausschweifungen und Plünderungen erlaubt hätten. Es ward also beschlossen, die Armee der Verbündeten wieder in Bewegung zu setzen, um mittelst eines, den Franzosen lästigen Winterfeldzuges, die durch sie besetzten Länder von der Last zu befreien, welche sie so mächtig drückte.

So mächtig war Friedrichs II Einfluß im brittischen Parliamente, daß in beiden Häusern eine fast allgemeine Stimme für ihn sprach; es fehlte jedoch an einem einsichtsvollen Feldherrn, um die beschlossenen Unternehmungen glücklich auszuführen. Anfänglich war man unschlüssig, wen man zu einem so wichtigen Geschäfte erwählen sollte, da das Glück oder Unglück des Churfürstenthums Hannover, der braunschweigischen und hessischen Lande von den Talenten des neuen Befehlshabers abhing. Allein auch aus dieser Verlegenheit riß der König von Preußen. Diesem Fürsten war an der erneuerten Thätigkeit der Armee der Verbündeten eben so viel gelegen, als künftig mehrern Einfluß bei derselben zu gewinnen. Major Grand, den er mit der Nach-

richt von dem Siege bei Roßbach nach London sandte, erhielt daher den Auftrag, dem Herrn Pitt den Herzog Ferdinand von Braunschweig zum Heerführer zu empfehlen. Grand war ein gebohrner Schottländer; er verstand den Enthusiasmus seiner Landsleute zu nutzen, und sein Vorschlag ward um so williger angenommen, da die Empfehlung eines Eingebohrnen nicht verdächtig scheinen konnte. Pitt säumte nicht, den König von England sowohl als das Parliament dahin zu stimmen, sich den Herzog zum Anführer ihrer Armee in Deutschland auszubitten, und Friedrich II willigte sofort ein, obgleich er sich das Ansehen gab, als wenn er einer seiner besten Generale nur ungern von sich ließe. —

So ward dieser Prinz zu einem der ehrenvollsten Posten erhoben. Seine militärischen Talente, in Friedrichs Schule ausgebildet, machten ihn dessen eben so würdig als seine Tugenden, und in allem Betracht war keiner geschickter, eine aus so verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzte Armee anzuführen, in der Eintracht so selten ist, daß fast jede Geschichte eines verbündeten Heeres davon ein Beispiel vom Gegentheil aufstellte. Auch entsprach er durch sein kluges Benehmen, sowohl der Empfehlung des großen Kenners, als dem Zutrauen, welches Georg II in ihn setzte, vollkommen. Seine Feldzüge sind für den, welcher sich dem Kriegsdienste widmet, eben so lehrreich als das darin gegebene Beispiel einer praktischen Nachahmung werth ist.

IX.

Operationen des Herzogs von Bevern gegen die Oestreicher in Schlesien. Schlacht bey Breslau, den 22. November 1757.

Zwar hatte der nicht zu erwartende schnelle Rückzug der Russen aus Preußen in dem nördlichen Theile der preußischen Staaten die Ruhe geschwinder und mit weniger Aufwand hergestellt, als man hätte vermuthen sollen; zwar waren Sachsen und die Provinzen an der Elbe durch Friedrichs II Klugheit und militärische Talente gesichert worden: dagegen erforderte es gegenwärtig wirksamere Mittel, das Schicksal von Schlesien eben so glücklich zu entscheiden. In jenen Gegenden war das Glück mit im Spiele gewesen, hier aber mußte der König von Preußen zu gewaltsamern Maßregeln schreiten, wollte er die ihm beigebrachten Wunden aus dem Grunde heilen.

Als er die Lausitz verließ, um den Zug nach Thüringen anzutreten, blieb seine zur Beobachtung der Oestreicher zurückgelassene Armee noch 36,000 Mann stark. Der Herzog von Bevern, der den Oberbefehl über dieselbe hatte, behielt anfänglich seine einmal angenommene Stellung, um einen Mehlvorrath, den er von Dresden erwartete, an sich zu ziehen. Zehentausend Mann, die General Winterfeldt

anführte, standen jenseits der Neiße gegen den Grafen Nadasty; Prinz Franz von Braunschweig deckte mit 4000 Mann das Magazin von Bautzen, und mitten zwischen diesen beiden Abtheilungen war der Herzog mit 22,000 Mann bei Schönau gelagert.

So gewagt auch diese so ausgedehnte Stellung in Rücksicht auf die große Uebermacht des Feindes war; so verabsäumte letzterer doch, sich seiner Ueberlegenheit zu bedienen, um gegen eins dieser Corps etwas entscheidendes zu unternehmen. Prinz Carl von Lothringen, der seit der Eroberung von Zittau ganz unthätig gewesen war, schien erst wieder aufzuleben, als der Herzog, um die Gemeinschaft mit Schlesien besser zu erhalten, seine ganze Armee bis Görlitz zurückzog, dort auf der sogenannten Landeskrone — einem sehr erhabenen, die ganze umliegende Gegend übersehenden Berge — ein festes Lager nahm, und den General Winterfeldt ein anderes am rechten Ufer der Neiße bei Moys beziehen ließ. Jetzt glaubte der östreichische Heerführer die auf dem Rückzuge begriffenen Preußen verfolgen, und sie in die Nothwendigkeit versetzen zu müssen, die Oberlausitz gänzlich zu verlassen. Die Voraussetzung war ganz richtig, die Art der Ausführung aber ward nichts weniger als zweckmäßig eingeleitet. Prinz Carl konnte leicht urtheilen, daß der Herzog von Bevern den Weg nach Schlesien wählen mußte, weil er von seinem Magazine zu Dresden zu weit entfernt war; es wäre ihm daher ein Leichtes gewesen, diesen Marsch zu erschweren, den Uebergang über Queiß und Bober streitig zu machen, ja vielleicht gar die ganze Armee zu Grunde zu richten, wenn er der großen Anzahl seiner Truppen sich gehörig zu bedienen gewußt, oder — sie

hätte gebrauchen wollen. So beging er aber mehr as einen Fehler; und in der Folge setzte der Herzog über drei Flüsse nach Schlesien, ohne eine sonderliche Einbuße zu leiden. Ein Beweis, daß Prinz Carl, um sein Vorhaben auszuführen, wohl keinen zusammenhangenden, gut überdachten Operationsplan entworfen, vielmehr sich blos vorgenommen hatte, dem Herzoge zu folgen, wohin dieser ihm vorangehen würde.

Seine erste Unternehmung war indeß auf Bautzen gerichtet. Vielleicht glaubte er, den aus Dresden erwarteten Mehltransport noch dort zu finden; allein er kam zu spät. Der Obrist Chaussignon, welcher nach dem ihm ertheilten Befehle, das dortige Schloß auf das hartnäckigste vertheidigen mußte, verschaffte dem Prinzen Franz von Braunschweig Zeit, das Lager bei Görlitz zu erreichen. Der Herzog opferte hier einige hundert Freibeuter auf, die nach einer zweitägigen tapfern Gegenwehr sich zu Kriegsgefangenen ergaben, und erhielt dadurch die nöthigen Vorräthe, um allenfalls sein Heer den schlesischen Magazinen näher zu bringen.

Mit diesem geringen Vortheil zufrieden, äußerte Prinz Carl keine weitere Thätigkeit, bis der Fürst Kaunitz in seinem Hauptquartier eintraf. Maria Theresia sowohl, als auch der Hofkriegsrath, waren über die Unthätigkeit der großen Armee zu einer Zeit unwillig, da die Uebermacht der Franzosen, durch die Reichscontingente unterstützt, die nahe Eroberung von Sachsen und das Verderben Friedrich II anzukündigen schien. Bei den gegenwärtigen, so reitzend scheinenden Aussichten, wagten die Feinde des Prinzen, sein bisheriges Benehmen laut zu tadeln, und Kaunitz mußte

daher eine Reise nach Zittau unternehmen, um mit dem östreichischen Heerführer einen neuen, zweckmäßigeren Operationsplan zu verabreden. Bei der Anwesenheit dieses Vertrauten der Kaiserinn-Königinn erforderte es die Klugheit, eine größere Bereitwilligkeit blicken zu lassen, und ihm durch ein unter seinen Augen unternommenes glückliches Gefecht gewissermassen ein Compliment zu machen. Es ward daher beschlossen, einen Vorposten anzugreifen, den General Winterfeldt auf dem sogenannten Holzberge in eine Redoute gestellt hatte. Diese war nur mit zwei Bataillonen Grenadiere besetzt, und vor dem Lager bey Moys zu weit vorgeschoben, als daß sie bei einem unerwarteten Ueberfalle hätte gehörig unterstützt werden können. So geringe auch das Objekt war, welches die östreichischen Feldherren hier ins Auge faßten; so wenig wesentliche Vortheile auch die Eroberung dieser Redoute dem Ganzen gewähren konnte: so mußte doch, theils um ihr einen Grad von Wichtigkeit zu geben, theils um die Unternehmung nicht durchfallen zu lassen, General Nadasty diesen isolirten Vorposten mit nicht weniger als 15,000 Mann angreifen. Der Kampf war hitzig, und die Vertheidigung machte den Preußen Ehre. Winterfeldt war durch einen seiner Kundschafter von dem Vorhaben des Feindes unterrichtet worden; allein zu stolz auf seine Talente, verachtete er diese Nachricht um so mehr, da die Nacht, in welcher der Ueberfall geschehen sollte, bereits verstrichen war. Er befand sich eben in Görlitz, um mit dem Herzoge von Bevern Verabredungen zu nehmen, als man die ersten Kanonenschüsse fallen hörte. „Ha ha! — rief er aus — da sind „meine Gäste, nun will ich sie auch gut bewirthen.“ So-

gleich eilte er mit dem Regiment von Manteufel herbei, um durch seine Gegenwart die Grenadier zur Gegenwehr aufzumuntern, bis die von dem Herzog erbetene Unterstützung der Sache eine andere Wendung würde haben geben können. Nachdem er aber in dem Lager bey Görlitz nur eine zögernde Bereitwilligkeit bemerkte, und verschiedener kurz hinter einander an den Herzog abgefertigter Adjutanten ungeachtet nicht mehr Ernst wahrnahm, stürzte er wüthend in den Feind, ward durch die Brust geschossen, und endigte so nach einigen Stunden sein ruhmvolles Leben. Nach diesem Vorfall erstiegen die Oestreicher die Redoute, und machten einen Theil der Besatzung zu Gefangenen. Auf beiden Seiten war dies Gefecht sehr blutig, weil kein Theil dem andern weichen wollte: der obgleich nicht geringe, Verlust der Preußen würde indeß noch zu verschmerzen gewesen seyn, wäre nicht ihr tapferer Anführer gefallen.

Es ist nicht völlig entschieden, warum der für den preußischen Kriegsdienst sonst so enthusiastisch eingenommene Herzog von Bevern gerade jetzt die erbetene Unterstützung versagte, oder vielmehr verzögerte. Einige Zeitgenossen wollen — und zwar mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit — behaupten: „Die Ungnade welche der König, „nach dem unglücklichen Rückzuge des Prinzen von „Preußen von Böhmisch-Leipa, auf alle unter demselben „gediente Generale, mit ausdrücklichem Ausschlusse des Ge„nerals Winterfeldt, geworfen, habe den Herzog zu „einem unversöhnlichen Hasse gegen diesen Begünstigten ver„anlaßt. Dieser Haß habe noch mehr Nahrung erhalten, „als es dem Herzoge einleuchtend geworden, daß dieser Feld„herr angewiesen sei, bei seiner Armee eben die Rolle zu

„spielen, die er bei dem Heere des Prinzen von Preußen
„zu übernehmen beauftragt war. In dieser Voraussetzung
„habe ihn Winterfeldts — wahrscheinlich nach einer er-
„haltenen geheimen Instruction — geäußerte dictatorische
„Behauptung: man müsse die an der Neiße ge-
„nommene Stellung nicht eher verlassen, als
„bis der König aus Thüringen zurückgekom-
„men seyn werde, bestärkt, obgleich der Herzog die Un-
„möglichkeit, dieser zu weit ausgedehnten Forderung zu genü-
„gen, vollkommen eingesehen. Wenn nun Winterfeldt,
„gegen seine Meinung, den Posten auf dem Holzberge gewisser-
„maßen in Gefahr setzte: so sei es ihm vielleicht nicht unan-
„genehm gewesen, daß dieser ein Opfer seines Stolzes werde,
„zumal der Verlust dieses so weit vorgeschobenen Postens,
„auf das Ganze keinen wesentlichen Einfluß haben, vielleicht
„gar den so sehnlich gewünschten Rückzug nach Schlesien ver-
„anlassen konnte." „Andere — obgleich sie den Haß des
Herzogs gegen Winterfeldt einräumen —, „wollen in der
„Zögerung des letzteren bloß die Besorgniß auffinden, er
„dürfe dem, außer seinem Lager und jenseit der Neiße
„belegenen, nur als einen Beobachtungsposten anzuneh-
„menden Holzberg nicht mit Macht unterstützen, um
„nicht Gefahr zu laufen, unvermerkt auf ein anderes,
„minder günstiges Terrain geführt, dann von der ganzen
„östreichischen Armee angegriffen und wahrscheinlich geschla-
„gen zu werden."

Die übertriebene Stärke des zur Eroberung des Holz-
berges anrückenden feindlichen Corps, konnte den Herzog
leicht auf den Argwohn einer Ueberlistung gebracht haben,
und in seiner Lage war es höchst bedenklich, sich, ohne drin-

gende Noth, — denn der Besitz dieses isolirten Berges konnte keinem Theile wesentlich nützen — aus dem Vortheil des Terrains zu begeben. Sey es indeß, daß eine oder die andere Behauptung mehr oder weniger Grund hat; sey es, daß bei beiden die Wahrheit in der Mitte liegt, so kann man doch annehmen, daß die hier zusammentreffenden Umstände die Unternehmung des Feindes eben so begünstigen mußten, als sie zufälligerweise Winterfeldts zu frühen Tod veranlaßten *).

Die Nachricht von dem Tode dieses Helden erschütterte die Seele des großen Königs. Heftig fühlte er, wie viel er an ihm zu einer Zeit verlohr, da er die Erhaltung von Schlesien vorzüglich von seiner Geschicklichkeit erwartete. Eine

*) Winterfeldt war Soldat im ganzen Umfange des Worts, und Hofmann aus leidenschaftlichen Ehrgeize. Diese Talente verstand Friedrich II zweckmäßig zu benutzen, indem er ihm ein unbegränztes Vertrauen schenkte. Er bediente sich seiner als Feldherr und als Geschäftsmann, weil dessen unbedingte Ergebung in seinen Willen allen seinen geheimsten Wünschen entsprach. Schon in den ersten schlesischen Feldzügen hatte Winterfeldt sich den Feinden des Königs so furchtbar gemacht, daß, wenn er auf dem Kampfplatz erschien, sie jederzeit vor ihm wichen. Diese besondere Ehrfurcht hat auch seitdem sich in der östreichischen Armee theils erhalten, theils fortgepflanzt, so daß, als seine Leiche nach seinem Gute in Schlesien gebracht wurde, die feindlichen Vorposten, durch welche sie geführt werden mußte, dem erblaßten Helden vorzügliche militärische Ehrenbezeugungen erwiesen, und ihn bis Bolkenhayn unter ihre Bedeckung nahmen. Kein Ruhm bleibt zweideutig, sobald er selbst durch Feinde bestätigt wird; auch hat sein Andenken ihn überlebt, da der König, nach dem Beispiele der Römer und Griechen, solches durch eine ihm zu Ehren in Berlin, auf dem Wilhelmsplatze, errichtete Statüe verewigt hat.

wehmüthige Zähre und der Ausruf: gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden; aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt antreffen, — waren das Opfer, welches die Freundschaft den Manen des Verstorbenen brachte. Auch kann man wohl mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der Verlust dieses Generals ihn unendlich mehr schmerzte als der Tod des bei Prag gebliebenen Feldmarschalls Schwerin. Diesen ehrte er zwar als Feldherrn, war ihm, aber wegen seiner egoistischen Grundsätze, die seinen Meinungen nicht selten widersprachen, nicht gewogen. Jener aber war der Vertraute aller seiner Geheimnisse, und — der Liebling seines Herzens.

Nicht so schmerzhaft war Winterfeldts Tod dem Herzoge von Bevern. Obgleich er seinen militärischen Talenten alle Gerechtigkeit wiederfahren ließ; so war es ihm doch nicht unangenehm, sich von einem Manne befreit zu sehen, der seinem Plane, nach Schlesien zu ziehen und die dortige Provinz zu decken, stets entgegen war, und dem er um so mehr nachgeben zu müssen glaubte, da er denselben zu fest an die Gnade des Königs gefesselt wußte. —

Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß der Herzog das Peinliche der Lage, in welche ihn Winterfeldts Einfluß versetzte, wirklich empfunden haben mochte. Durch den unglücklichen Rückzug aus Böhmen belehrt, schien ihm die Forderung des Königs, bis zu seiner Zurückkunft sich gegen eine mehr als doppelt starke Macht in einer Gegend zu behaupten, wo, bei der mindesten Thätigkeit des Feindes, ihm die Gemeinschaft mit Schlesien so leicht abgeschnitten werden konnte, übertrieben. Von den sächsischen Magazinen war er zu weit entfernt; in der Lausitz befanden sich keine; 340 Wi-

spel Mehl, die er nach dem Abmarsche des Königs noch aus Dresden erhalten hatte, konnten die Armee nur auf gewisse Tage verpflegen; was war also natürlicher, als daß er den Unterhalt derselben aus Schlesien ziehen mußte. Sein ganzes Bestreben ging nunmehr dahin, sich diese Quelle nicht verstopfen zu lassen, um dadurch die ihm zugleich mit anempfohlne Sicherung dieser Provinz nicht aus den Augen zu verlieren. Wer einmal die Erfahrung erlangt hat, daß eine unzeitige Beharrlichkeit oft ein größeres Unglück herbeiführen kann; wer selbst in einer ähnlichen Lage gewesen ist, dem ist es wohl nicht zu verargen, wenn er mehr nach Regeln der Vorsichtigkeit handelt, als zuviel auf ein blindes Ungefähr rechnet. Gerade so verhielt es sich jetzt mit dem Herzoge von Bevern. Der Angriff auf den Holzberg schien ihm ein zu schneller Uebergang von der bisherigen Apathie des Feindes zur Thätigkeit zu seyn, um nicht davon auf größere Entwürfe zu schließen; und obgleich die eigentliche Veranlassung dazu dem Herzoge unbekannt geblieben seyn konnte; obgleich Nadasty den Holzberg, der ihm so viel Menschenblut gekostet hatte, am folgenden Tage wieder räumte; obgleich der Verlust dieses Postens keine wesentliche Veränderung in seiner Position verursachte: so mochte doch die Vorstellung, Prinz Carl könne ihm am Queis, eben so wie dem Prinzen von Preußen bei Zittau, zuvorkommen, in ihm so lebhaft geworden seyn, daß er sich entschloß, ohne Verzug die Ufer der Neiße zu verlassen, und die Armee nach Schlesien zu führen.

Man kann nicht in Abrede seyn, daß der Herzog hierbei etwas zu eilfertig zu Werke ging; denn es ist Thatsache, daß er sich nicht einmal die Zeit ließ, den in der Feldbäckerei bereiteten Teig verbacken zu lassen, vielmehr das, was nicht

davon transportirt werden konnte, preis gab. Dagegen glückte es ihm, ohne den mindesten Verlust zu leiden, mit der Armee über den Queis und Bober zu setzen. Die östreichischen Feldherren, welche einen so schnellen Rückzug nicht voraussetzten, vielleicht noch nicht beschlossen hatten, die Preußen von Schlesien abzuschneiden; es wohl gar gern sahen, daß sie diesen Weg einschlugen, um freie Hand zu haben, ihnen dahin zu folgen, begingen den großen Fehler: daß sie — welches doch völlig in ihrer Gewalt stand — ihnen den Uebergang über diese beiden Flüsse nicht streitig machten. Hätte der Prinz Carl die Entschlossenheit, oder vielmehr den Willen dazu gehabt: so mußte natürlicherweise die preußische, von ihren Magazinen getrennte Armee in die größte Verlegenheit kommen, und in dieser höchst wahrscheinlichen Hinsicht ist vorauszusetzen, daß der Herzog es seiner Lage angemessener fand, ohne Zeitverlust das Gewisse statt des Unsicheren zu wählen.

Sobald er den schlesischen Boden betreten hatte, richtete er seinen Marsch auf Liegnitz, wo er das erste Magazin antraf; und da er nun die Communication mit Breslau, Glogau und Schweidnitz wieder erlangt zu haben glaubte, so nahm er ein festes Lager hinter der Katzbach. Prinz Carl begnügte sich, ihn bis an den Bober zu folgen, und seinen Nachzug durch unbedeutende Scharmützel zu beunruhigen. Dann zog er gleichfalls nach Schlesien, blieb den Preußen über Löwenberg und Jauer stets zur Seite, kam ihnen aber auf dem Wege von Liegnitz nach Breslau zuvor, und ließ das, vor des Herzogs Lager belegene, verschanzte Bersdorf, einen ganzen Tag beschießen, ohne die darin befindliche Besatzung daraus vertreiben zu können. Jetzt aber sah der Herzog ein, daß es ihm unmöglich fallen werde,

Breslau zu erreichen, ohne eine Schlacht zu liefern. Diese zu wagen schien ihm um so bedenklicher, weil von deren Ausgang das Schicksal von Schlesien abhing; er, nach der zur Sicherung der schlesischen Festungen erfolgten Absendung verschiedener Abtheilungen seiner Armee, sich zu schwach fühlte, es mit einem so überlegenen Feinde aufzunehmen, noch mehr aber — des Vergangenen eingedenk — sich abermals Verantwortung zuzuziehen befürchtete. Gleichwohl lag an der Erhaltung von Breslau äußerst viel, da in diesem nur schwach besetzten Waffenplatz alles im Ueberfluß befindlich war, was zum Unterhalt und zur Versorgung einer Armee erforderlich ist. In diesem kritischen Augenblick ergriff indeß der Herzog eine Maßregel, die seinen Talenten Ehre machte. Die Klugheit rieth ihm nämlich, den Prinzen Carl zu hintergehen; ihm glaubwürdig vorzuspiegeln, daß er sich unter die Kanonen von Glogau zurückziehe; dagegen aber bei Diebau über die Oder zu setzen, längs dem rechten Ufer dieses Flusses Breslau zu erreichen, dem östreichischen Heerführer wieder bis an die Lohe entgegen zu rücken, und solchergestalt die Hauptstadt Schlesiens zu decken. Diese Unternehmung ward mit so vielem Glück und guter Disposition ausgeführt, daß Prinz Carl, in der Voraussetzung, die Eroberung von Breslau könne ihm nicht mehr fehl schlagen, es für ganz überflüssig hielt, die Preußen nach Glogau zu verfolgen *). Wie groß war aber sein Erstaunen, als er,

*) Verschiedene gleichzeitige Schriftsteller, ja selbst Friedrich II, haben es dem Herzoge von Bevern als einen großen Fehler angerechnet, daß er, statt seinen Marsch auf Breslau zu richten, nicht den Weg durch das Gebirge über Liebenthal nach Schweidnitz eingeschlagen habe. Daß letzterer dem Herzoge diesen Vorwurf machte, kann — nach allem dem, was wir über die bisherigen Be-

gegen alle Erwartung, den Herzog wieder zum Vorschein kommen, und hinter der Lohe sich verschanzen sah!

Dieser nicht vorausgesehene Streich erforderte andere Maßregeln, und dazu mußte der Prinz bald schreiten, weil die noch günstige Jahreszeit verstrich, und er sich die Mittel verschaffen mußte, Schlesien zu behaupten, wollte er nicht am Ende gezwungen seyn, noch vor Einbruch des Winters einen höchst unrühmlichen Rückzug nach Böhmen anzutreten. Unwillig, sein Projekt vereitelt zu sehen, faßte er den raschen Entschluß,

---

gebenheiten vorgetragen haben, — niemand befremden; dagegen aber scheinen mir die übrigen Schriftsteller weniger competente Richter zu seyn, nachdem ich die Gründe, welche der Herr General von Tempelhof im zweiten Theile seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, Seite 297 — 300, zur Rechtfertigung des herzoglichen Benehmens aufstellt, mit der Lage, worin sich dieser Prinz befand, verglichen habe. Aus diesen erhellet zur Genüge, daß derselbe zu der Zeit keinen bessern Entschluß fassen konnte, als sich nach Breslau zurückzuziehen, und von hier aus Schlesien zu decken. Daß die zu schnelle Eroberung von Schweidnitz, zu deren Belagerung man fünf bis sechs Wochen Zeit voraussetzen konnte, — da diese Festung zu ihrer Vertheidigung mit allem Erforderlichen versehen war — ihn in die unangenehme Lage versetzte, in die er in der Folge gerieth — und gewissermaßen gerathen mußte — ist eben so Zufall, als was Hr. von Tempelhof mit Scharfsinn bemerkt, wenn er a. a. O. Seite 299 sagt:

„Alle diese Gründe scheinen also zu erfordern, daß der Herzog sich eher nach Breslau als nach Schweidnitz ziehen mußte; „und da er bei seiner Ankunft bei Liegnitz zweifelhaft zu seyn „schien, welches von beiden er wählen müsse: so kann man es „mit unter die Glücksfälle dieses Krieges rechnen, daß ihn die „Oestreicher durch ihr Manöver in die Nothwendigkeit setzten, „diesen Entschluß vorzüglich vor allen andern zu fassen.“

Entschluß, die Preußen mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Allein seine Unterfeldherren bewiesen ihm das Gefahrvolle dieser Unternehmung, so lange man keinen Waffenplatz besäße, wohin man im Fall eines unglücklichen Ausganges seine Zuflucht nehmen könne. Dies Gutachten dämpfte seine erste Hitze eben so bald, als einige Augenblicke Ueberlegung, in denen er die Verbindungen, in welchen er mit seinem Hofe stand, überdachte, ihn auf andere Gedanken brachten. Sofort ward also die Belagerung von Schweidnitz beschlossen, und dem General Nadasty übertragen; Prinz Carl aber rückte mit seinem Heere bis Lissa vor, um die Bewegungen des Herzogs von Bevern zu beobachten.

Schweidnitz liegt ungefähr eine Meile vom Fuße des Gebirges, welches auf der Gränze zwischen Böhmen und Schlesien fortläuft, in einer angenehmen Ebene, die durch die an der Stadt vorbeifließende Weistritz und den Peilfluß durchschnitten wird. Schon seit Jahrhunderten war Schweidnitz befestigt; und obgleich nur ein mit gemauerten Thürmen und altväterischen Bollwerken versehener Wall diesen Ort einschloß, so machten doch im 16ten und 17ten Jahrhunderte diese geringen Befestigungswerke manche Belagerung nothwendig. Nach dem Dresdener Frieden sah Friedrich II diese Stadt als den Schlüssel von Schlesien an, und ließ sie nach einer von ihm selbst angegebenen neuen Erfindung befestigen. Auf der Landseite ließ er einige kleine Forts mit dazwischen gelegten Halbmonden, auf der Wasserseite aber ein Hornwerk erbauen. Diese Forts haben die Figur einer Sternschanze, sind mit einem tiefen Graben, einem bedeckten Wege und bombenfesten Kasematten versehen *). Da-

*) General Wallrabe, dem der König den Bau dieser Festung übertrug, war treulos genug, den Plan derselben dem Wiener Hofe,

mals waren diese freiliegenden Werke durch keine sogenannte Curtine zusammengehängt; vielmehr geschah dies erst in der Folge, da nach der Eroberung dieser Festung die Oestreicher, durch Erfahrung belehrt, die Vortheile dieser Verbindung einsahen, und den Anfang damit machten. Von dieser Art zu befestigen, hatte der König von Preußen eine so hohe Meinung gefaßt, daß er sich schmeichelte, selbst die regelmäßigste Belagerung könne jederzeit einen Zeitraum von sechs Wochen erfordern. Es war daher nichts gespart worden, diese Festung mit allem Erforderlichen bis zum Ueberflusse zu versehen; und da der Herzog von Bevern bei seinem Abzuge aus der Lausitz die Besatzung bis auf 6000 Mann verstärkt hatte, so fehlte es dem Commandanten, General Seers, an nichts zu einer tapfern Gegenwehr. Allein da während des siebenjährigen Krieges Schweidnitz dreimal belagert, und nur einmal überrumpelt worden ist: so scheint erwiesen zu seyn, daß, wenn einmal ein Fort erobert worden, die Stadt sich ergeben muß, weil die Einschließung derselben alsdann keinen erheblichen Widerstand mehr finden kann.

---

gegen eine ansehnliche Belohnung, in die Hände zu spielen. Sobald Friedrich II diese Verrätherei erfuhr, ließ er Wallrabe in Magdeburg in eben das Gefängniß einkerkern, welches derselbe im sogenannten Stern für Staatsgefangene erbauet hatte. Hier verlebte er viele Jahre unter strenger Aufsicht in der tödtendsten Einsamkeit, bis der Tod seinen Leiden, die man diesem Sybariten durch manches Raffinement fühlbarer zu machen wußte, ein Ende machte. Zwar hatte der König, nach entdeckter That, einiges in seinem anfänglich entworfenen Plane verändern lassen; allein diese Veränderungen konnten nicht sehr erheblich seyn, weil das Wesentlichste dieser neuen Befestigung bereits ausgeführt war, ehe der Verräther entdeckt und zur gebührenden Strafe gezogen wurde.

In dem vorbeschriebenen Zustande befand sich Schweidnitz, als Nadasty es mit einer Armee von 30,000 Mann berennte, in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Oktober die Laufgräben auf der Seite von Bögendorf eröffnen ließ, den Hauptangriff auf das Fort Nr. 3. und auf die zu seinen beiden Seiten belegenen Halbmonde, einen falschen aber auf das Fort Nr. 4. richtete. Diese Angriffe wurden so anhaltend fortgesetzt und so kräftig unterstützt, daß des lebhaften Feuers der Belagerten und eines von denselben unternommenen Ausfalls ungeachtet, die feindlichen Batterien zu Stande kamen, und diese das preußische Geschütz in wenig Tagen zum Schweigen brachten. Die Ziehung der zweiten Parallele und der Bau der Breschebatterien fand weniger Schwierigkeiten, und endlich ließ Nadasty die beiden angegriffenen Forts nebst dem dazwischen liegenden Halbmond zugleich stürmen. Es gelang ihm, diese nicht zusammenhangenden Werke zu umgehen, in die Bollwerkskehle zu fassen, und, obgleich mit einem ansehnlichen Verluste, zu erobern. Seers, außer Stand gesetzt sich länger zu vertheidigen, übergab die Festung mit einer reichen Beute an Geld, Mund- und Kriegsvorräthen.

In der beschränkten Lage, in welcher der Herzog von Bevern sich befand, that er keinen Schritt, oder vielmehr konnte er keinen wagen, um Schweidnitz zu entsetzen. Zwar hatte der König ihm befohlen, den Prinzen Carl anzugreifen, wenn dieser sich mit der Belagerung dieser Festung befassen würde; zwar hatte der Herzog dazu einen Versuch gemacht; zwar war es ihm gelungen, einen feindlichen Vorposten zurückzudrücken, allein die Schwäche seiner Armee schreckte ihn ab, diesen Versuch in eine förmliche Schlacht zu verwandeln, weil der Ausgang derselben ihm zu zweideutig schien.

Vielleicht glaubte er, Seers würde einen längern Widerstand leisten, und der König noch vor der Eroberung von Schweidnitz wieder zu ihm stoßen*); vielleicht rieth ihm seine eigene Besorgniß, nichts aufs Gerathewohl zu geben, da Friedrich II — wenn gleich derselbe zu dergleichen kühnen Unternehmungen keine hinlängliche Mittel hatte ertheilen können — ihm doch als König aus demjenigen bekannt war, was dem Prinzen von Preußen, ihm selbst und den übrigen Generalen, nach dem Rückzuge aus Böhmen begegnete. Hieraus läßt sich folgern, daß es dem Herzoge sicherer scheinen mußte, eine Schlacht anzunehmen als eine anzubieten.

Die Eroberung von Schweidnitz gewährte dem Prinzen Carl einen Waffenplatz, um seine in Schlesien angefangenen Operationen mit mehr Sicherheit fortzusetzen. Er war jetzt Meister vom Gebirge, und aller nach Böhmen führenden Pässe; konnte die ganze umliegende Gegend brandschatzen, und bei widrigen Ereignissen hatte er einen Zufluchtsort, um von dort aus seinen Rückzug zu decken. Alle diese erlangten Vortheile, imgleichen die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach, und von dem schnellen Marsche des Königs, riethen ihm, bei dem einbrechenden Winter, alles nach Möglichkeit zu beschleunigen, um festen Fuß in Schlesien zu behalten. Eiligst schritt er jetzt zur Ausführung seines schon vor der Belagerung gefaßten Vorhabens, die Preußen anzugreifen und sich der Stadt Breslau zu versichern, ehe Friedrich II Gelegenheit nähme, das hinter der Lohe verschanzte Lager durch

*) Dies war nicht unwahrscheinlich, wenn die Belagerten sich nur mit mehr Einsicht und Entschlossenheit zu vertheidigen verstanden hätten. An Mitteln dazu fehlte es ihnen gewiß nicht.

20,000 Mann der auserlesensten Truppen, noch mehr aber durch seine Talente zu verstärken. Ja, wollte Prinz Carl den Feldzug rühmlichst beschließen, so war keine Zeit mehr zu verlieren, indem jeder verabsäumte Tag ihm höchst gefährlich werden konnte.

Sogleich mußte Nadasty mit der zur Belagerung von Schweidnitz gebrachten Armee zu ihm stoßen, und sich über seinen rechten Flügel hinaus lagern. Mit dem Feldmarschall Daun wurde die zu entwerfende Disposition verabredet, und der 22ste November zum Tage des Angriffs bestimmt. Zwar war dieser mit mancher Gefahr verknüpft: allein in der Lage in welcher Prinz Carl sich befand, schreckten ihn weder der im Angesicht des Feindes zu unternehmende Uebergang über die Lohe, noch die Verschanzungen des Herzogs, noch die bekannte Tapferkeit der Preußen. An der Spitze von 80,000 Mann, mit einer großen Anzahl groben Geschützes versehen, glaubte er allen Schwierigkeiten Trotz bieten, und eine Armee von 25,000 Mann überwältigen zu können, wenn gleich er den Sieg, durch Vergießung vieles Menschenbluts, erkaufen müßte.

Die Stellung des Herzogs von Bevern, die Angriffe der Oestreicher, kurz alle einzelne Vorfälle der Schlacht bei Breslau sind in des Herrn von Tempelhof Geschichte des siebenjährigen Krieges*) sehr richtig geschildert; daher ich, um den Leser nicht mit einer Wiederholung zu ermüden, denselben darauf hinweise. Dagegen halte ich mich verbunden, einige Bemerkungen über das Benehmen des Herzogs, welches Herr von Archenholz so sehr herabwürdiget, zu machen, um den künftigen pragmatischen Geschichtsschreiber aller dieser Begebenheiten nicht irre gehen zu lassen.

*) Zweiter Theil, S. 203 — 310.

„Der Herzog“ — sagt Herr von Archenholz *) — „der seit Winterfeldts Tode große Unentschlossenheit ge„zeigt, und immer Fehler auf Fehler gehäuft hatte, war be„sonders jetzt voll Unruhe. Er verwarf den Rath eines nächt„lichen Ueberfalls, so wahrscheinlich auch der glückliche „Erfolg war, u. s. w.“ Daß, wenn gleich der Herzog die Wahl hatte, ob er die Armee nach Schweidnitz oder Breslau führen wollte, er dennoch den letztern Weg vorzog, und gewissermassen vorziehen mußte, haben wir in der auf der 223 und 224sten Seite befindlichen Anmerkung erwiesen, daß er dagegen, als er seine Stellung hinter der Lohe genommen hatte, und selbst in der Schlacht alles that, was man von seinen Talenten erwarten konnte, wird kein Sachkundiger leugnen; so sehr es auch diesem Prinzen an hinlänglichen Mitteln fehlte, mehr zu leisten. Die Verschanzungen seines Lagers standen gewissermaßen mit den Werken von Breslau in Verbindung, und in Rücksicht des ihm damals unter den Augen stehenden Feindes, hielt er sich in denselben für sicher genug, um ihm, obgleich nur mit der Hälfte Truppen, die Spitze zu bieten. Daß er auf diese Weise den Prinzen Carl volle sieben Wochen in Unthätigkeit erhielt, ist Thatsache. Nachdem aber das Belagerungs-Corps des Generals Nadasty vor Schweidnitz angelangt war, der großen Armee viel schweres Geschütz zugeführt hatte, und Breslau von der Seite der Olauer Vorstadt bedrohete, ward seine bisherige Lage merklich verändert. Jetzt war der Feind ihm dreimal überlegen; er ward gezwungen, den Theil seiner Verschanzungen, welcher die linke Flanke seines Lagers bis zur Nicolaus-Vorstadt einschloß, zu entblößen, um den General

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges, erster Theil, S. 198.

Ziethen dem General Nadasty entgegen zu stellen; seine gegenwärtig zu ausgedehnte Stellung verlohr viel von ihrer bisherigen Stärke, und diese seine damalige Lage, so wie der Mangel an grobem Geschütz, auch einige nicht vorauszusehende Nebenzufälle, trugen nicht wenig zum Verluste der Schlacht bei. Demungeachtet erwartete der Herzog den Angriff mit eben der Kaltblütigkeit, mit der er bei Lowositz, an der Spitze des tapferen Regiments von Itzenplitz, in den Feind drang, und völlig vorbereitet empfing er die Oestreicher. Daß aber seinen ertheilten Befehlen nicht immer zweckmäßig Folge geleistet wurde; daß z. B. die vor dem Dorfe Gräbichen angelegte Redoute zu früh verlassen ward; daß dadurch der Feind Gelegenheit bekam, die ganze Linie der Preußen mit seinem groben Geschütz zu flankiren; daß der General Lestwitz, dem die Unterstützung der angegriffenen Posten anvertraut war, zu lange zögerte, und dem Feinde zu viel Zeit ließ, zur Eroberung derselben seine ganze Macht anzuwenden, sind Zufälle, die dem Herzoge nicht zur Last gelegt werden können, sein Schicksal jedoch gewissermaßen entschieden. Denn obgleich er noch einen kühnen Versuch machte, dem Prinzen Carl die bereits durch Uebermacht errungenen Lorbeern wieder zu entreißen, zwanzig schon sehr mitgenommene Bataillone und einige Cavallerie zusammenraffte, und mit vieler Entschlossenheit gegen die bereits verlorenen Posten anführte: so wollte es ihm doch nicht gelingen, die Oestreicher wieder daraus zu vertreiben; sie hatten schon zu festen Fuß gefaßt, und dehnten ihre nachrückenden Colonnen immer weiter aus.

Daß — wie Herr von Archenholz behaupten will — der Herzog den ihm ertheilten Rath eines nächtlichen Ueberfalls verwarf, ist nicht zu verbürgen: vielmehr ist es That-

sache, daß er mit einbrechender Nacht zum General Ziethen ritt, um mit demselben dieses Wagestück zu verabreden. Allein dieser Zeitpunkt ward für ihn der schrecklichste, so wie der unerwartetste dieses Tages. Von beiden Seiten hatte das Feuern aufgehört; die Preußen — man weiß nicht eigentlich, durch welche Veranlassung? — hatten das Schlachtfeld verlassen, und sich bis unter die Kanonen von Breslau zurückgezogen. Bei seiner Zurückkunft fand sie der Herzog bereits bei der Vorstadt des heil. Nicolaus. Außer sich über diesen nicht vorausgesehenen Vorfall, nicht mehr im Stande, mit den geringen Ueberbleibseln seines entkräfteten und muthlos gewordenen Heeres weder den beschlossenen Ueberfall auszuführen, noch dem Prinzen Carl länger zu widerstehen, blieb ihm nichts mehr übrig, als seine bis auf ungefähr 16,000 Mann zusammengeschmolzene Armee über die Oder zu führen, und zum fernern Dienste seines Monarchen sicher nach Glogau zu bringen. Zwar stand der noch vor der Schlacht bei Sandberg über die Oder gegangene, und während derselben bis Ostritz vorgerückte östreichische General Beck ihm im Wege; als er aber solchen zurückzutreiben hoffte, und in dieser Absicht noch vor Tages Anbruch dessen Stellung recognosciren wollte, stieß er auf einen feindlichen Vorposten, und ward gefangen. —

Ob in seiner damaligen Lage der Herzog mehr leisten konnte, als er wirklich that, überlasse ich dem Urtheil eines unpartheiischen Publikums. Jeder Sachkundige wird — wie ich mir schmeichle — mit mir eingestehen müssen, daß es ein Glück für den König von Preußen war, daß der Herzog den Entschluß faßte, den Rest der geschlagenen Armee nach Glogau zu führen; denn es ist noch nicht unumstößlich gewiß, daß der nächtliche Ueberfall, wenn er ihn wirklich

gewagt hätte, so ganz unfehlbar glücklich gewesen seyn würde, als Hr. v. Archenholz voraussetzt. Man stelle sich eine Armee vor, die durch die am Tage der Schlacht ausgestandenen Strapazen entkräftet, und durch die erlittenen Widerwärtigkeiten muthlos geworden war; man bedenke das Unbequeme eines nächtlichen Gefechts und die damit fast unzertrennliche Unordnung; man beherzige, daß, wenn dieser Ueberfall mißlang, die ganze Arme leicht aufgerieben werden konnte, und dann fälle man ein bestimmtes Urtheil, ob der Herzog nicht besser that, dem Könige 16 bis 17000 Mann zu erhalten, zumal da ihm bekannt war, daß derselbe nur noch die 20,000 Mann zu seiner Disposition hatte, welche er aus Sachsen herbeiführte. — Ohne die geretteten Trümmer der Bevernschen Armee würde wahrscheinlich Friedrich II die Schlacht bei Leuthen nicht haben liefern können. Bei Prüfung der Thatsachen ist es daher Pflicht des Geschichtsforschers, alle dabei eingetretenen einzelnen Umstände genau zu erwägen, sie mit andern zu vergleichen, und dann erst das Resultat daraus zu ziehen *).

Damals ward fast allgemein behauptet, der Herzog sey mit Vorbedacht auf die feindlichen Vorposten zu geritten, um bei dieser Gelegenheit gefangen zu werden. Wir wollen nun dieser Sage zwar nicht völlig Glauben beimessen, weil es sich wohl zutragen konnte, daß er in der Dämmerung sich zu weit vor wagte; allein einige nicht unwahrscheinliche Voraussetzungen scheinen doch dieser Muthmaßung einigen Eingang zu verschaffen. Dem Herzoge war die Erhaltung von

*) Was ich hier zur Rechtfertigung des Herzogs von Bevern angeführt habe, beruhet auf dem Zeugniß einiger Augenzeugen, die im Stande waren, ein eben so richtiges als unpartheiisches Urtheil zu fällen.

Schlesien anvertraut; diese schien durch den Verlust der Schlacht bei Breslau gänzlich vereitelt. Er war der erste preußische Feldherr, der in diesem Kriege das Unglück gehabt hatte, völlig geschlagen zu werden; er sahe den Verlust der Schlacht als den traurigen Vorboten des Unterganges des Staats an, und mußte daher befürchten, in dem Könige einen unerbittlichen Richter seiner Handlungen anzutreffen, wenn gleich das Bewußtseyn, nichts verabsäumt zu haben, um mit der ihm untergeordneten geringen Armee einer so großen Uebermacht zu widerstehen, sein bester Sachwalter seyn konnte. Man denke sich ferner, in welche Gemüthsverfassung alle diese Betrachtungen ihn versetzt haben mußten; man nehme an, daß er die Recognoscirung ganz allein, und nur in Begleitung eines Reitknechts unternahm, und dann wird man es schwer über sich gewinnen können, sich gegen das Urtheil des Publikums zu erklären *).

Die unmittelbare Folge der Schlacht war die Eroberung von Breslau. General Lestwitz übergab diese Festung gleich auf die erste Aufforderung gegen einen ihm zugestandenen freien Abzug. Er sowohl, wie der unter ihm kom-

---

*) Dem Herzoge war die Härte, mit welcher der König seinem leiblichen Bruder nach seinem Rückzuge aus Böhmen begegnete, erinnerlich, und noch mochte der damals gegen die übrigen Feldherren ergangene Ausspruch: „Sie verdienten, daß er ihnen die Köpfe vor die Füße legen ließe,“ ihm in die Ohren donnern. Wäre es daher einem Menschen, geschweige einem Heerführer, dem, so wie dem Herzoge, die Ehre das schätzbarste Kleinod war, zu verdenken gewesen, wenn er in die Versuchung gerathen wäre, sich einem harten Arrest oder gar einem schimpflichen Tode zu entziehen, da es noch in seiner Gewalt stand, unter einem das größere Publikum täuschenden Anstande einen solchen Schritt zu wagen?

mandirende General Kyau, mußten dafür mit einem harten Arreste büßen, und aus diesem Beispiele läßt sich schließen, welches Schicksal der aufgebrachte König dem unglücklichen Herzoge von Bevern bereitet haben würde, hätte er ihn damals in seiner Gewalt gehabt Nur der glückliche Ausgang der Schlacht bei Leuthen mäßigte einigermaßen Friedrichs Zorn. Dagegen wurde dem Herzoge, während seiner Gefangenschaft, von dem Wiener Hofe mit aller nur ersinnlichen Achtung begegnet, bald darauf ward er, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit der Kaiserinn-Königinn, ohne Ranzion auf freien Fuß gestellt; und obgleich er auf eine Zeitlang nach seinem Gouvernement zu Stettin verwiesen wurde, so bewies er doch auch dort seine Thätigkeit gegen die Schweden mit dem ihm so eigenthümlichen patriotischen Eifer, bis man ihn im Jahre 1762 aufs neue zur Armee berief, wo er Gelegenheit erhielt, sich besonders auszuzeichnen.

X.

Schlacht bei Leuthen, den 5. December 1757.

Während der Zeit, daß die im vorhergehenden Abschnitte erzählten unglücklichen Vorfälle sich ereigneten, hatte der König von Preußen schon den Marsch nach Schlesien angetreten, um dort der Uebermacht der Oestreicher ein Gegengewicht zu geben. Der Sieger bei Roßbach kannte die Gefahren welche dieser seiner Provinz droheten; er säumte also nicht, das gegen feindlichen Unternehmungen von Wichtig-

keit nunmehr gesicherte Sachsen zu verlassen, um mit ungefähr 14,000 Mann dem Herzoge von Bevern zu Hülfe zu eilen. So rastlos er aber auch den Marsch seiner Truppen beschleunigte, als er den Verlust von Schweidnitz erfuhr; so zweckmäßig er auch solchen in einem Lande, wo er keine Magazine vorfand, durch andere weise Maßregeln unterstützte: so war doch die Entfernung zu groß, als daß er zeitig genug hätte ankommen können, um dem, was geschahe, vorzubeugen. Seit der Schlacht von Kollin schien das Schicksal ihn bestimmt zu haben, verschiedene Länder zu durchziehen, um den verschiedenen Anfällen seiner mächtigen Feinde zu begegnen. So sahe man ihn unlängst von Zittau nach Erfurth, und gegenwärtig von der Unstrut bis an die Oder seine Armee führen. Dort war es ihm geglückt, mit 22,000 Mann 70,000 zu schlagen und zu zerstreuen; jetzt hoffte er sein bei Breslau stehendes Heer noch unangefochten zu erreichen, die Saumseligkeit des Prinzen Carl von Lothringen zu bestrafen, und Schlesien den dort den Meister spielenden Oestreichern wieder zu entreißen.

Schon hatte er, als er durch die Oberlausitz zog, die fliegenden Corps der feindlichen Generale Haddik und Marschall vertrieben; schon hatten diese sich schleunig nach Böhmen zurückgezogen, um den Feldmarschall Keith, den der König mit 6000 Mann nach Leutmeritz hatte ziehen lassen, von der Zerstörung des dortigen Magazins und der prächtigen Elbbrücke abzuhalten; schon stand der König am Queis, als er die traurige Botschaft von der verlohrnen Schlacht, dem Verlust von Breslau, dem Rückzuge seiner Armee nach Glogau, und daß Prinz Carl das verschanzte Lager hinter der Lohe bezogen habe, erhielt. So viele auf einander gedrängte Unglücksfälle hätten manchen andern Heerführer nie-

dergeschlagen, und bei dem schon einbrechenden Winter ge-
wiß veranlaßt, bloß die Ueberbleibsel der geschlagenen Armee
an sich zu ziehen, und zu dem künftigen Feldzuge neue Kräfte
zu sammeln. So dachte aber Friedrich II nicht. — Statt
ihn zu Boden zu drücken, erweckten die so schnell auf einander
gefolgten Schläge des Unglücks bei ihm eine außerordentliche
Energie. Seit Kollin mit Widerwärtigkeiten schon bekannter
geworden, hatte er sich auch zur Ertragung der Leiden abge-
härtet; und da er schon die Erfahrung gemacht hatte, daß
das Glück ihm nicht jederzeit den Rücken zukehre, wenn er
solches durch Klugheit sich geneigt zu machen suche; so blieb
ihm stets ein Stral von Hoffnung übrig, den erlittenen Ver-
lust durch anderweitige Siege verwischen zu können. Sich
dazu anzuschicken, glaubte er, sey keine Zeit mit weitläufti-
gen Ueberlegungen und Betrachtungen zu versplittern; viel-
mehr hielt er dafür, daß bei großen Unternehmungen, wo
nur ein großer Entschluß zu fassen sey, zu viele Vorsichtig-
keit aufhöre — Klugheit zu seyn. Wirklich schwang er
sich auch über sein trauriges Schicksal muthig empor, und
zeigte zu aller Erstaunen, jetzt mehr Seelengröße als zur Zeit
seines ununterbrochenen Glücks.

Weder die geringe Anzahl seiner Truppen, noch die
Muthlosigkeit die er bei der geschlagenen Armee voraussetzen
mußte, weder die Gefahr, mit welcher der Uebergang über
die Lohe, und der Angriff des feindlichen starken, mit mehr
denn 80,000 Mann besetzten Postens verknüpft war, noch
der Gedanke, daß, wenn er das Unglück haben sollte die
Schlacht zu verlieren, er völlig zu Grunde gerichtet seyn
würde, konnten seine große Seele herabstimmen. Entschlos-
sen zu siegen oder zu sterben, brach er von Naumburg am
Queis auf und eilte nach Parchwitz, wo General Ziethen

mit dem Reste der ehemaligen Bevernschen Armee zu ihm stieß. Was ihn inzwischen am meisten bekümmerte, war der Mangel an schwerem Geschütz. Der größte Theil desselben war in den Schlachten von Kollin und Breslau verlohren gegangen; und da bei der jetzigen Art Krieg zu führen, das Geschütz keinen geringen Antheil an dem Ausgange eines Treffens hat: so befürchtete er, daß ohne dessen Hülfe selbst seine künstliche Manöver nicht den sichersten Erfolg haben würden. Gleichwohl war in der Geschwindigkeit dergleichen nicht herbeizuschaffen, da Schweidnitz und Brerlau, wo die Depots sich befanden, dem Feinde zu Theil geworden waren; wenn indeß die Noth am größten zu seyn scheint, ist gemeiniglich der Mensch am erfinderischsten; und da ein jeder Patriot, durch die bisherigen Widerwärtigkeiten des Königs, bis zum Enthusiasmus theilnehmend ward: so fand sich auch ein Mann*), der den Vorschlag that, 20 Batterienstücke von Glogau kommen zu lassen, solche gehörig zu bespannen, und so wie es bisher mit den sogenannten schweren Zwölfpfündern üblich war, mit dem angreifenden Theile der Armee vorrükken zu lassen. Friedrich II stutzte über diesen wirklich kolossalen Gedanken, und hielt ihn fast für unausführbar, weil bis jetzt noch kein Beispiel aufzuweisen war, daß dergleichen schwerfällige Maschinen zugleich mit der avancirenden Linie fortgeschafft und gebraucht worden wären; da ihm indessen äußerst daran gelegen war, sich mit allem Erforderlichen zu versehen, um wo möglich den Sieg zu erzwingen, so willigte er in den Vorschlag. Der Erfolg hat erwiesen, daß dies grobe Geschütz mit dem besten Nutzen angebracht ward, und nicht wenig zum Gewinn der Schlacht beitrug, obgleich das

*) Der General von Retzow.

Fortbringen desselben sowohl, wie dessen geschickte Behandlung, vielen Beschwerlichkeiten ausgesetzt blieb.

So war die Lage des Königs beschaffen, als er seine kleine Armee über die Katzbach führte, und sie nach einem so langen und beschwerlichen Marsche einige Erholung genießen ließ, um sie zu den bevorstehenden Gefahren vorzubereiten. Groß waren diese in der That; und wenn man sich in die damalige Situation beider Armeen hineindenkt, so muß man gestehen, daß ein fast übernatürlicher Muth dazu gehörte, solche zu bestehen. Nur der kritische Zustand, in welchen der König durch die unglückliche Schlacht bei Breslau sich versetzt sah, zwang ihn, in einer äußerst verzweifelten Angelegenheit, zu den verzweifeltsten Mitteln zu greifen. Wären die Oestreicher in dem festen Posten hinter der Lohe stehen geblieben, so war freilich, selbst bei der größten Anstrengung, der Sieg weniger denkbar, als die völlige Auflösung der geringen Anzahl der angreifenden Preußen. Nach der bekannten vorsichtigen Art zu handeln, welche die feindlichen Feldherren bisher beobachtet hatten, zu urtheilen, ließ sich nicht erwarten, daß sie einen andern Entschluß fassen würden, wenn gleich eine dreifach stärkere Macht sie zu größern Unternehmungen berechtigte. Friedrich II setzte nichts gewisser voraus, und ging daher dem Schicksale mit eben so vieler Gelassenheit als festem Schritt entgegen. Seine militärischen Kenntnisse, der Muth und die Disciplin seiner Truppen, deren Kern ihm noch übrig blieb, die Geschicklichkeit seiner Feldherren und Officiere, besonders aber die Hoffnung zur Wiederkehr des Glücks, und daß Prinz Carl ihm irgend eine Blöße geben würde, aus der er Vortheile ziehen könnte, waren die Stützen, auf die er sich verlassen zu können glaubte. Gleichwohl schien es ihm mit darauf anzukommen,

seiner Armee die Nothwendigkeit, das Aeußerste zu wagen, begreiflich zu machen, den Enthusiasmus für seine Person und das Vaterland zu erwecken, und dadurch ihre bekannte Tapferkeit zu stählen. In dieser Absicht berief er seine Generale und Staabsofficiere zu sich, und mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit, und mit seelenvollem Ausdruck hielt er ihnen jene sehr merkwürdige Rede, deren Hauptinhalt mir unvergeßlich geblieben ist. Noch nach einer langen Periode von Jahren, da ich dies schreibe, belebt sie meine Empfindungen für den größten König und Menschen, wenn ich jene mir so wichtige Epoche meines Lebens in meiner Einsamkeit überdenke. —

„Ihnen, meine Herren," — so redetete der König die Versammlung an — „ist es bekaunt, daß es dem Prinzen „Carl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu „erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen, und „sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker „Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt, und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verlohren gegangen, und meine „Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen seyn, „setzte ich nicht ein unbegränztes Vertrauen in ihren Muth, „ihre Standhaftigkeit und ihre Vaterlandsliebe, die sie bei „so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne „diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der „innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner „unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle „Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an „dem mangeln lassen, was der Staat von ihrer Tapferkeit

„zu

„zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; „ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die „Oestreicher in dem Besitz von Schlesien. Lassen Sie es „sich also gesagt seyn: ich werde gegen alle Regeln der Kunst „die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl an- „greifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von „der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres ge- „wählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herz- „haftigkeit meiner Truppen, und die richtige Befolgung „meiner Disposition zu überwinden suchen. Ich muß „diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir „müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batte- „rieen begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. „Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der „Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den „Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie „ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Ge- „horsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens beden- „ken, daß Sie Preußen sind: so werden Sie gewiß sich die- „ses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder „der andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren „mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied er- „halten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."*)

Diese Rede des Königs durchströmte die Adern der an- wesenden Helden, fachte ein neues Feuer in ihnen an, sich

---

*) Dieser besondere Zusatz war der Rath, den General Wo- bersnow dem Könige gab, als dieser bekümmert schien, ob auch seine Officiere bereit seyn würden, sich mit ihm in die bevorstehenden augenscheinlichen Gefahren willig zu stürzen? Friedrich milderte indeß den Ausdruck, dem Wobersnow die stärkste Energie d. h. ein H—t der mir nicht folgt, zu geben vorschlug.

durch ausgezeichnete Tapferkeit hervorzuthun, und Blut und Leben für ihren großen Monarchen aufzuopfern, der diesen Eindruck mit der innigsten Zufriedenheit bemerkte. Eine heilige Stille, die von Seiten seiner Zuhörer erfolgte, und eine gewisse Begeisterung, die er in ihren Gesichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit seiner Armee. Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von „Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre „treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben, „und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen „können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun „ins Lager, und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie „jetzt von mir gehört haben."

So lange hatte Friedrich II in dem Tone der Ueberzeugung geredet, um den Enthusiasmus seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König, und kündigte die Strafen an, die er über diejenigen verhängen wolle, die ihre Schuldigkeit verabsäumen würden. „Das Regiment Cavallerie" — sagte er — welches nicht „gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den „Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen, „und mache es zu einem Garnison-Regimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu „stocken anfängt, verliehrt die Fahnen und die Säbel, und „ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. „Nun leben Sie wohl, meine Herren: in Kurzem haben wir „den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder."

So verstand der große König die seltene Kunst, zu einer und eben derselben Zeit Zutrauen zu erwecken und Gehorsam

einzuprägen. Seine Beredsamkeit und ein gewisser gemessener Ausdruck, den er auf seine Reden zu legen wußte, waren so hinreißend, daß — ich will es kühn behaupten — auch der roheste, gefühlloseste Mensch, ja selbst derjenige, der mit ihm unzufrieden zu seyn gegründete Ursache haben mochte, enthusiastisch für ihn werden mußte, wenn er Friedrich so aus dem Herzen reden hörte.

Die Begeisterung, die er der Versammlung einzuflößen gewußt hatte, ergoß sich bald über alle übrige Officiere und Soldaten der Armee. Im preußischen Lager ertönte ein lauter Jubel. Die alten Krieger, die so manche Schlacht unter Friedrich II gewonnen hatten, reichten sich wechselseitig die Hände, versprachen einander treulich beizustehen, und beschworen die jungen Leute, den Feind nicht zu scheuen, vielmehr seines Widerstandes ungeachtet, ihm dreist unter die Augen zu treten. Man bemerkte seitdem bei jedem ein gewisses inneres Gefühl von Festigkeit und Zuversicht; gemeiniglich glückliche Vorboten eines nahen Sieges. Mit Ungeduld erwartete das Heer den Befehl zum Aufbruch, und diese kleine Schaar — wiewohl auserlesener Soldaten — ging willig und zufrieden ihrem Schicksal entgegen. Was konnte nicht der König mit solchen Truppen ausrichten, und was bewirkte nicht durch sie sein fruchtbares Genie! Er nutzte aber auch den Enthusiasmus seiner Armee, brach von Parchwitz auf, und richtete seinen Marsch auf Neumark.

Von nun an schien das Glück, welches seit der Schlacht bei Kollin dem Könige von Preußen so manchen bösen Streich gespielt hatte, sich wieder mit ihm aussöhnen zu wollen: ja man muß sogar voraussetzen, daß die Vorsehung beschlossen hatte, ihn nicht fallen zu lassen; denn sie lenkte seine Angelegenheiten so zu seinem Vortheile, daß er nun mit mehr

Gewißheit hoffen durfte, sich mit Ehren aus dem verworrensten Handel zu ziehen.

Bei den für die Oestreicher so glücklichen Ereignissen, die so rasch auf einander folgten, war es sehr natürlich, daß der Muth des Prinzen Carl von Lothringen sich von Tag zu Tage heben mußte. Sein kürzlich erfochtener Sieg, die Eroberungen von Schweidnitz und Breslau, so wie die gegründete Hoffnung, der Kaiserinn-Königinn eine ihr vor sechszehn Jahren entrissene Provinz wieder zu verschaffen, mußten das Bewußtseyn seiner erlangten Ueberlegenheit eben so reizen, als die Schmeicheleien derjenigen, die ihm zur gänzlichen Niederlage der anrückenden wenigen Preußen, und zu der völligen Eroberung von Schlesien schon im voraus Glück wünschten. Zu dieser großen Begebenheit schienen wirklich die vortheilhaftesten Aussichten vorhanden zu seyn, und diese Epoche konnte unstreitig die glänzendste in dem Leben des Prin en werden, hätte er die Kunst verstanden, solche gehörig herbeizuführen, Fest hatte er beschlossen, durch die Vernichtung der preußischen Armee seinen Feldzug zu krönen; allein über die zweckmäßige Ausführung dieses Plans konnte man im östreichischen Hauptquartiere noch nicht einig werden. Feldmarschall Daun und mehrere Generale, die unter seinem Befehle gestanden und die Erfahrung gemacht hatten, welch einen sichern Damm ein gut gewählter fester Posten dem heftigen Ungestüme des Königs entgegen zu setzen vermochte, riethen, denselben in dem verschanzten Lager hinter der Lohe zu erwarten, und seine kleine Armee durch das zahlreiche Geschütz zu zerschmettern; andere hingegen hielten es unter der Würde des Siegers bei Breslau, gegen ein so sehr zusammengeschmolzenes Heer vertheidigungsweise zu verfahren. So wenig man in der ersten Meinung die Denk- und Hand-

lungsweise des deutschen Fabius verkennt; so wahrscheinlich es auch bleibt, daß dieser Rath seines grausamen Zweckes nicht leicht verfehlt haben würde: eben so wenig kann man die zweite tadeln, wenn man die große Ueberlegenheit der Oestreicher und das Glück mit in Anschlag bringt, welches bisher den Prinzen Carl begleitet hatte. General Luchesy, der an der Spitze verschiedener Feldherren Dauns Behauptung — mehr durch Schmeichelei als durch Gründe — zu entkräften suchte, bemühte sich, den Prinzen seiner Meinung geneigter zu machen, indem er demselben vorstellte: „es „würde ihm wenig Mühe kosten, den König von Preußen zu „überwinden; er werde demselben gewiß den letzten Stoß „geben, und ihn dadurch zwingen um Frieden zu bitten; diese „ausgezeichnete Ehre schiene das Schicksal ihm vorbehalten „zu haben; es sey ihm bekannt, was die Bevernsche Ar„mee in der letzten Schlacht eingebüßt habe; er wisse, daß „die in Breslau zurückgelassenen Regimenter bei ihrem Ab„zuge größtentheils auseinander gelaufen wären; daß die „dem General Ziethen nach Glogau gefolgten Truppen „nicht 15,000 Mann ausmachten; daß der König höchstens „eben so viel anführe, und daß folglich die Berlinische „Wachtparade*) dem beträchtlichen siegreichen Heere des „Prinzen auf keine Weise zu widerstehen vermöge. Nach „zwei verlornen Schlachten sey der Muth der Preußen ge„sunken, das östreichische Geschütz dem ihrigen merklich über„legen, der Soldat voller Feuer, und man dürfe sich nur „zeigen, so sey der Sieg und die Zerstreuung der Feinde eben „so gewiß, als daß man die Winterquartiere bis an die bran-

---

*) So nannten damals die Oestreicher spottweise die preußische Armee.

„denburgischen Gränzen ausdehnen, ja selbst Berlin zittern „machen werde." Diese und ähnliche übertriebene Schmeicheleien, womit man den Prinzen täglich unterhielt, die besonders an seiner Tafel noch mehr Gewicht erhielten, munterten Carls natürlich-feurigen Charakter dergestalt auf, daß er aller Vorstellungen des vorsichtigen Feldmarschalls Daun ungeachtet, dem König entgegen zu gehen kein Bedenken trug *).

Verschiedene gleichzeitige Schriften machen es dem Prinzen Carl von Lothringen zum Vorwurf, daß er den Entschluß faßte, die preußische Armee anzugreifen, da es doch sicherer für ihn gewesen seyn würde, ihren Angriff in seinem festen Posten hinter der Lohe zu erwarten. Wenn man aber das große, mit dem bisherigen Glücke geparte Uebergewicht der Oestreicher erwägt; wenn man ferner bedenkt, daß es wirklich unter der Würde eines so mächtigen Heeres war, sich gegen einen an Anzahl so geringen Feind in unangreifliche Verschanzungen einzuschließen, zumal es eine fast allgemein behauptete Wahrheit bleibt, daß der angreifende Theil jederzeit Vortheile über den sich vertheidigenden behält; so kann man es nicht geradezu ein Versehen des Prinzen Carl nennen. Sein kürzlich erfochtener Sieg, die übrigen Vortheile, die er erlangt hatte, noch mehr aber als alles dies, der Wunsch, das Schicksal Schlesiens auf einmal zu entscheiden, berechtigten ihn vollkommen, seinen Feind aufzusuchen, und völlig außer Stand zu setzen ihm ferner zu schaden. Nur die Art und Weise wie er sich dabei benahm, war fehlerhaft, und mußte die traurigsten Folgen herbeiführen. Von dem schnellen Marsche des Königs, imgleichen von dem Zuge des Gene-

---

*) Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen; zweiter Theil. S. 419.

rals Ziethen nach Parchwitz unterrichtet, mußte er früher aufbrechen, und beider Vereinigung zu unterbrechen suchen. Nachlässig war dagegen sein Marsch über das Schweidnitzer Wasser, und unverantwortlich groß der zweite Fehler: daß er nämlich gegen alle Regeln der Taktik, seine Bäckerei mit dem Vortrabe nach Neumark voraus sandte, gleichsam als habe er wegen ihrer Sicherheit von den Preußen nichts zu fürchten. Der Verlust derselben, da sie dem Könige bei seiner Annäherung in die Hände fiel, war die Folge dieses unzeitigen Entschlusses. Der dritte Fehler war: daß er bei der plötzlichen Erscheinung der Preußischen Armee, sogleich vom Angriffskriege wieder zum Vertheidigungs-System überging, und dadurch manche Vortheile verlohr, die ihm seine Uebermacht bei einer klugen Disposition gewährt haben würde. Der vierte Fehler endlich war der: daß er sich durch Friedrichs II künstliche Manöver eben so, als durch das ungestüme Geschrei eben des Luchesy, der zuvor die Preußen so gering schätzte, zu falschen Schritten verleiten ließ, die seine angenommene Stellung theils schwächten, theils unnütz machten. Diese kurz aufeinander begangenen Fehler — nicht aber der ihn zum Vorwurf gemachte Entschluß — waren es, wodurch er seinem Gegner Blößen gab, die dieser wissenschaftlich zu nützen verstand, und dadurch den entscheidendsten Sieg erfocht. So zogen also des Prinzen Carl zu große Sicherheit, Unbestimmtheit und Kurzsichtigkeit, dem östreichischen Heere eine der schrecklichsten Niederlagen zu, welche die neuere Geschichte aufzuweisen hat.

Erst als der König von Preußen sich des Postens von Neumark bemeistert, und daselbst die feindliche Bäckerei weggenommen hatte, erfuhr er, daß der östreichische Heerführer sein Lager bei Breslau verlassen habe, über das

Schweidnitzer Wasser gegangen sey, und ihm entgegen ziehe. Kaum konnte Friedrich II dieser, gänzlich gegen das bisher gegen ihn bewiesene Betragen streitenden Nachricht Glauben beimessen. Dachte er sich den Prinzen Carl gegenwärtig in der Ebene, im Begriff ihm zu begegnen um ihn anzugreifen, so schien es ihm, als müsse in dessen Charakter sich ein gewisser Stolz gemischt haben, der nahe an die Verachtung seiner Person und seiner kleinen Armee gränze; sehr zufrieden indeß, nicht mehr so große Gefahren bestehen zu dürfen, nahm er den unerwarteten Schritt seines Gegners als eine gute Vorbedeutung zum Siege auf, trat in das Zimmer, wo er die Parole ausgeben wolle, mit einer Fröhlichkeit, die allen Anwesenden auffiel, wandte sich zum Prinzen Franz von Braunschweig, und sagte diesem lächelnd: „der Fuchs „ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich „auch seinen Uebermuth bestrafen.“ Sogleich gab er den Befehl, daß mit einbrechender Nacht die Armee sich in Bewegung setzen, und man derselben bekannt machen solle: der Feind habe sich gelüsten lassen, im freien Felde zu erscheinen, und es sey sein Vorsatz, ihn am folgenden Tage anzugreifen.

Heftige Leidenschaften und dringende Gefahren bewirken nicht selten in der Seele des Menschen ein Erstaunen, eine Betäubung, wodurch er einstweilen des Gebrauchs seiner Kräfte beraubt wird, und nur nach und nach erlangt er das Bewußtseyn wieder; dann entwickeln sich aber auch die gehemmt gewesenen Fähigkeiten mit erneuerter Kraft; er nützt seine ganze Spannkraft, und die ehemalige Festigkeit stellt sich seinem Zustande angemessener dar. Auch dies erfuhr Prinz Carl in dem gegenwärtigen Augenblick. Der Vorfall bei Neumark war ihm eine sehr unwillkommene Nach-

richt. Außer dem dabei erlittenen Verlust, ließ sie ihm keinen Zweifel übrig, der König werde suchen ihn anzugreifen wo er ihn finde, und dieser Gedanke, der seinen ganzen entworfenen Operationsplan verrückte, der ihn wegen des nunmehrigen Ausganges Besorgnisse erweckte, machte ihn ungewiß, welchen Weg er einschlagen sollte, um sich mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Im östreichischen Lager herrschte daher eine Unentschlossenheit, die das fernere Vordringen der Preußen, besonders das bei Borna vorgefallene unglückliche Gefecht, stets vergrößerte, und endlich ward man darüber einig; statt, nach dem ersten Vorsatze, den Feind selbst anzugreifen, sich zur Vertheidigung anzuschicken. Die Kunst, ihren Armeen die besten Stellungen zu geben, besaßen die Oestreicher vollkommen; und obgleich diejenige, die sie hier zwischen dem Walde von Niepern und den Teichen bei Gohlau wählten, mit der bei Kollin und Witgendorf keinesweges verglichen werden kann: so ist es doch ausgemacht, daß die feindlichen Feldherren alle Vortheile, die ein ebenes Terrain anbot, mit kluger Auswahl zu nützen wußten, und alles anwendeten, um sich ihrer Uebermacht zum Verderben der Preußen zu bedienen. Ist dagegen etwas einzuwenden: so besteht es darin, daß sie ihrer Schlachtordnung eine zu große Ausdehnung*) gaben, wodurch sie an innerer Stärke verlohr, und daß sie, statt zur Deckung ihrer linken Flanke Nationaltruppen anzuwenden, die Baierischen und Würtembergischen Contingente aufstellten.

So war die Lage beider Armeen vor und am Tage der berühmten Schlacht bei Leuthen, die das Schicksal von Schlesien eben so entschied, als sie den Ruhm Friedrichs II

*) Sie faßte den Raum einer deutschen Meile ein.

verewigt hat. Nach meinem einmal angenommenen Plan übergehe ich hier das Detail derselben. Herr von Archenholz hat solche sehr mahlerisch *), Herr von Tempelhof wahrhaft militärisch **) beschrieben; auch empfehle ich den Leser den von letztern dazu gelieferten Plan, um sich eine lokale Uebersicht des ganzen Gefechtes zu verschaffen. Es sey mir indessen erlaubt, einige einzelne Züge anzuführen, deren bisher keine Erwähnung geschehen, und wovon ich selbst Zeuge gewesen bin.

Schon war das Nadastysche Corps, welches die linke Flanke der östreichischen Armee decken sollte, über den Haufen geworfen, der linke Flügel schon auf das Dorf Leuthen zurückgedrängt, und noch vertheidigte sich dasselbe mit möglichster Anstrengung, als der feindliche rechte Flügel durch eine vorgenommene Schwenkung diesen heftig angegriffenen Posten zu unterstützen suchte. Jetzt stand derselbe gleich oberhalb Leuthen, und fing an, den ihm immer näher kommenden linken Flügel der Armee des Königs mit einem lebhaften Feuer aus seinem groben Geschütz zu begrüßen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich ein Vorfall, der dem bisher siegreichen Heere sehr gefährlich werden konnte. Nach der zur Schlacht ertheilten Disposition sollte der preußische linke Flügel sich beständig zurückhalten: durch die feindliche Schwenkung fand er sich aber den Oestreichern unvermerkt näher gebracht. Bisher war derselbe ganz aus dem Schlusse geblieben. Das unerwartete Kanonenfeuer ward ihm gewissermaßen befremdend, und ein panisches Schrecken verleitete

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges, 1. Th. S. 207 — 213.

**) Geschichte des siebenjährigen Krieges, 1. Th. S. 325 — 330, wobei auch der Plan der Schlacht befindlich ist.

sechs Bataillone, ohne Noth umzukehren, um sich hinter einem, unweit davon belegnen, sogenannten Brechhause*) zu sichern. Der General Retzow, der diesen Flügel anführte, über eine solche Muthlosigkeit betroffen, wandte alles an, um die Flüchtigen zum Stehen zu bringen. Zureden, Beschimpfung, Züchtigung, Bemühungen der Officiere, waren aber umsonst, und es schien nicht möglich, die Ordnung wieder herzustellen. In diesem kritischen Augenblicke besinnt sein erster Adjutant**) sich nicht lange: er eilt nach dem zweiten Treffen, findet aber nur noch ein einziges Bataillon, weil alle übrigen schon zur Unterstüzung des angreifenden rechten Flügels waren gezogen worden. Dies führt er durch die sich ihm entgegen wälzende Fluth der Flüchtlinge, die staunend ihm Platz machen, schließt es an die noch stehende Linie, und läßt es auf den Feind feuern. Dieser kaltblütige Entschluß ermannt die Regimenter wieder; beschämt, den Ruhm ihrer sonst bewiesenen Tapferkeit durch ein nicht zu erklärendes Ungefähr befleckt zu haben, sammeln sie sich bei ihren Fahnen, und General Retzow hatte die Freude, seinen ganzen Flügel wieder gerichtet zu haben, als das Dorf Leuthen erobert, und dadurch der Sieg entschieden ward.

Die einbrechende Nacht begünstigte die Flucht der Oestreicher, die Nadasty vortrefflich deckte. Der König aber nicht zufrieden, das Schlachtfeld behauptet zu haben, zog, von einiger Cavallerie und einer Anzahl Grenadieren begleitet, noch bis Lissa, um sich des daselbst befindlichen Ueber-

*) So nennt man in Schlesien die zur Verhütung der Feuersgefahr auf freiem Felde erbauten Häuser, worin der Flachs gedörrt und gebrochen wird.

**) Der damalige Lieutenant Retzow.

ganges über das Schweidnitzer Wasser zu versichern, und den Feind zu hindern, sich hinter diesem Flusse wieder zu setzen; um aber das einmal verbreitete Schrecken zu unterhalten, ließ er von Zeit zu Zeit einige Kanonen abfeuern, bis er die Brücke bei Lissa erreicht hatte. Hier ward er mit einer Salve aus dem kleinen Gewehr, die ein dort aufgestellter Posten Infanterie machte, empfangen; dies Feuer hörte aber sogleich auf, als er seine Artillerie gegen die Brücke auffahren, unaufhörlich schießen ließ, und endlich die Grenadiere in die Häuser, aus deren Fenstern noch gefeuert ward, drangen und alles niedermachten was sich zur Wehr setzte. Nun zog er in Lissa ein, und ritt nach dem dortigen Schlosse, um dort das Hauptquartier zu nehmen; dies war aber mit einer Menge theils verwundeter, theils geflüchteter östreichischer Officiere und Soldaten angefüllt, die alle Zimmer des Schlosses, und selbst die zu demselben führenden Treppen bezogen hatten, um einiger Erholung zu geniesen. Nur von einigen seiner Adjutanten begleitet trat er mitten unter sie, und mit dem freundlichsten Gesicht wünschte er ihnen einen guten Abend. Die Bestürzung, den gekrönten Sieger wieder da zu erblicken, wo man sich gegen ihn gesichert zu haben glaubte, war allgemein. Betroffen bewunderte jeder den kühnen Schritt. Alle staunten den Helden an, in dem sie die Erscheinung eines Halbgottes zu erblicken wähnten, und die Ehrfurcht für seine Person wirkte so stark, daß alle sich ehrerbietig entfernten, um ihm das Schloß einzuräumen.

Ohne dazu einen ausdrücklichen Befehl erhalten zu haben, folgte die ganze Armee dem Könige auf dem Fuße nach. Dieser Marsch geschah mit einer Stille, die nur das Bewustseyn, diesen großen blutigen Tag überlebt zu haben, dem Nachdenken einflößen konnte; plötzlich aber unter-

brach solche ein Grenadier, indem er das bekannte Lied: Nun danket alle Gott rc. anstimmte. Wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, fühlte sich jetzt jeder zum Dank gegen die Vorsicht für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als 25,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben und das Grausende eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ, als sie beschrieben werden kann; selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen auf einige Minuten ihre Schmerzen, um Antheil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneuerte innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengung erschlafften Krieger; ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf das heftige Kanonenfeuer bey Lissa gehört ward, wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvorthun, seinem Könige beizustehn.

Die Schlacht bei Leuthen ist einzig in ihrer Art; denn wenn gleich die alte Geschichte 10,000 Auserlesene, durch einen Miltiades angeführt, 500,000 Perser bei Marathon schlagen läßt, und wenn die neuere erwähnt, wie ein kühner und zugleich glücklicher Carl XII mit 8000 Schweden über 80,000 Russen bei Narva siegte; so sind doch diese und ähnliche Schlachten, in Rücksicht auf die Umstände und Folgen, mit der von Leuthen nicht zu vergleichen. Die Perser und Russen waren Barbaren, die keine Kriegeswissenschaft besaßen; hier aber hatten die Preußen mit geübten Kriegsvölkern und nicht unerfahrnen Feldherren zu thun, deren Muth sie schon in mehrern Treffen erprobt hatten. An diesem Tage

legte Friedrich II den Beweis ab, mit wie vielem Scharfsinn er die heutige Kriegskunst verfeinert, und seine Armee in bisher noch nicht erfundenen Manövern geübt hatte. Es kann vielleicht mehr als ein Jahrhundert verfließen, ehe die Annalen der Welt eines so ausgezeichneten Musters der Taktik erwähnen und man kann sicher annehmen, daß diese Schlacht Epoche in der Kriegswissenschaft mache, da der Erfinder des Systems der schrägen Stellung und des darnach behandelten Angriffs, die daraus entspringenden Vortheile zum ersten Mal mit Einsicht in Anwendung brachte. —

Die Folgen dieser berühmten Schlacht waren für das östreichische Heer schrecklich. Noch nie hatte Friedrich II das wieder mit ihm ausgesöhnete Glück mit mehr Thätigkeit benutzt als bei dieser Gelegenheit. Die Verwirrung, in die er seinen geschlagenen Feind brachte, war so groß, daß die Cavallerie seines linken Flügels ganze Bataillone zu Gefangenen machte; daß von dem östreichischen Militair ein Theil aus Unwillen, ein anderer aus Ermüdung diesseits des Schweidnitzer Wassers zurückblieb, und sich der ersten besten preußischen Patrouille ergab. Hieraus läßt sich die ungeheure Menge Kriegsgefangener, die an diesem Tage gemacht wurden, und deren Zahl sich über 21,000 belief, berechnen. Selbst die Anführer der östreichischen Armee verlohren gewissermaßen den Kopf; denn sonst würden sie — wie es selbst am Tage nach der Schlacht noch in ihrer Gewalt stand — sämmtliches, hinter dem Flusse aufgefahrne Gepäck, so viel Munition und die Kriegskasse zu retten versucht haben. Der kurz zuvor siegreiche, stolze Prinz Carl von Lothringen sammelte in Eil die Ueberbleibsel seiner geschlagenen Armee, und sogleich verließ er eine Gegend, die statt der zuvor geschöpften sichern Ueberzeugung, dort ruhig Winterquartiere

zu nehmen, ihn nur an seinen erlittenen großen Verlust erinnerte. Er floh nach Böhmen. Breslau ward des einbrechenden Winters ungeachtet belagert, in wenigen Tagen erobert, eine kleine Armee*) darin zu Gefangenen gemacht, und ganz Schlesien, bis auf Schweidnitz, dem preußischen Scepter wieder unterworfen.

So endigte sich der an großen merkwürdigen Begebenheiten so reichhaltige Feldzug von 1757. Die Geschichte älterer und neuerer Zeit erwähnt keines, in welchem so viele Schlachten vorgefallen sind und so viel Menschenblut vergossen ward. Man kann, ohne die Sache zu übertreiben, annehmen, daß 200,000 Mann in demselben, sowohl durchs Schwert als durch Krankheit, hingerafft wurden. Ein trauriges Andenken für die Nachwelt, deren Väter oder Anverwandte sich willig erwürgen ließen, um die Zänkereien ihrer Regenten zu unterstützen, wenn gleich, weder verweigerte gerechte Ansprüche noch Selbsterhaltung, im eigentlichen Verstande, den Krieg veranlaßten, vielmehr bloß Neid, persönlicher Haß, Ungerechtigkeit, Eroberungssucht und übel verstandene Politik, ihnen die Waffen in die Hand gaben. Diese durch die Leidenschaften der Regenten einmal angezündete Fackel des Krieges hatte den größten Theil von Deutschland, das Königreich Preußen, Ost- und Westindien in Brand gesetzt. Mehr als eine halbe Million Krieger war auf die schaudervolle Bühne der Uneinigkeiten geführt worden. Wech-

---

*) Es war sehr inconsequent, daß Prinz Carl — der voraussetzen konnte, der König werde das so wenig haltbare Breslau gewiß nicht lange in seiner Gewalt lassen — dennoch dasselbe mit 12,000 Mann besetzte, die er nebst 5000 Verwundeten seiner schon so ansehnlich geschwächten Armee ganz zweckwidrig entzog, und gewissermassen ohne Ueberlegung dem Sieger in die Hände spielte. —

selseitig hatten sie ihre Schwerter in das Blut ihrer Mitmenschen getaucht, die Leichname ihrer Freunde und Feinde zertreten, Siegeslieder mitten unter dem Geschrei der Sterbenden angestimmt, und überhaupt ihre Tritte mit Tod und Verwüstung bezeichnet. Bei dergleichen Gräueln zittert der friedliche Städter und Landmann, der Menschenfreund nimmt einen mitleidigen Antheil an dem Schicksale so vieler Unglücklichen, und der Philosoph kann die Grausamkeiten mit den sanften Grundsätzen der Moral nicht reimen. Leider aber dürfte diese fürchterliche Geißel des Menschengeschlechts nicht abgewendet werden, so lange der Eroberungsgeist Monarchen peinigt; kaufmännische Speculationen die Nationen aufmuntern ihre Handlung zu erweitern, und das Phantom des Gleichgewichts von Europa in schreckhaften Gestalten zu erscheinen fortfährt.

Wer inzwischen mit einem vorurtheilsfreien Blicke den Anfang, die Folgen und das Ende dieses Feldzuges übersieht, muß die verschiedenen Wendungen der Catastrophen staunend bewundern. So höchst wahrscheinlich Maria Theresia sich zum Frieden würde bequemt haben, hätte Friedrich II sein kühnes Vorhaben auszuführen vermocht, so entschieden schien fast dessen Untergang nach dem Verluste der Schlacht bei Kollin, und es dürfte ausgemacht bleiben, daß, wenn die große Anzahl seiner Feinde sich ihrer Uebermacht zweckmäßiger bedient hätte, er schwerlich die ihm von allen Seiten beigebrachten harten Schläge würde haben aushalten können. Nach ausgestandenen Widerwärtigkeiten mancherlei Art, lenkte jedoch die Vorsehung alle Vorfälle zu seiner Erhaltung, und beim Schlusse des Feldzuges blieb er ungefähr in der Lage, worin er vor Anfang desselben sich befunden hatte. Indeß muß man zu seinem unvergeßlichen Ruhme bekennen,

daß

daß er, bloß durch sein fruchtbares Genie und seine feine Politik, die begangenen Fehler seiner Gegner benutzte, das Glück gewissermaßen am Gängelbande führte, und mit Hülfe desselben, so wie durch seine militärischen Talente, die Anschläge seiner erbitterten Feinde zu vereiteln gewußt hat. Das Publikum, und selbst Patrioten schmeichelten sich nicht eines so glücklichen Ausgangs; die Welt bewunderte die Heldenthaten des preußischen Monarchen, und ganz Europa gab ihm den, in allem Betracht ihm gebührenden, Beinamen des Großen.

XI.

Zustand der kriegführenden Mächte im Anfang des Jahres 1758.

Unerwartet war der Ausgang des Feldzuges von 1757 gewesen, indem gerade das Gegentheil von dem erfolgte, was Europa als gewiß voraussetzen zu können wähnte. Das Haus Oestreich, die Seele der gegen Friedrich II angesponnenen Verschwörung, sah sich, von der drei Monat früher schon sicher geschöpften Hoffnung, diesen Fürsten bis zu dem ersten Ursprunge seines Hauses zurück gesetzt zu sehen, völlig hintergangen. Durch die einzige Schlacht bei Leuthen und deren rasche Folgen, war das große Heer, welches dasselbe aufgestellt hatte, so zusammengeschmolzen, daß man sich einer Uebertreibung schuldig zu machen glauben müßte, bezeugten nicht unpartheiische gleichzeitige Schriften die Wahr-

heit dieser Behauptung *). Es war wieder nach Böhmen zurückgetrieben, und die Marien Theresien so sehr am Herzen liegende Eroberung von Schlesien erforderte nunmehr neue Kräfte in einem neuen Feldzuge. Billig hätte jene Fürstinn den friedfertigen Gesinnungen, die man, unter diesen Umständen, bei ihr voraussetzen mußte, Gehör geben, und die uneigennützigen Friedensvorschläge annehmen sollen, die der Sieger bei Leuthen ihr durch den Fürsten Lobkowitz **) großmüthig anbieten ließ. Allein wenn bei gekrönten Häuptern die Leidenschaften die Oberhand behalten, so werden selten die Regeln der Vorsichtigkeit beobachtet. Nur zu oft lassen sich Regenten durch Eigennutz, Vorurtheil, Eigensinn oder — welches bei den mehresten der Fall ist — durch den partheiischen Einfluß ihrer Rathgeber und Schmeichler irre leiten ***). Sie verkennen alsdann ihr wahres

---

*) Der Verfasser des Verhältnisses zwischen Oestreich und Preußen, der damals in der östreichischen Armee diente, versichert im zweiten Bande, S. 441: daß, laut einer dem Feldmarschall Daun bei Schweidnitz übergebenen Liste, von den 80,000 Mann, die in Schlesien gefochten hatten, nur 17,000 nach Böhmen zurückkamen.

**) Fürst Lobkowitz war preußischer Kriegsgefangener, und reisete, auf Parole, nach Wien, um dem Auftrage des Königs gemäß, die Kaiserinn-Königinn zu einem billigen Frieden zu stimmen. Er eröffnete derselben Friedrichs aufrichtigen Wunsch, eine ganz uneigennützige Aussöhnung zu Stande zu bringen, konnte aber über seine Monarchinn nichts erhalten, weil ihr die wahren Umstände des erlittenen Verlustes sorgfältig verschwiegen waren, und sie daher ohne Zustimmung ihrer Alliirten keinen Frieden eingehen mochte.

***) Man raffinirte ordentlich darauf, das Bild der schrecklichen Catastrophe in den Augen des Publikums, besonders aber des Hofes,

Interesse, um blindlings nach einem Schatten zu greifen, der sich ihnen dennoch geflissentlich entzieht.

So war die Lage beschaffen, in der sich der östreichische Staat befand. Wahrscheinlich würde es zur Milderung des Elendes, welches im Innern von Deutschland herrschte, zuträglicher gewesen seyn, wenn Maria Theresia von den letzten höchst unglücklichen Vorfällen genauer wäre unterrichtet worden; vielleicht hätte die nähere Betrachtung dieser Widerwärtigkeiten sie auf friedlichere Gesinnungen zurückgeführt, wenn gleich fremde Einwirkungen sie zur Fortsetzung des Krieges aufzufordern bemüht waren.

Der Hof zu Versailles, von dem was in Schlesien vorgefallen war besser benachrichtigt als die Kaiserinn-Königinn, besorgte, diese Fürstinn möchte durch die aufeinander gehäuften Unglücksfälle wankend gemacht werden. Das Interesse Ludwig XV konnte keinen Separatfrieden zugeben; denn er stand in Gefahr, einen Krieg mit England und einen andern auf deutschem Boden allein führen zu müssen. Diesem mußte also in Zeiten vorgebeugt werden. Sein Gesandter am Wiener Hofe erhielt daher den Auftrag, sich einer vielleicht vorauszusetzenden Aussöhnung mit dem Könige von Preußen aus allen Kräften zu widersetzen. Die Möglichkeit, den Entzweck des Petersburgischen Bündnisses dennoch in Erfüllung gehen zu sehen; die mit mehr Ausdruck, als

---

möglichst zu mildern. Man verfertigte zwar schon gezeichnete, aber höchst unrichtig angelegte Plane von der Schlacht bei Leuthen; man erdichtete allerlei abstrakte Mährchen, theils um die Stärke der preußischen Armee ins Unendliche zu vergrößern, theils den Ausgang und die Folgen der Schlacht einer nur harten Nothwendigkeit zuzuschreiben, um die Ehre des Prinzen Carl zu retten. Verhältniß zwischen Oestreich u. Preußen, 2ter Th. S. 441—443.

dies Bild eigentlich verdiente, geschilderte unruhige, stets zu seiner Vergrößerung abzielende Politik Friedrichs II; die Behauptung, daß es demselben, seiner Klugheit und Thätigkeit ungeachtet, doch endlich an Hülfsquellen fehlen müsse, der Macht aller seiner Feinde zu widerstehen, und endlich die Versicherung: daß, wenn die Bundesgenossen nur mit mehr Vorsicht und Nachdruck, wie bisher, zu Werke gingen, das Haus Oestreich nicht allein seinen Wunsch erfüllt sehen, sondern auch den Nebenbuhler seiner Größe in die Unmöglichkeit versetzen würde, ihm je wieder zu schaden, waren Beweggründe, um denselben die Fortsetzung des Krieges annehmlich zu machen. Indes bedurfte es so vieler Beredsamkeit nicht, da die getäuschte, noch auf ihre eigenen Kräfte sich verlassende Maria Theresia ihr im vorigen Jahre verunglücktes Projekt, Schlesien zu erobern, in einem neuen Feldzuge sicher auszuführen wähnte. Die Unterhandlung des Fürsten Lobkowitz wurde daher mit so viel Stolz abgewiesen, daß man hätte glauben sollen, der König von Preußen wäre bei Leuthen geschlagen worden.

Zu dem bevorstehenden Feldzuge bestimmte die Kaiserinn-Königinn drei verschiedene Armeen regelmäßiger Truppen, ingleichen 40,000 Insurgenten; noch aber war der Heerführer, der den Oberbefehl über diese gesammte Kriegsmacht führen sollte, nicht ernannt. Maria Theresia bestand darauf, daß ihr Liebling, der Prinz Carl von Lothringen, ihn ferner beibehalten sollte; allein seit der unglücklichen Schlacht bei Leuthen hatte dieser Prinz das Zutrauen des Publikums verlohren. Die laut gegen ihn sich erhebende Volksstimme, so wie der Verdruß, dem Unglücke, welches ihn zu verfolgen schien, so oft er gegen Friedrich II focht, nicht ausweichen zu können, bewogen ihn, die Armee

zu verlassen, und selbst vom Hofe sich zu entfernen. Der tapfre Feldmarschall Nadasty war durch Eifersucht und Cabale gleichfalls verdrängt worden. So gerecht aber sein Verdruß seyn mußte, eben so großmüthig bewies er sich durch seinen Patriotismus, als die Ungarn zur Stellung des Aufgebots aufgefordert wurden. Serbelloni, derselbe, der vor der Schlacht bei Leuthen mit darauf bestand, das feste Lager hinter der Lohe beizubehalten, hatte keine Protection, und es blieb also dem Feldmarschall Daun allein vorbehalten, diesen wichtigen Posten zu bekleiden. Noch sah der Hof den Sieger bei Kollin als den ersten Erretter des Staats an, so wenig er auch diesen durch Zufall erhaltenen ehrenvollen Beinamen verdient hatte. Selbst gegen die Meinung der Kenner hielt man ihn allein würdig, den großen Friedrich zu bekämpfen, und zog den Fabius der Deutschen thätigern Feldherren vor, weil man auf diese kein so unbegränztes Vertrauen setzte; ein Beweis daß auch Monarchen in Absicht ihrer Vorurtheile mit dem größten Haufen des Publikums vieles gemein haben, wenn dieses die Feldherren bloß nach ihren günstigen oder ungünstigen Unternehmungen richtet. Daun hat dem in seine Geschicklichkeit und Talente gesetzten Zutrauen nicht völlig entsprochen, und alles, was man in der Folge auf Rechnung seines Genies schrieb, war fast nur Resultat fremder Einwirkung. —

Zugleich ließ Maria Theresia es sich angelegen seyn, das einmal mit Rußland und Frankreich geschlossene Bündniß enger zusammen zu ziehen, auch einen zweckmäßigern gemeinschaftlichen Operationsplan zu verabreden. Die Kaiserinn Elisabeth war williger als jemals, noch beträchtlichere Armeen ins Feld zu stellen, seitdem sie, durch

die List des Amazonenritters d'Eon, eine Cabale entdeckt hatte, durch welche die Früchte des vorjährigen Feldzuges in Preußen verlohren gegangen waren. Diese Entdeckung hatte im russischen Ministerium eine größe Veränderung bewirkt. Graf Woronzow war an die Stelle des verwiesenen Groskanzlers Beftuschef gekommen, und seitdem bekamen die Angelegenheiten des Wiener Hofes mehr Thätigkeit von Seiten Rußlands. General Fermor ward an die Spitze des Heeres gestellt, mit dem gemessenen Befehl, das Königreich Preußen unverzüglich wieder zu besetzen. Dieser Auftrag war um so leichter auszuführen, als nach Apraxins unerwartetem Rückzuge die preußische Armee herausgezogen worden war, um gegen die Schweden gebraucht zu werden. Es glückte daher dem russischen Heerführer, noch vor Ende Januars 1758 sich das ganze Königreich zu unterwerfen, weil er nirgends Widerstand fand.

Frankreich, als der dritte mächtige Theil des großen Bündnisses, gab dem Wiener Hofe gleichfalls die stärksten Versicherungen, daß es in dem bevorstehenden Feldzuge bemüht seyn würde, dem gemeinschaftlichen Entzwecke so nahe als möglich zu kommen. Es versprach, die bisher an Rußland gezahlten Subsidien ferner abzutragen, sein in Deutschland befindliches Heer wieder zu ergänzen, und einen andern Heerführer an seine Spitze zu stellen; diese Vorkehrungen waren aber auch nothwendig, wenn sonst etwas mit Einsicht und Nachdruck bewirkt werden sollte. Schon durch sein eigenes Interesse geleitet, hielt der Hof zu Versailles sich zu dergleichen Aufopferungen verpflichtet, und der schmeichelhafte, obgleich sehr zweideutige Wahn, durch seinen besondern Einfluß die schon schwankende Kaiserinn-Königinn zur Fortsetzung des Krieges vermocht zu haben, war ein

Sporn mehr, alle Kräfte anzustrengen, um seine Armeen, wovon gewiß 50,000 Mann ihr Grab in Deutschland fanden, wieder auf einen respektabeln Fuß zu setzen. Der wegen seiner Bedrückungen und Unordnungen zu Paris so sehr verschrieene Herzog von Richelieu ward zurückberufen. Graf Clermont, ein Prinz vom Geblüte, ein Geistlicher, aber ein Begünstigter der Pompadour, trat an seine Stelle, mit dem gemessenen Befehle, die unter seinem Vorgänger so sehr vernachlässigte Kriegszucht wieder herzustellen; allein diese künstliche Aufgabe glücklich zu lösen, und zugleich eine ganz verwilderte Armee zweckmäßig anzuführen, war den Schultern eines Prinzen zu schwer, der aus Nachgiebigkeit das Meßgewand mit dem Schwerte vertauschte. Auch im französischen Ministerium geschah bald eine wichtige Veränderung. Der Kardinal Bernis, der, um den Launen der königlichen Mätresse zu fröhnen, den Traktat von Versailles*) mit so vielem Eifer betrieben hatte, sah jetzt ein, wie nachtheilig derselbe dem wahren Interesse Frankreichs sey. Er wünschte daher, seinen begangenen Fehler zu verbessern; allein schon der erste Versuch dazu bereitete seinen Fall unwiederbringlich. Der Graf Stainville, damals französischer Gesandter am Wiener Hofe, ward ins Ministerium berufen, erschien daselbst als Herzog von Choiseul, und dieser Begünstigte, dem Hause Oestreich gänzlich Ergebene, zeigte bald durch seine Allgewalt, wie sehr er, an Energie des Charakters und an Geist, einem wollüstigen Könige und seinem verdorbenen Hofgefolge überlegen war, Indeß war der Aufwand, den Frankreich seit dem Anfange des Krieges gemacht hatte, außerordentlich gewesen. Der zu dem gegen-

*) Den 1sten Mai 1756.

wärtigen Feldzuge bestimmte, fing schon an die Finanzen zu erschöpfen; und da Ludwig XV darauf bestand, den Krieg in Deutschland, der mehr zum Vortheil des Hauses Oestreich, als zu seinem eigenen abzweckte, mit Nachdruck fortzusetzen: so mußte nothwendig das Seewesen vernachlässiget werden, weil man zu beiden zugleich zu rathen nicht mehr vermochte.

Die Schweden und die Reichsfürsten, erstere mit französischem Gelde erkauft, letztere mehr aus Gehorsam gegen das Oberhaupt des Reichs, als aus Hang zum Kriege, zeigten sich zwar bereitwillig, Oestreichs Angelegenheiten nach Möglichkeit zu unterstützen: allein auf dem blutigen Schauplatze des Krieges spielten sie nur unbedeutende Rollen. Ihre Auftritte dienten mehr dazu, die Pracht der Vorstellung zu vermehren, als daß sie zur glücklichen Entwickelung des Stücks etwas beigetragen hätten.

Gegen diese furchtbaren Zurüstungen seiner Feinde säumte der König von Preußen nicht, sich in die bestmöglichste Verfassung zu setzen. In dem verflossenen Feldzuge hatten seine Armeen an Mannschaft außerordentlich eingebüßt. Man kann nicht in Abrede seyn, daß er seine Siege theuer erkaufen mußte; daß in den Schlachten bei Kollin und Breslau fast die Hälfte seiner Infanterie aufgerieben ward; daß seine übrigen Widerwärtigkeiten die Anzahl der Ausreißer vermehrten; daß die beschwerlichen und beständigen Märsche viele Tausende seiner Soldaten auf das Krankenlager warfen; daß ein großer Theil an einer herrschenden Epidemie starb, und daß seine Armeen von ihrer ursprünglichen Anzahl auf die Hälfte eingeschmolzen waren *). So ansehnlich aber

*) Warnery behauptet, daß am Schlusse des vorjährigen Feldzuges die preußische Armee von 125,000 bis auf 40,000 Mann

auch dieser Verlust war, so ward doch, in Zeit von drei Monaten, jedes Regiment, theils durch freiwillig angeworbene Kriegsgefangene und Ausreißer, theils durch die aus den Cantons ausgehobenen Landeskinder wieder vollzählig gemacht; überdies aber wurden noch vier neue Freibataillone errichtet. Freilich waren es nicht mehr dieselben Preußen die im Jahre 1756 zu Felde zogen. Sie waren weder so auserlesen an Mannschaft, noch so geübt; auf die angeworbenen Oestreicher war wenig Rechnung zu machen; die Rekruten aus den Provinzen waren junge, unerfahrne Leute; indeß bediente man sich ihrer mit Nutzen, weil noch verschiedene Generale und Officiere vorhanden waren, die sich in der Schule Friedrichs II gebildet hatten.

Dieser Anstrengungen ungeachtet, war die Lage dieses Fürsten bedenklicher als bei der Eröffnung des vorjährigen Feldzuges. Damals waren die Russen noch in Pohlen, die Franzosen jenseits des Rheins, die Schweden noch nicht versammelt, und die deutschen Fürsten noch mit Mobilmachung ihrer versprochenen Contingente beschäftigt; damals war er noch im Besitz aller seiner Staaten, konnte aus selbigen die vollen Einkünfte erheben, die nöthige Mannschaft zur Ergänzung der Armeen wählen, und allerlei Getreide zu Anfüllung der Magazine beziehen. Gegenwärtig aber war Rußland Meister des Königreichs Preußen, Frankreich der Provinzen jenseits der Weser. Die Abgaben dieser Lande waren nicht mehr zu erhalten; 30 Millionen Kriegskosten schon verwendet; Schlesien, Magdeburg, Pommern, Halber-

---

reduzirt gewesen sey. Dies scheint aber eben so übertrieben, als man von diesem Schriftsteller manche geflissentliche Uebertreibungen schon gewohnt ist. Campagnes de Fréderic II. pag. 228.

stadt, die Altmark, mehr oder weniger durch die feindlichen Einfälle oder Streifereien mitgenommen, und hiernächst die Bundesgenossen des Hauses Oestreich ihm viel näher gerückt, folglich im Stande, ihre verabredeten Operationen früher ins Werk zu richten; er hingegen mehr gezwungen, allen zugleich die Spitze zu bieten.

In dieser so veränderten Lage zwang ihn die Nothwendigkeit, die gemessensten Maßregeln zu ergreifen, wolle er die ihm drohenden Gefahren muthig bestehen, und sich die Mittel verschaffen, das noch nicht abzusehende Ende des Krieges rühmlich zu erreichen. Noch war der König von England sein, wiewohl einziger, Alliirter; allein bis jetzt hatte dessen Parliament, zu seiner Unterstützung, sich nicht sonderlich thätig bewiesen. Das Hauptaugenmerk der Nation war auf den Krieg zur See und auf die französischen Besitzungen in den beiden Indien gerichtet gewesen; sie hatte im abgewichenen Jahre, zu den Ausrüstungen ihrer Geschwader, zwölf Millionen Pf. Sterling bewilligt, und dennoch hatten ihre Unternehmungen keineswegs den gehofften Erfolg gehabt. Hierzu hatte die Uneinigkeit die im brittischen Parliamente herrschte, viel beigetragen. Den Gliedern desselben lag es mehr am Herzen ihre Privatzänkereien zu betreiben, als die Operationen zur See würdigern Befehlshabern anzuvertrauen. Die dem Admiral Holburne und dem Lord Caudon ertheilten Aufträge in Nord-Amerika blieben eben so unerfüllt, als die mit so vieler Wichtigkeit und geheim betriebene Expedition gegen die Inseln Aix und Rochefort, worauf $\frac{1}{2}$ Million Pf. Sterling verwendet ward, fruchtlos ablief. So viel Verdruß und Murren indeß diese widrigen Vorfälle bei den, auf die Oberherrschaft der Meere so eifersüchtigen Britten erregt hatten: so dienten sie doch gegenwärtig zum

Sporn, zu dem bevorstehenden Feldzuge die Fehler ihrer Feldherren zu verwischen. Seit der schimpflichen Epoche der Convention von Klöster Seeven, hatte die Faktion des Herzogs von Cumberland viel von ihrem Einflusse verlohren. Herr Pitt war zum Staatsminister erhoben worden, und dieser große Geist hatte über das wahre Interesse seiner Nation richtigere Begriffe, als sein Vorgänger. Da er durch seine Beredsamkeit alle Herzen an sich riß: so erlangte er das seltene Glück, beide Häuser des Parliaments zu Einem Entzwecke zu vereinigen, und die Nation zur Fortsetzung des Krieges auf dem festen Lande zu stimmen. Die Siege bei Roßbach und Leuthen, so wie die dadurch begünstigte einstweilige Vertreibung der Franzosen über die Aller, trugen nicht wenig dazu bei, eine lebhafte Sensation zu erwecken. Friedrich II und Pitt wurden bald die Abgötter der Engländer. Von Ersterem sprachen sie mit dem höchsten Enthusiasmus; sie wurden theilnehmender an seinem Schicksale seitdem sie gesehen hatten, mit welcher Entschlossenheit er seine schon bedrängten Umstände, trotz allen Gefahren, zu verbessern gewußt hatte. Man ward darüber einig, daß es der Nation unrühmlich seyn würde, einen so thätigen Alliirten sinken zu lassen; und der einmal aufgeregte Enthusiasmus der Britten brachte es dahin, daß das Parliament beschloß, ein Corps von 12,000 Mann nach Deutschland überzusetzen, und 110,000 Pf. Sterling für die hannöverische Armee zu bewilligen. Zugleich wurden zu den übrigen Ausrüstungen abermals zwölf Millionen Pf. Sterling aufgebracht; und da nunmehr das Bündniß zwischen Groß-Britannien und Preußen noch enger zusammen gezogen werden sollte, so bewilligte man dem Könige eine jährliche Subsidie von 670,000 Pf. Sterling auf die Dauer des Krieges, wogegen Letzterer sich verbindlich

machte, funfzehn Schwadronen zur Armee der Verbündeten stoßen zu lassen.

So angenehm dem Könige diese Hülfe seyn mußte, so machte sie doch nur einen geringen Theil der zu einem Feldzuge erforderlichen Kosten aus. Außer zwölf Millionen, die der sogenannte kleine Schatz im Jahre 1756 enthielt, und die größtentheils zur Mobilmachung der Armee verbraucht wurden, hatte man schon zu zwei Feldzügen aus dem großen schöpfen müssen; und dieser konnte nicht viel länger als zu einem dritten hinreichen, wenn man annimmt, daß die Einkünfte, die Friedrich II aus Sachsen zog, den Ausfall deckten, den der Verlust von Preußen und der westphälischen Länder ihm zugezogen hatte. Bei der nicht vorauszusehenden Dauer des Krieges war er daher genöthigt, sich noch mehrere Hülfsquellen zu eröffnen, wollte er es mit seinen Feinden aushalten und seine Unterthanen nicht drücken *). Das Churfürsten-

*) Es ist Thatsache, daß Friedrich II damals von seinen Vasallen keine weitere Kriegessteuer an Gelde verlangt hat, als den Vorschuß des Capitals, welches, zu vier Procent gerechnet, die sogenannten Ritterpferdegelder ausmachte, womit in den alten Provinzen die Rittergüter belastet sind, und die in Quartalzahlungen in die königlichen Kassen fließen. Bald nach dem Hubertsburgischen Frieden wurde dieses Capital den Gutsbesitzern wieder zurückgezahlt; sie erhielten es aber in sogenannten Mittel-Friedrichsd'or, mit Zuschuß des gegen altes Gold damals gewürdigten Agio. In den letzten Jahren des Krieges aber mußten sowohl Gutsbesitzer als Unterthanen Mehllieferungen zu den Magazinen leisten. Der Wispel ward nur mit 36 Thlr. vergütigt, obgleich der Marktpreis des Roggens zu der Zeit 144 — 168 Thlr. für den Wispel betrug. Das Land fühlte jedoch diese Last weniger, weil bei dem Ueberfluß an schlechtem Gelde, und bei der Unkunde seines wahren Werths, die Preise mancher Lebensmittel mit demselben noch in keinem Verhältnisse standen.

thum Sachsen mußte also außerordentliche Lieferungen an Getreide, Pferden und Rekruten leisten. Dem Herzogthum Mecklenburg wurde eine Kontribution von 2,400,000 Thaler auferlegt, weil die Herzoge den Durchmarsch der Schweden zugelassen hatten, den sie doch nicht verhindern konnten, und hiernächst wurden zu Leipzig, unter sächsischem Stempel, für einige Millionen $\frac{1}{3}$ Stücke geschlagen, deren innerer Werth um 20 Procent schlechter war als die nach dem Grauman-nischen Münzfuß ausgeprägten brandenburgischen Silbermünzen.

Damals ward nur die Armee mit diesem schlechten Gelde besoldet, weil diese es größtentheils in des Feindes Landen in Umlauf brachte; nachdem aber in der Folge die Lage des Königs immer dringender und beschränkter ward: so mußte der König diese Münze von Jahr zu Jahre noch geringer ausprägen lassen. Bald nachher wurden diese $\frac{1}{3}$ Stücke um 40, und am Ende bis $62\frac{1}{2}$ Procent schlechter, als das alte Silbergeld; ja die sächsischen $\frac{1}{24}$, berenburger $\frac{1}{6}$ und polnischen Tympfe verlohren bis 75 Procent an innerm Werthe.

Man hat diese Operation des Königs von Preußen vielfältig getadelt und das Publikum hat sich nicht gescheuet, ihn einen Falschmünzer zu nennen. Freilich ist diese Handlung, in Absicht dessen, was ein Regent dem Staate schuldig ist, wohl nicht zu entschuldigen, wenn gleich die Geschichte ähnliche Begebenheiten, wiewohl nur im Kleinen, aufzuweisen hat; besonders aber scheint solche in Absicht der Armee, die Blut und Leben für ihn aufopferte, außerordentlich hart *). Allein man versetze sich in Friedrichs II

*) In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, in welchen die Lebensmittel doch schon merklich im Preise stiegen, und der Sol-

Lage; man bedenke, daß, wenn er die außerordentlichen Kosten des Krieges bloß aus seinem Schatze hätten bestreiten sollen, er bei der nicht vorauszusehenden Dauer desselben solchen bald würde erschöpft haben. Als ein kluger Staatsmann sah er also ein, daß, wenn es auch seinen Feinden endlich an dem nöthigen Gelde fehlen könnte, um seinen Untergang zu befördern, er dennoch Gefahr laufe, zuerst Mangel daran zu leiden, und er urtheilte daher ganz recht, wenn er behauptete: derjenige Theil werde jederzeit einen rühmlichen Frieden schließen, der den letzten Thaler in der Tasche behalte. Diese Betrachtung mußte ihn aber veranlassen, in Zeiten sich auf jede Weise sicher zu stellen *). Da er nun seine Einrichtung so zu treffen bemüht war, daß er zu jeder Zeit die zu einem Feldzuge benöthigten Summen vorräthig hatte: so schmeichelte er sich, es am Ende mit seinen Feinden aushalten zu können. Bloß aus Noth gedrungen schritt er also zu einer gewissermaßen gewaltsamen Operation, weil die gewöhnliche einfache, oder auf Palliativmitteln beruhende, für ihn nicht wirksam genug war; auch hielt er sich um so mehr dazu berechtigt, als er in dem gegenwärtigen Falle das schlechte

---

dat in der geringsten Scheidemünze besoldet wurde, empfing er statt 8 Ggr., die seine fünftägige Löhnung betrugen, nur den innern Werth von 2 Ggr.

*) Glaubwürdige Personen haben mir versichern wollen, daß in dieser Hinsicht sowohl, als um seinen Feinden eine Quelle zu verstopfen, der König schon damals, als er die mächtige Fehde zu bestehen beschloß, im Auslande große Capitale besprochen habe; daß er solche richtig verzinsete, dagegen aber diese Gelder immer zu seiner Disposition bereit bleiben mußten. Ist dies gegründet: so zeigt es von Friedrichs tiefer Weisheit.

Geld mit den Waffen in der Hand in den Staaten seiner Feinde zirkuliren ließ, und so viel, als zulässig war, den Umlauf desselben und in seinen eigenen Provinzen zu hemmen suchte. Dies — jedoch nicht weniger zu entschuldigende — Benehmen sollte also mehr seine Nachbaren, als seine eigenen Unterthanen treffen, und wenn man ihn dieserhalb das Wort reden will: so muß die dabei beobachtete, obgleich nicht ganz erreichte, Absicht dazu die Gründe leihen. Hätte es nur noch eines Feldzuges bedurft, um den Frieden zu bewirken, so wäre der durch das erste schlechte Geld angerichtete Verlust, der größtentheis nur Capitalisten treffen konnte, im allgemeinen noch zu verwinden gewesen; da aber diese Münze fast einzig gangbar, und noch dazu häufiger und schlechter ward, und der König, wollte er den Kredit seines falschen Geldes einigermaßen erhalten, sich gezwungen sah, es selbst in seinen Kassen anzunehmen: so wurden seine eigenen Staaten gleichsam damit überschwemmt. Das Aufgeld, welches die Juden gegen vollwichtiges Geld und gegen Silberspezies zahlten, stand niemals im Verhältnisse des wahren Werths; dennoch reizte es Reiche und Arme, ihr bisher so sorgfältig aufgehobenes altes Gold und Courrant zu verwechseln, um sich ein großes, obgleich eingebildetes, Vermögen zu erwerben. Jeder dünkte sich reich, wenn er viel baare Münze besaß, und dieser Schwindel hörte erst auf, als das schlechte Geld reduzirt ward. Jetzt erst empfand man die Nachwehen, und die Capitalisten, welche zu nachlässig gewesen waren, ihr Vermögen bei Zeiten in altes Gold umzusetzen, verlohren viel von ihrem eingebildeten Reichthume. Die hierdurch angerichtete Revolution war fühlbar, aber sie ward noch empfindlicher, als nach dem Hubertsburgischen Frieden, der König, im Jahre 1763, eine etwas

bessere Silbermünze schlagen und kursiren ließ, die ein Jahr darauf, als der Epoche des jetzigen guten brandenburgischen Geldes, wieder reduzirt ward. Dies verursachte abermals ansehnliche Ausfälle in den Familien, schadete dem Kredite des Landes außerordentlich, und zog viele Prozesse und nicht unbedeutende Bankerotte nach sich. —

Aus dieser gedrängten Schilderung des Zustandes der kriegführenden Mächte wird der Leser beurtheilen können, mit welcher Erbitterung die Theilnehmer des Petersburgischen Bündnisses sich zur Ausführung ihres großen Vorhabens anstrengten, und mit wie vieler Weisheit und Industrie der König von Preußen alle seine Schritte bezeichnete, um sich den Unternehmungen seiner Feinde zu widersetzen. Europa würde sich haben glücklich preisen können, wenn der Feldzug 1758, dessen Charakteristik wir darzustellen vorhaben, der letzte hätte seyn können. Allein die Vorsehung hatte Friedrich II noch harte Prüfungen bestimmt; und obgleich in der Folge die russischen Staatsumwälzungen und Frankreichs gänzliche Erschlaffung, seinem bedrängten Zustande einige Erleichterung verschafften; so bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß bloß der Mangel an Gelde endlich dem Hause Oestreich die Waffen aus der Hand wand.

XII.

Feldzug der Preußen in Mähren, 1758. Ausgang desselben.

Noch waren die kriegführenden Mächte damit beschäftigt, die nöthigen Zurüstungen zu dem bevorstehenden Feldzuge zu machen; noch gingen sie damit um, ihre Operationsplane zu verabreden, zu bestimmen, und noch hinderte die rauhe Jahreszeit jede Ausführung, als der König von Preußen darauf bedacht war, seinen Feinden zuvorzukommen. Einmal war nun seine Lage so beschaffen, daß er suchen mußte einen derselben zurückzuschleudern, um den zweiten mit Macht zu bekämpfen, und auf solche Weise die nachtheiligen Wirkungen ihrer vereinten Kräfte zu vereiteln. Noch war von Seiten der Oestreicher und Russen wenig zu befürchten. Erstere bedurften aller Anstrengung, um ihren kürzlich in Schlesien erlittenen außerordentlichen Verlust zu ersetzen. Letztere hatten zwar das Königreich Preußen besetzt, brauchten aber noch Zeit um die nöthigen Vorkehrungen zu ihren ferneren Operationen zu treffen. Dagegen aber waren die Franzosen, sowohl wegen ihrer nahen Positionen, als wegen Schwäche der alliirten Armee, furchtbarer, und der König hielt es daher seinen Angelegenheiten angemessen, diesen den ersten Schlag beizubringen, da alle Umstände dazu günstig schienen.

Zwar gingen die zwischen ihm und Groß-Britannien, in Absicht Deutschlands, genommenen Verabredungen nur

dahin, vertheidigungsweise zu handeln. Wahrscheinlich schloß man zu London aus den vergangenen Begebenheiten, daß die aus ungefähr 35,000 Mann bestehende hannöverische Armee nicht im Stande seyn würde es mit 100,000 Franzosen aufzunehmen. Allein das System des Vertheidigungskrieges war nie nach dem Geschmacke Friedrichs II, so lange er noch irgend eine Möglichkeit einsah, der angreifende Theil seyn zu können. Auch jetzt nutzte er den Einfluß, den er sich bei jener Armee dadurch verschafft hatte, daß er ihr einen gewissermaßen von ihm abhängigen Heerführer gab; und da er gegenwärtig, gegen alle Anfälle der Oestreicher noch gesichert, einen Theil seiner in Sachsen überwinternden Truppen ohne Gefahr gebrauchen konnte; so wurde mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig die Verabredung genommen: in Verbindung mit dem Prinzen Heinrich die Franzosen frühzeitig in ihren Quartieren zu überfallen, und aus Westphalen zu vertreiben. Diese Unternehmung diente so zu sagen zum Vorspiele des Hauptstücks, das in Schlesien und Mähren aufgeführt werden sollte, so wie das Glück mit welchem sie gekrönt wurde, dem Könige freieren Spielraum gab, einen Operationsplan zu entwerfen, um die Absichten der Oestreicher zu vereiteln.

Die Zurüstungen, die sie in Böhmen machten, das Zusammenziehen eines großen Heeres, und die demselben zwischen der Aupa und dem Gebirge angewiesenen Stellungen, schienen vorauszusetzen, daß ihre ersten Unternehmungen auf Schlesien gerichtet seyn möchten. Schweidnitz war noch in ihren Händen. Glückte es ihnen, diese Festung wieder zu erreichen, so hatten sie einen Waffenplatz um ihre Operationen, in Verbindung mit den Russen weiter fortzusetzen. Unmöglich konnte Friedrich II dies zugeben, wollte er nicht die

Früchte der Schlacht bei Leuthen und das Uebergewicht verlieren, welches er dadurch über seine Feinde errungen hatte. Noch hielten sich die Russen in Pohlen und Preußen ruhig. Die schwerfälligen Bewegungen ihrer Armee waren bekannt; man wußte, daß aus Mangel an einer beweglichen Feldbäkkerei und einem eingerichteten Proviantfuhrwerke, sie sich von ihren Hauptmagazinen nicht weit entfernen konnten; daß es Zeit erfordere, solche dem vorrückenden Heere näher zu bringen, und daß der ungeheure Troß von Karren, worauf jede Zeltschaft ihre Lebensmittel nachschleppen ließ, ihnen nur kurze Märsche zu machen erlaubte. Dies zusammen genommen, ließ berechnen, daß sie vor der Mitte des Sommers nichts von Wichtigkeit gegen die brandenburgischen Provinzen zu unternehmen im Stande seyn würden. Hiernächst war die Armee des Grafen Dohna, die in Pommern und Mecklenburg überwinterte, wenigstens vermögend ihre Schritte zu beobachten, wenn gleich sie zu schwach war solche aufzuhalten. Dieser Zeitpunkt mußte daher benutzt werden, um den Unternehmungen des Feldmarschalls Daun entgegen zu arbeiten, und ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, den Russen die Hand zu bieten. In dieser Rücksicht faßte der König den Entschluß, den Schauplatz des Krieges von der Oder weiter zu entfernen, und nach Mähren zu versetzen, sobald er Schweidnitz wieder erobert haben würde.

Ohne den Besitz dieser Festung war diese Unternehmung unmöglich, und mit Ungeduld erwartete er die Rückkehr der schönen Jahrszeit, um die Belagerung vorzunehmen. Bereits im Monat März, da im Gebirge noch ein strenger Winter herrschte, bezog er mit 33,000 Mann die Cantonnirungs-Quartiere zwischen Hirschberg und Friedland, während dessen General Fouquet mit 11,000 Mann den östreichischen Ge-

neral Janus aus der Grafschaft Glaz vertrieb, und dann eine Stellung zwischen Wünschelburg und Neurode nahm. Beide Corps waren bestimmt die Belagerung zu decken, die mit dem 1sten April ihren Anfang nahm, und am 16ten sich mit der Uebergabe der Festung endigte.

Kaum war Schweidnitz erobert, so traf Friedrich II die nöthigen Anstalten, um seinen beabsichtigten Zug nach Mähren zu realisiren. Er machte sich eine so schmeichelhafte Vorstellung von der Wirkung, welche diese Unternehmung hervorbringen sollte, daß er kaum den Tag erwarten konnte, an welchem die dazu erforderlichen Zurüstungen beendigt seyn würden; und da es hauptsächlich darauf ankam, den östreichischen Feldherrn zu täuschen, und, soviel möglich von Mähren noch entfernt zu halten, so zeigte er auch bei dieser Gelegenheit seinen durchdringenden, an Hülfsmitteln so reichen Geist. Alle Vorkehrungen, die er zu treffen wußte, waren Ausbildungen eines Künstlers, der in der Art zu erfinden seinen Meister sucht, die aber theils durch die Ungeschicklichkeit einiger Mitarbeiter, theils durch nicht zu vermeidende Zwischenfälle, nie zu einem Meisterstück gediehen.

Schon damals ward der sonderbare Entwurf, den Feldzug in Mähren zu eröffnen, und Olmütz zu belagern, von vielen Sachkundigen getadelt. „In der Lage, worin sich der „König befindet", — sagten sie — „ist es gefahrvoll, wo „nicht gar verwegen, sich so weit von den Provinzen zu entfernen, die den Anfällen der Russen und Schweden, ohne „hinlängliche Vertheidigung, ausgesetzt sind, um Eroberungen zu versuchen, die nicht behauptet werden können. Gesetzt, die ganze Unternehmung glückt auch dergestalt, daß „man Meister der Hauptfestung Olmütz wird; so ist man „doch nicht im Stande daraus einen soliden Waffenplatz zu

„machen, um bei den obwaltenden Umständen weitere Fort„schrite zu versuchen. Die Entfernung von den schlesischen „Magazinen, die Beschwerlichkeit, die Lebensmittel und „Kriegsbedürfnisse durch die Gebirge an die Morava zu brin„gen, die Gefahr, solche jedesmal angefallen, wohl gar zer„streuet oder weggenommen zu sehn, sind wesentliche Hin„dernisse, die sich der zweckmäßigen Ausführung eines solchen „Unternehmens in den Weg stellen. Zwar zerüttet der uner„wartete Zug nach Mähren den von dem Grafen Daun ent„worfenen Operationsplan; zwar wird derselbe dadurch ge„zwungen Böhmen zu verlassen, um jener Provinz zu Hülfe „zu eilen; zwar bewirkt man zwischen seiner und der russi„schen Armee einen weiten Zwischenraum; allein endlich „wird der König doch genöthigt werden, sich der letztern „thätig zu widersetzen, und dann dürfte eine Entfernung von „30 Meilen, ein Rückzug durch eine Gegend, worin der an „leichten Truppen so überlegne Feind alle ersinnliche Chika„nen anbringen kann, den rechten Zeitpunkt zur Sicherung „der Erbstaaten verabsäumen lassen.“ Der Ausgang hat diese Meinung völlig bestätigt; auch will man versichern, es wären dem Könige von einigen seiner Generale Gegenvorstellungen gemacht worden. Allein Friedrich II haßte den Vertheidigungskrieg; er behauptete vielmehr: „man müsse „seinem Feinde Beschäftigungen in seinem eignen Lande „geben, wolle man sein Vorhaben rückgängig machen. Hier„nächst müsse ein Heerführer bei seinen Unternehmungen im„mer etwas auf Zufall setzen, und die Möglichkeit glücklicher „Ereignisse mit in Anschlag bringen; kurz er halte sich über„zeugt, diesmal sey sein gefaßter Entschluß seinen gegen„wärtigen Umständen am angemessensten;“ und so ward der Marsch nach Mähren ungesäumt angetreten.

Um von Landshut bis in die Ebene von Olmütz zu gelangen, mußte die preußische Armee 30 Meilen zurücklegen, die östreichische hingegen nur sechzehn. Es kam daher hauptsächlich darauf an, dem Feldmarschall Daun die wahren Absichten, zu verhehlen und Olmütz zu berennen, ehe er im Stande sey diese Festung durch sein ganzes Heer zu decken. Zu dem Ende zog der König seine Armee aus dem Gebirge nach der Gegend von Schweidnitz, und, ließ nur 4000 Mann unter dem Befehl des Generals Ziethen bei Landshut stehen, um das Gebirge gegen die Streifereien der Oestreicher zu sichern. General Fouquet, der mit seinem Corps bereits bis Braunau in Böhmen vorgerückt war, mußte sich nach der Grafschaft Glaz zurückziehen, und nun eilte Friedrich mit dem Vortrabe nach Neiße, wohin ihn die Armee unter Anführung des Feldmarschalls Keith folgte. Sogleich wurden die Wege, die von Neiße nach Glaz führen, auf das sorgfältigste ausgebessert. Man sprengte aus: der auf einige tausend Wägen geladene Mehl- und Futtervorrath sey nach Glaz bestimmt. Der König verfügte sich selbst dahin, recognoscirte die böhmische Gränze, und untersuchte verschiedene Posten mit einer Aufmerksamkeit, die das Gepräge einer sehr geheimen Absicht trug..

Alle diese verschiedenen Bewegungen blieben dem Feldmarschall Daun nicht verborgen; allein unter allen Unternehmungen, die ihn Friedrichs bekannte Thätigkeit vermuthen ließ, kam der Zug nach Mähren gewiß am allerwenigsten in Anschlag; denn außer den damit verknüpften erheblichen Schwierigkeiten und der gefahrvollen Entfernung von dem Mittelpunkte der Operationslinie, schien ihm der vortreffliche Zustand, in welchem sich Olmütz befand, eine zu sichere Schutzwehr dieser Provinz zu seyn. Er hielt daher

alle Bewegungen des Königs für eine Kriegslist, um ihn aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken, und dadurch den gemuthmaßten Einmarsch in Böhmen zu erleichtern. Die Verlegenheiten, in die bei Eröffnung des vorjährigen Feldzuges ähnliche Bewegungen den Feldmarschall Brown versetzt hatten, schienen ihm ein zu warnendes Beispiel, als daß er nach seinem äußerst vorsichtigen Charakter nicht noch mit mehr Beharrlichkeit seine einmal gewählten Posten zu behaupten sich hätte vornehmen sollen; er verdoppelte daher seine Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung der böhmischen Gränze mit einer Ueberlegung und Auswahl der verschanzten Posten, die seinen Talenten Ehre machten.

Während der getäuschte Daun, um nichts zu verfehlen, das unangreifliche Lager bei Scalitz bezog, und solches noch überdies durch die bei Nachod, Levin, Trautenau und Grulich vorgeschobenen Corps deckte; während er sich damit beschäftigte, den ernannten Rittern des von der Kaiserinn-Königinn neu gestifteten militärischen Maria Theresien-Ordens das Kreutz mit dem am Wiener Hofe so beliebten Ceremoniell umzuhängen, und bei dieser Gelegenheit Freudenfeste anzustellen, eilte der König von Preußen über Neustadt, Jägerndorf und Troppau nach Mähren. Schon hatte er den General de Ville aus Oberschlesien verdrängt; schon setzte er über die Morava, und schon erstieg er den Nickelsberg, als Daun die erste unerwartete Nachricht von dem Zuge des preußischen Heeres erhielt. Staunend sann er, ob er ihr wirklich glauben sollte, und nur erst dann, als sich solche fast stündlich bestätigte, fand er sie glaubwürdig. Nunmehr war er gezwungen, seine Schritte nach denen des Feindes abzumessen, so unwillkommen es ihn auch dünkte, alle seine zum Empfange der Preußen getroffenen vortreff-

lichen Anstalten vergeblich gemacht zu haben. Voll Verdruß brach er von Scalitz auf, über Wodirad und Choze, um das feste Lager bei Leitomischl zu erreichen. In dieser an der Gränze von Mähren belegenen Stadt war ein Magazin befindlich, aus dem er seine Armee eine Zeitlang verpflegen konnte; statt aber gleich weiter vorzurücken, und den Preußen in der Ebene von Olmütz zuvorzukommen, blieb er hier stehen, und begnügte sich, die Bewegungen des Feindes durch die Generale Janus und Laudon beobachten zu lassen. Dies Verhalten scheint zu beweisen, daß er auch damals sich noch nicht völlig überzeugen konnte, es werde mit der Belagerung von Olmütz Ernst werden; vielmehr wird man bewogen, zu muthmaßen, Daun sey stets der Meinung gewesen, der Zug nach Mähren sey nur unternommen, um ihn aus seiner vortheilhaften Stellung an der Aupa zu locken, und den Einmarsch nach Böhmen zu erleichtern. So wenig Glauben hatte man selbst im östreichischen Lager an der Wirklichkeit einer Unternehmung, die, nach taktischen Grundsätzen beurtheilt, wenigstens damals, den Anschein einer militärischen Charlatannerie hatte. —

Obselbst bei aller Wichtigkeit, mit der man diese Unterternehmung auszuführen sich angelegen seyn ließ, Friedrich II sich davon mehr, als von einem Streifzuge versprochen habe, bleibt problematisch. Wenigstens drückt er sich darüber in einem Briefe an den Marquis d'Argens auf eine Art aus, welche die Muthmaßung zu unterstützen scheint, er habe nur eine einstweilige Diversion beabsichtigt; denn er sagt bloß: „Wir gehen hier auf „große Abentheuer aus. Ich habe den Herrn Daun aus „Böhmen nach Mähren traben lassen; kurz, wir werden

„uns so lange herum schlagen, bis sich unsere verdamm-
„ten Feinde zum Frieden entschließen." *)

Der König, der die Bewegungen seiner Feinde nach dem Prinzip abmaß, nach welchem er in ähnlichen Fällen gehandelt haben würde, war kaum von der Ankunft des Feldmarschalls Daun bei Leitomischl unterrichtet, als er dessen weitere Fortschritte zur Sicherung von Olmütz voraussetzte. Die scheinbare Ruhe des feindlichen Heerführers war ihm daher auffallend; denn überreden konnte er sich nicht, daß derselbe von den großen, zu Neiße veranstaltenden Zurüstungen nicht sollte unterrichtet gewesen seyn. Die Geschicklichkeit seiner leichten Truppen im Ausspähen, so wie der Fanatismus, der die Oberschlesier noch an das Haus Oestreich band, waren beides zu bekannte Umstände, als daß der König an der Entdeckung seiner wahren Absichten hätte zweifeln sollen. Und wenn man nicht voraussetzt, Daun habe dem Zuge der Preußen die Wichtigkeit nicht zugetrauet, die er in der Folge bewies, so bleibt es wirklich auffallend, daß er diesmal nicht besser unterrichtet war, oder nach seiner Ueberzeugung seyn wollte.

Die Armee, welche der König nach Mähren führte, war nicht über 38,000 Mann stark; demungeachtet nahm er mit derselben so vortheilhafte Stellungen an der Morava, daß er theils die Wege deckte, die aus Schlesien nach Mähren führen, theils sein in verschiedene Corps vertheiltes Heer in kurzer Zeit auf den Punkt vereinigen konnte, wo es die Nothwendigkeit erfordern würde, ohne die Hauptabsicht, Olmütz berennt zu halten, aus den Augen zu verlieren: und

*) Briefwechsel zwischen Friedrich II, König von Preußen, und dem Marquis d'Argens. S. 54.

so erwartete er die Ankunft des Generals Fouquet, der das Belagerungsgeschütz, die Munition und sehr viel Lebensmittel unter seine Bedeckung genommen hatte.

Glücklich, und ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, brachte dieser den Transport vor Olmütz. Diese Begebenheit ward aber gleichsam das Signal, welches den Grafen Daun aus seiner bisherigen Unthätigkeit weckte. Nunmehr riß ihn dieser nicht vorausgesetzte und wider seine Erwartung eingetretene Fall aus seinem bisherigen Wahne. Jetzt sah er die Nothwendigkeit ein, sich der Festung zu nähern, deren Eroberung man so ernstlich zu betreiben Anstalten machte. Dies that er, indem er das feste Lager bei Gewitz bezog, seinem Systeme zu Folge aber seine abgesonderten Corps noch weiter vorschob, um sich gegen alle Anfälle sicher zu stellen.

Hierdurch war er dem Könige merklich näher gerückt. Jetzt engte er die Preußen nicht wenig ein, beschnitt ihnen alle Lebensmittel, die sie aus dem Innern von Mähren hätten ziehen können, und setzte sie der Gefahr aus, von einer ungleich stärkern Macht angegriffen, vielleicht gar einzeln geschlagen zu werden. Fast in einem Tage konnte er unter ihren Augen seyn. Seine Ueberlegenheit, die verhältnißmäßige Schwäche der feindlichen Armee, ihre zerstreuten Läger, die von Prosnitz bis Neustadt einen Raum von drei Meilen einnahmen, und deren Gemeinschaft sehr unsicher war; die nahe Festung und ein Land, worin die Nation ihm allen Vorschub that: alles dieses waren wesentliche Vortheile, welche ihm, an der Hand des Glücks, Gelegenheit gaben, die bevorstehende Belagerung durch einen entscheidenden Streich zu hintertreiben, und dem Feldzuge in Mähren ein rühmliches Ende zu machen. Gewiß, dieser Entschluß würde den König in nicht geringe Verlegenheit gebracht, und

wäre er geschlagen worden, in Absicht seines Rückzuges in die kritischste Lage versetzt haben. Allein Dauns allzuvorsichtiger Charakter erlaubte ihm nicht, sich in ein gefahrvolles Spiel einzulassen, welches er, nach seiner Denkungsart, noch immer zu spielen Zeit zu haben glaubte, wenn andre versuchte Mittel nicht mehr anschlagen würden. Gleich einem furchtsamen Arzte wollte er zuvörderst die gelindern Arzeneien versuchen, und nur erst bei vermehrter Gefahr zu den heroischen greifen. Besonders gründete er die Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange der Sache theils auf die großen Schwierigkeiten, welche die Preußen in Rücksicht der Herbeischaffung ihrer Bedürfnisse zu überwinden haben würden, theils auf die Stärke der Festung und die Geschicklichkeit des darin befehlenden Generals von Marschall.

Dieser geübte Feldherr rechtfertigte, durch sein während der Belagerung bezeugtes kluges Betragen, das auf seine Talente gesetzte Vertrauen vollkommen. Außer seinem Muthe und seiner Thätigkeit, in Absicht des Widerstandes; außer seiner Einsicht und Erfindungsgabe, wenn es darauf ankam die Arbeiten der Belagerer möglichst zu erschweren und zu verzögern, war ihm aber auch die Lage, in der er sich befand, besonders günstig. Olmütz liegt in einer schönen Ebene zwischen zwei kleinen Flüssen, die Powalka und die Morava. Dieser letzte Fluß, der in den Schneebergen an der Gränze der Grafschaft Glaz entspringt, ist mit Schleusen versehen, um einen Theil der vorliegenden Gegend größtentheils unter Wasser zu setzen. Unter allen Festungen der östreichischen Erblande war Olmütz eine der stärksten, und ihre Werke waren am besten unterhalten. Bei seinem Rückzuge aus Oberschlesien hatte General de Ville seine ganze Infanterie hineingeworfen; die Besatzung bestand daher aus

8000 Mann. Mit Geschütz aller Art, und mit der erforderlichen Muntion war der Ort reichlich versehen, auch konnten die in der Nähe belegenen Waldungen alle, zur Befestigung nöthigen, Materialien mit geringer Mühe hergeben. Beim Eintritt der Preußen in Mähren nützte Marschall alle diese Vortheile. Er ließ sich angelegen seyn, die schadhaften Werke ausbessern und an schicklichen Orten neue anlegen zu lassen. Das erforderliche Schlachtvieh und andre Lebensmittel mußten die umliegenden Dörfer liefern; und als er merkte, daß man sich zur Belagerung anschicke, ließ er die Vorstädte theils schleifen, theils abbrennen, auch auf der Seite, wo das Kloster Hradisch liegt, die Gegend unter Wasser setzen. So gerüstet erwartete er entschlossen den drohenden Angriff der Preußen.

Ihrerseits waren diese gleichfalls thätig. Feldmarschall Keith, dem der König den Oberbefehl über das Belagerungs-Corps anvertraut hatte, war eifrig bemüht, alles, was zur Eröffnung der Laufgräben erfordert wird, in Bereitschaft zu setzen; zugleich ließ er zur Deckung seines Lagers eine Circumvallationslinie ziehen, und Brücken über die Morava schlagen, um die Gemeinschaft mit dem Corps des Generals Mayer zu unterhalten, welches die Festung von der Seite des Klosters Hradisch einschließen sollte. Erstere verdiente indeß wegen ihrer schlechten Bauart und geringen Stärke diesen Namen nicht, und Letzteres war viel zu schwach, um der Festung alle Gemeinschaft mit dem östreichischen Heerführer gänzlich zu entziehen. In der Kunst, sich gehörig zu verschanzen, waren damals die Preußen gegen andere Völker, besonders die Franzosen, noch um ein halbes Jahrhundert zurück — vielleicht waren sie zu stolz auf ihre angebohrne Tapferkeit, um auf dergleichen Sicherungswerke viel zu

achten. — Ueberdies war die Armee des Königs zu schwach, um Olmütz ganz einzuschließen, und zugleich einem überlegenen Feinde die Spitze zu bieten; dem General Marschall konnte es daher nicht füglich benommen werden, bald einen Briefwechsel mit dem Feldmarschall Daun zu unterhalten, bald frische Lebensmittel einzubringen, bald Ingenieure und Artilleristen, woran es ihm noch mangelte, ja zuletzt eine Verstärkung von 1200 Mann unbemerkt an sich ziehen.

In der Nacht vom 27sten auf den 28sten Mai wurden die Laufgräben eröffnet, und die Belagerung bis zum 1sten Julius fortgesetzt. Das Tagebuch derselben findet man in den damals herausgegebenen Zeitschriften, daher ich mich begnüge, die Hauptbegebenheiten derselben zu berühren, und zu zeigen, wie man Preußischerseits eben so viele Fehler dabei beging, als der Kommandant in Olmütz weise Maßregeln zu seiner Vertheidigung zu nehmen wußte.

Unter den preußischen, bei dieser Belagerung angestellten Feldherren herrschte kein richtiges Einverständniß. Feldmarschall Keith war unlängst vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, aus russischen in preußische Dienste getreten. Man kann diesem edlen Manne, dessen Andenken ich noch verehre, weder militärische Talente noch Heldenmuth absprechen; vielmehr besaß er, als ein eingebohrnen Schottländer, letzteren in einem Grade, den die, dieser Nation eigene Kaltblütigkeit, und die unter einem Münnich erlernte Kriegskunst um so vieles erhöhte. Es scheint aber, daß er, als Ausländer, das feste, einem Generale so unentbehrliche Zutrauen seiner Untergebenen, nicht ganz zu gewinnen vermochte, da diese nur gewohnt waren, Anführern zu gehorchen, die als Eingebohrne von ihrer Jugend an durch alle Stufen des Militärs empor gestiegen waren.

Unter ihm stand der General Fouquet; ein Mann, der nach der Stärke des Ausdrucks, Heerführer genannt zu werden verdient; der während dieses Krieges Beweise seiner Talente und persönlichen Tapferkeit ablegte, und dieserhalb bis an seinem Tode des besondern Zutrauens seines Monarchen genoß; der aber in seine Taktik zu viel Pedanterie mischte, und dessen Scharfsinn ihm nicht erlaubte einem andern, als dem von ihm erzeugten Gedanken Gehör zu geben.

Der als Ingenieur, zur Führung der Belagerung, angestellte Obrist Balby hatte zwar kürzlich die von Schweidnitz glücklich beendigt, hatte der von Bergenopzoom im Jahre 1747 als Freiwilliger beigewohnt, und man konnte ihm die theoretischen Kenntnisse eines Ingenieurs nicht absprechen; allein er hing zu stark an veralteten Gebräuchen, und entsagte seinen einmal gefaßten Meinungen nicht gern, wenn gleich solche auf falschen Hypothesen beruhten. Unter den ihm untergeordneten 22 Ingenieuren waren verschiedene fähige Köpfe; allein sie hatten noch zu wenig Gelegenheit gehabt, sich in Belagerungen von Wichtigkeit zu üben; und so wie die Officiere der Artillerie, deren Geschicklichkeit und praktische Kenntniß ihrer Wissenschaft kein Kenner bezweifelt, mußten sie — gehorchen. —

Aus der Schilderung dieser drei Hauptpersonen, von deren Eintracht oder Uneinigkeit das Schicksal der Belagerung abhing, läßt sich leicht schließen, daß sie wegen ihrer so verschiedenen Denkungsart oft gegen einander anstoßen mußten; und daß die Fehler, die Balbys Eigensinn begehen ließ, und Fouquet, aus Hang zum Förmlichen, nicht selten billigte, durch das Ansehen und die Einsicht des Feldmarschalls nicht so leicht verbessert werden konnten. Ich werde hier nur die unverzeihlichsten erwähnen, da es hauptsächlich

diese waren, die den Grund zu verschiedenen daraus fließenden geringeren, und zur Verzögerung der Belagerung legten.

Nachdem man darin übereingekommen war, Olmütz von der Seite des Theresienthores zu belagern, bestimmte man einen Hohlweg, der in einer Länge von einigen hundert Schritten über den sogenannten Tafelberg lief, zum Mittelpunkte der ersten Parallele. Die Vortheile die man sich davon versprach, bestanden in der Verminderung der Arbeit der ersten Nacht und in Balbys Voraussetzung: der Berg sey sehr geschickt daselbst die besten Demontirbatterien zu errichten. Ob gleich nun diese erste Parallele, gegen alle Grundsätze der Belagerungskunst, in einer Entfernung von 1500 Schritten angelegt ward: so wäre dies noch zu entschuldigen gewesen, hätte man diesen Laufgraben bloß als einen Waffenplatz betrachtet, aus dem man mit mehr Sicherheit weiter zu gehen zur Absicht gehabt hätte. Allein da, nach dem alten Herkommen, die Demontirbatterien in der ersten Parallele angelegt zu werden pflegen: so hielt man sich für berechtigt, von dieser Regel nicht abweichen, und daher die ersten sechs Batterien hier erbauen zu müssen. — Man ließ solche sogleich mit der lebhaftesten Thätigkeit bedienen, ohne zuvor zu untersuchen, ob man auch bei der Schußweite, im Stande seyn würde, dem Hauptentzwecke, nämlich das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen und die Werke zu zerstöhren, völlig zu entsprechen. Leider zu spät, und nachdem eine Menge Munition ohne Wirkung verschwendet, auch durch die nothwendig verdoppelte Kraft des Pulvers, manches Geschütz unbrauchbar geworden war, sahe man ein, wie wenig zweckmäßig man gehandelt hatte. Der vorsichtige General Marschall hingegen bemerkte diesen Fehler nicht so bald, als er anfing sein Feuer weislich zu sparen. Dies

an sich kluge Betragen ward auffallend; es ward verschiedentlich ausgelegt, und bei manchen Kurzsichtigen erregte es sogar die schmeichelhafte Hoffnung, es fehle der Festung an hinlänglichem Geschütze und an Munition *).

Feldmarschall Keith, der schon mehr Belagerungen beigewohnt hatte, sahe die unschickliche Anlage der Demontirbatterien zuerst ein. Er bestand darauf, man müsse mit der Arbeit weiter vorrücken, und dann das Geschütz der Festung näher bringen; Balby hingegen hatte zu viel Anhänglichkeit an seine einmal gefaßten Vorurtheile, um nachzugeben. Hierdurch entstand ein Streit, der nur durch die persönliche Dazwischenkunft des Königs geschlichtet werden konnte. Balby erhielt den gemessenen Befehl unverzüglich zu einer zweiten Parallele zu schreiten. Er mußte gehorchen, beging aber einen andern Fehler, den er erst einsah, da der Sache nicht mehr abzuhelfen war. Dieser bestand darin, daß er die zweite Parallele gerade in den Strich der Werke brachte, welche Marschall auf den Inseln der Powalka hatte anlegen lassen. Diese Werke lagen tief, und bestrichen mit ihrem vertilgenden Feuer einen großen Theil der Parallele dergestalt, daß man sich genöthigt sahe Traversen darin anzulegen.

Diese begangenen Hauptfehler verzögerten die Belagerung merklich. Sie gaben die Veranlassung dazu, daß man auf

*) Zu dieser sonderbaren Behauptung trug wohl der Umstand das seinige bei, daß Marschall, um der tobenden preußischen Artillerie die Antwort nicht ganz schuldig zu bleiben, sich anfänglich marmorner Kugeln — wahrscheinlich eines Ueberbleibsels aus dem dreißigjährigen Kriege — bediente, um seine eisernen zweckmäßiger zu gebrauchen.

auf die Arbeiten eine verdoppelte Sorgfalt und Kunst anwenden mußte; zugleich aber wurden dieselben die unmittelbare Ursache der Zeitversplitterung, der gehäuften Kosten und des Verlustes an Menschen. Der König machte dem Obristen Balby die bittersten Vorwürfe; allein dieser war zu eigensinnig, um seine Vorurtheile zurückzunehmen; vielmehr schien er sich widersetzen zu wollen, als man das Geschütz vom Tafelberge nach den, in der zweiten Parallele erbaueten neuen Batterien abführte. Hier war dessen Wirkung ungleich zweckmäßiger, allein auf dem Tafelberge war schon zu viel Munition verschwendet worden; wollte man daher mit dem im Depot noch befindlichen Vorrathe zur Unterstützung der Sappenarbeit, bis zur Ankunft des aus Neiße erwarteten Transports, reichen, so mußte man haushälterisch zu Werke gehen. Man berechnete daher wie viel Schüsse man täglich thun könne, und auch diese bestimmte Schußzahl mußte in der Folge vermindert werden, da der Transport aus verschiedenen Ursachen sich um einige Tage verspätete.

Aus dieser inconsequenten Art, eine Belagerung zu führen, läßt sich leicht urtheilen, daß es den Preußen eben so beschwerlich fallen mußte ihre Arbeiten fortzusetzen, als daß die Belagerten völlige Musse genossen, den an ihren Werken angerichteten Schaden mit der größten Bequemlichkeit auszubessern; ja, als die Belagerung aufgehoben werden mußte, war es ihnen kaum anzusehen, daß sie eine ausgehalten hatten. Indeß war es dennoch den Belagerern, jedoch unter unglaublicher Anstrengung und den größten Gefahren, gelungen, ihre Sappen bis zum Glacis der Festung zu bringen, und an der dritten Parallele zu arbeiten, ehe Feldmarschall Daun einen bedeutenden Schritt that, um Olmütz zu entsetzen. Unbeweglich war er zeither in seinem Lager bei

Gewitz geblieben, und ungeachtet alle Vortheile auf seiner Seite waren, ungeachtet es völlig in seiner Gewalt stand, den König anzugreifen und zu zwingen, von der Belagerung abzustehen; so hatte er doch nichts entscheidendes unternommen. Wahrscheinlich hielt er es für überflüssig, sich in Verlegenheit zu setzen, um einer Festung zu Hülfe zu kommen, die bei einer so wenig regelmäßig geleiteten Belagerung sich selbst so gut zu vertheidigen im Stande war, und noch an Nichts Mangel litt. In seinem festen Lager war er gegen jeden Angriff sicher; seine abgesonderten Corps hingegen engten die Preußen so ein, daß ihnen der Unterhalt äußerst beschwerlich gemacht wurde; ja, wären die Saten nicht in ihrem besten Wachsthume gewesen, so weiß ich nicht, wovon in der beschränkten Gegend, die sie besetzt hatten, ihre Cavalerie und der ansehnliche Train sich würden haben erhalten können. Außer Mehl, Reiß und Schlachtvieh, welches sie mit nach Mähren gebracht hatten, mußten sie alle übrigen Bedürfnisse aus Schlesien ziehen, weil die dem Hause Oestreich so eifrig ergebenen Eingebohrnen nichts weniger als geneigt waren, ihnen selbst für baares Geld etwas zufließen zu lassen. Die wenigen Marketender aber, die, bei der wahrscheinlichsten Gefahr alles einzubüßen, es wagten, ihre Waaren durch das Gebirge zu bringen, setzten darauf die übertriebensten Preise*).

*) So wurde z. B. ein Pfund Kaffee mit 1 Thlr. 16 Gr., ein Pfund Zucker mit 1 Thlr. 12 Gr., ein Maß schlechter Franz= oder Niederungarwein mit 1 Thlr. 12 Gr. bis 2 Thlr., ein Pfund Butter mit 16 Gr., ein Maß Branntwein mit 16 bis 18 Gr., und so alles übrige nach Verhältniß, bezahlt. Man war froh, diese nicht zu entbehrenden Bedürfnisse um einen fünfmal höheren, als dem gewöhnlichen, Preis erhalten zu können.

Sobald der Feldmarschall Daun von dem Zustande der Belagerung, besonders aber von der Ankunft des aus Neiße erwarteten Transports, näher unterrichtet worden war, schien ihm endlich der Zeitpunkt eingetreten zu seyn, zum Entsatze von Olmütz zu schreiten. Zwei Mittel, dies auszuführen, standen ihm zu Gebote: entweder mußte er den König in seiner bei Proßnitz genommenen Stellung angreifen, oder den ankommenden Transport zu zersprengen und zu erobern suchen. Ersteres schien ihm um so mißlicher in der Anwendung, da, wenn ihm das zweite auszuführen glückte, ein und eben der Entzweck mit weniger Gefahr erreicht werden konnte. Es war ausgemacht, daß, wenn es dem Könige nicht gelingen sollte, den aus 3000 mit Gelde, Munition und Lebensmitteln befrachteten Wagen bestehenden Transport sicher in sein Lager zu bringen, er nothgedrungen die Belagerung aufheben mußte, um unverrichteter Sache auf seinen Rückzug Bedacht zu nehmen. Die Ausführung dieses Vorhabens schien auch um so leichter, da die engen Pässe, welche der Transport zu durchziehen hatte; die Länge des Weges, den die große Anzahl Wagen einnahmen; die verdeckten Märsche, welche die zum Angriffe bestimmten Corps wählen konnten; die gebirgichte, waldichte Gegend, wo sehr schickliche Hinterhalte zu veranstalten waren; die Treue der Nation, die sich willig zu Kundschaftern gebrauchen ließ, und zur Zeit des Angriffs sogar bewaffnet erschien, eben so viele erwünschte Aussichten an die Hand gaben, als sie den Preußen Verderben zu prophezeihen schienen. Alles kam hier nur auf Verschwiegenheit und zweckmäßige Maßregeln an, um das Werk zu krönen.

Daß der so vorsichtige Daun an allen diesen Erfordernissen es nicht fehlen ließ; daß er 20,000 Mann zu dieser

Unternehmung bestimmte; daß er dazu seine geschicktesten Feldherren wählte; den ganzen Transport zersprengte und eroberte, während er sich das Ansehen gab, den König anzugreifen, ist aus der Geschichte des Krieges bekannt; vielleicht aber weniger, daß Friedrich II diesmal um so mehr getäuscht ward, da, nach seiner Voraussetzung, Daun das Schicksal von Olmütz durch eine Schlacht zu entscheiden verbunden sey; daß die große Anzahl der feindlichen leichten Truppen seinen ausgesandten Patrouillen nicht erlaubten, sich weit zu wagen; daß der Fanatismus der Mähren es fast unmöglich machte, treue Kundschafter, selbst nicht für schweres Geld, zu bekommen, und daß er daher bloß unzuverlässige, wohl gar falsche Nachrichten von den Bewegungen der Oestreicher erhielt. Sicher ist es wenigstens, daß die Absendung des Ziskowitzschen, als des stärksten feindlichen Corps, ihm völlig unbekannt blieb, und daß er glaubte, der Obrist Mosel werde mit einer Bedeckung von 9000 Mann im Stande seyn, alle Anfälle des Generals Laudon abzuhalten, wenn General Ziethen dem Transport mit 4000 Mann entgegen zöge. Zu spät also erfuhr der König die seinem Transporte drohende Gefahr, zu spät sandte er den General Retzow mit seinem an der Fistritz gelagerten Corps zur Unterstützung ab. Der Schlag war geschehen, der Transport verlohren, und alle Zugänge des Gebirges besetzt, ehe Retzow eine Meile vorgerückt war. Er mußte daher, wenn er nicht abgeschnitten werden wollte, eilen, seinen Rückzug anzutreten, und kaum konnte er die zur Unterhaltung der Gemeinschaft mit der Belagerungsarmee geschlagene Brücke erreichen, als schon ein von dem Daunischen Heere ihm nachgeeiltes Corps seinen Nachzug hindern wollte, dieselbe abzubrechen.

Doppelt schmerzhaft war dem Könige der erlittene Verlust. Zu geschweigen, daß ihm eine Abtheilung seiner Armee zu Grunde gerichtet oder versprengt, eine Menge Munition und ein ansehnlicher Mehlvorrath dem Feinde in die Hände gerathen war; so hatte Feldmarschall Daun, durch seinen Marsch nach Groß-Teinitz, sich die Gemeinschaft mit Olmütz nun völlig eröffnet. Der Verlust des Transports machte die Fortsetzung der Belagerung unmöglich; die Gebirgspässe nach Schlesien waren mit 25,000 Mann besetzt, und Friedrich II befand sich in einem Lande, wo es ihm in kurzem an Lebensmitteln fehlen konnte. Von der äußersten Wichtigkeit war es daher, einen schnellen Entschluß zu fassen, ehe der Feind Zeit gewönne, ihn von allen Seiten zu umringen und in die Nothwendigkeit zu versetzen, mit dem Degen in der Hand sich einen Weg nach seinen Staaten zu bahnen. Die Aufhebung der Belagerung war daher die erste Folge dieses Entschlusses. Feldmarschall Keith bewirkte dieselbe mit vielem Glücke; denn General Marschall, der den Rückzug ungemein erschweren, ja durch einen lebhaften Ausfall sich vielleicht des größten Theils des Belagerungsgeschützes bemeistern konnte, that es nicht. Sey es nun, daß er bei dieser Gelegenheit einen verzweifelten Streich der Preußen befürchtete, oder zu menschenfreundlich dachte, um noch mehr Blut zu vergießen; so ist es doch Thatsache, daß er den Abzug auf keine Weise hinderte. Seine in den bedeckten Weg gestellten Kroaten ließen ihm zwar melden, der Feind hebe die Belagerung auf, und sie wären bereit, seinen Nachzug lebhaft zu verfolgen; allein er verbot dies, indem er zu dem an ihn abgeschickten Officier gesagt haben soll: „Die „Leute haben doch Unglück genug erlitten, laßt sie in „Frieden ziehen.“

So scheiterte der nach Mähren unternommene Zug, der, nach dem unpartheiischen Urtheil einsichtsvoller Feldherren, unter den obwaltenden Umständen, nicht leicht einen glücklichern Ausgang gewinnen konnte. Die Belagerung von Olmütz hatte einen ausserordentlichen Kostenaufwand verursacht; der Verlust an Menschen, Geschütz, Munition und Lebensmitteln war beträchtlich. Alles dieses war ohne allen Nutzen verschwendet, und in dieser bedrängten Lage entstand jetzt die wichtige Frage: welches sind die zweckmäsigsten Mittel, die Armee, die man aufs Gerathewohl nach Mähren hatte wandern lassen, nebst einem ungeheuren Train wieder glücklich herauszuziehen? Dies wirklich schwere Problem löste indeß Friedrich II durch einen Entschluß, der das Publikum, welches seine bisherigen Schritte zu tadeln gewagt hatte, zur Bewunderung fortriß. Ueberhaupt erschien dieser Heerführer nie größer, als nach ausgestandenen Widerwärtigkeiten.

Nothgedrungen ward der Rückzug beschlossen; allein noch war nicht entschieden, welchen Weg man wählen sollte. Dauns Stellung bei Groß-Teinitz, so wie die der Generale Laudon und Zischkowitz im Gebirge, erlaubten nicht, die Straße über die Morava nach Troppau zu nehmen. Der Weg über Auße und Altstadt nach der Grafschaft Glaz war wegen der hohen Gebirge und engen Pässe zu beschwerlich, als daß man denselben einzuschlagen wagen durfte. Auf beiden war der Untergang der mit dem Belagerungsgeschütz und sonstigen Train belasteten Armee höchst wahrscheinlich, wenn der in der Nähe stehende Feind nur irgend Thätigkeit bewies. Der sicherste Ausweg schien also, einen Versuch zu machen, über Zwittau und Leitomischl nach Böhmen zu ziehen, sich Meister von Königsgrätz zu

machen, und von dort aus den Marsch nach Schlesien anzutreten. Freilich war auch dieser Zug manchen Schwierigkeiten unterworfen, worunter die sichere Bedeckung von mehr als 4000 Fuhrwerken und die Bedürfnisse an Lebensmitteln die vornehmsten waren; allein in der Lage, worin sich der König befand, gewährte er ihm doch noch die meisten Vortheile. Die Stellung der östreichischen Hauptarmee hinter Olmütz verstattete ihm einen Vorsprung; die Wege nach Böhmen waren bequemer; dies Königreich war von Truppen entblößt; zu Leitomischl und Königsgrätz waren Magazine befindlich, woraus man das Heer verpflegen konnte; die Last des Krieges ward unvermerkt von Schlesien abgewendet; der Schauplatz desselben nach Böhmen versetzt, und gelang es dem Könige, die Ufer der Elbe zu erreichen: so stand es in seiner Gewalt, sich in dortiger Gegend auf Kosten des Feindes so lange zu erhalten, als es ihm seine Umstände erlaubten. Es kam bloß darauf an, dem Feldmarschall Daun seine wahre Absicht zu verhehlen, dessen Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände zu richten, und ihm die Gelegenheit zu benehmen, den Marsch nach Böhmen mit Thätigkeit zu erschweren, vielleicht gar zu verhindern.

Die bekannte Kriegslist *), welcher der König sich be-

---

*) Der König fertigte einen Feldjäger mit einer Ordre an den Kommandanten zu Neiße ab, Brod und Futter zur Ankunft der Armee, die ihren Marsch über Troppau nehmen würde, in Bereitschaft zu halten. Dieser Jäger war angewiesen, durch scheinbare Bekümmerniß, des rechten Weges zu verfehlen, Anlaß zur Vermuthung zu geben, er sey der Ueberbringer wichtiger Geheimnisse. Die Bergbewohner schöpften daher Verdacht, bemächtigten sich seiner, und führten ihn zum Feldmarschall Daun, dem auf diese Weise die falsche Depesche in die Hände gespielt ward.

diente, um seinen Feind in Absicht seines gefaßten Entschlusses zu hintergehen, wirkte so gut, daß Daun seine ganze Aufmerksamkeit darauf richtete, die Pässe im Gebirge dergestalt zu besetzen, daß er von dem Rückzuge der Preußen nach Troppau alle möglichen Vortheile ziehen konnte. Schon mochte er sich mit der süßen Hoffnung schmeicheln, eine erwünschte Gelegenheit herbeigeführt zu haben, diese Armee, wo nicht ganz aufzureiben, doch wenigstens außer Stand zu setzen, den übrigen Theil des Sommers thätig zu seyn, und auf solche Weise den Feldzug mit leichter Mühe rühmlich zu beschließen, als er eben so überlistet ward, wie er kurz zuvor den König in Absicht seiner Bewegungen getäuscht hatte. Kaum merkte letzterer, daß Daun alle Sorgfalt auf die schlesische Gränze richte, so berief er seine Generale und Staabsofficiere, schilderte ihnen seine erlittenen Widerwärtigkeiten mit dem Feuer seiner Beredsamkeit, verhehlte ihnen die Gefahren nicht, die sie wahrscheinlich zu bestehen haben würden, und forderte bei Vorfällen, wo Gewalt zu gebrauchen das einzige Rettungsmittel seyn dürfte, ihre erprobte Tapferkeit abermals auf. Alle gaben ihm die bündigste Versicherung ihrer Treue, und nun trat er den Marsch nach Böhmen mit der ihm eigenen Vorsicht und Schnelligkeit an.

Mit welcher taktischen Präcision Friedich II diesen Zug bis nach Königsgrätz ausführte; mit wie vieler Entschlossenheit er sich unter den Augen des großen östreichischen Heeres zwischen der Elbe und dem schlesischen Gebirge aufhielt; wie er vier Wochen lang seine Armee auf Kosten des Feindes unterhielt, und wie meisterhaft — jedoch nur durch einen fremden Antrieb genöthigt — er seinen Ruckzug nach Landshut veranstaltete: alles dies findet man in des Herrn von Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges

beschrieben *). Es sey mir indeß erlaubt, einiger weniger bekannten Züge zu erwähnen, welche diese ganze Unternehmung besonders charakterisiren.

Durch den Vorsprung, den die Preußen den Oestreichern abgewonnen hatten, so wie durch die zweckmäßigen Stellungen, welche der König jedes seiner abgesonderten Corps nehmen ließ, war es gelungen, einen Train von mehr als 4000 Fuhrwerken sicher bis nach Triebau zu bringen. Allein jetzt fingen die Schwierigkeiten an sich täglich zu mehren. General Buccow hatte das Defilee von Schönhengst auf dem Wege von Triebau nach Zwittau verhauen und besetzen lassen. Die Generale Laudon und Zischkowitz blieben längs der Gränze der Grafschaft Glaz dem Transporte stets zur Seite, und General Lascy folgte mit seinem Grenadier- und Carabinier-Corps den Preußen auf dem Fuße nach. Hierzu kam, daß der Feldmarschall Keith, dem die Bedeckung des Trains aufgetragen war, plötzlich krank ward. Die Engbrüstigkeit, mit der er in seinem hohen Alter oft zu kämpfen hatte, zwang ihn, das Bette zu hüten, und an seiner Stelle übernahm General Fouquet den Oberbefehl.

Ein neuer Heerführer macht nicht selten neue Einrichtungen, und Fouquet war gerade der Mann, der zu sehr an der Pedanterie der Taktik hing, als daß er einer andern als seiner eigenen Meinung hätte seyn können. Er befehligte 33 Bataillone, 2 Mineur-Compagnieen, 3 Freibataillons, 21 Schwadronen Reiterei und 15 Schwadronen Husaren, mit welchen jene 4000 Fuhrwerke gedeckt und sicher nach Königsgrätz gebracht werden sollten. Dieser Zug schien zu

*) Geschichte des siebenjährigen Krieges, 2r Th. S. 139 — 189.

lang, um ihn auf einem Wege auf einmal in Gang zu bringen und zu erhalten; er beschloß daher, daraus drei Abtheilungen zu machen, von denen jede einen Tag später aufbrechen sollte, um sich in ihrem bessern Fortkommen nicht zu hindern. Bei dieser Eintheilung ward die arithmetische Division so pünktlich wie möglich beobachtet. Jeder Zug von 1333 Fuhrwerken, wobei das grobe Geschütz, die Pontons, das Proviantfuhrwesen und das Gepäcke, zu einem Drittheile jeder Art eingetheilt ward, bekam 11 Bataillone, $\frac{2}{3}$ einer Mineur-Compagnie, 1 Freibataillon, 7 Schwadronen Reiterei und 5 Schwadronen Husaren zur Bedeckung. Fouquet selbst führte die erste, der Graf Wied die zweite, General Retzow die dritte, und in dieser Ordnung sollten diese verschiedene Divisionen den 6ten, 7ten und 8ten Julius von Triebau aufbrechen.

Gegen die Methode, einen zahlreichen Train zu zergliedern, um seinen Zug zu erleichtern, ist um so weniger etwas einzuwenden, da es unstreitig eins der wichtigsten, zugleich aber schwersten Geschäfte eines Feldherrn bleibt, einen Zug von einigen tausend Fuhrwerken im Angesichte des Feindes sicher zu bedecken, und ohne Verlust zu leiden durchzubringen. Fouquet hatte diese Methode mit vielem Glücke beobachtet, als er das Belagerungsgeschütz von Neiße nach Mähren brachte; allein damals hatte er keinen Feind, der ihn beunruhigte, gegen sich; es stand bei ihm, mehrere Wege einzuschlagen, und er ward durch die Armee des Königs gedeckt. Gegenwärtig trat gerade der umgekehrte Fall ein. Friedrich war mit einem Theile des Heeres nach Böhmen vorausgegangen, um sich einen Ausweg zu bahnen; man konnte nur auf einer Straße fahren; um sich mit der Eröffnung des Passes von Schönhengst nicht abzugeben, mußte

man einen Umweg über Krenau nehmen; drei Tage, die man bei Triebau verweilen sollte, waren mehr als hinreichend, den im Anzuge begriffenen Lascy, ja den schwerfälligen Daun selbst mit seiner ganzen Macht näher zu bringen. Buccow, Laudon und Zischkowitz blieben stets auf den Flanken, und der Transport war gerade das Letzte der preußischen Armee, was Mähren verließ; diese Art zu marschiren hätte indeß dennoch Vortheile gewähren können, wäre die dritte und letzte Division, die doch im eigentlichen Verstande den Nachzug des ganzen Heeres ausmachte, und in jeder Stunde gefaßt seyn mußte, mit einem weit überlegenen Feinde handgemein zu werden, nicht auch mit mehr als 1300 Fuhrwerken belastet gewesen. Wir glauben also in diesem Verfahren des in vorgefaßten Meinungen so eigenwilligen Generals, den ersten Fehler bemerken zu können, den er bei dieser Gelegenheit beging; so wie man den zweiten darin setzen muß, daß, als die erste Division den Paß bei Krenau erreicht hatte, und General Forcade, bei dessen Annäherung, die so lange besetzt gehaltenen Höhen von Johnsdorf verließ, und zum Könige zu stoßen, Fouquet diese wieder zu besetzen vernachlässigte. Hierdurch und durch den so sehr verzögerten Abmarsch der beiden ersten Divisionen geschahe es, daß Buccow Gelegenheit fand, sich in die Wälder, die den Paß umgeben, zu schleichen, und Lascy Zeit gewann, sich der vorbenannten Höhen zu bemeistern. Zum Glück hatte Retzow von dem Anmarsche der feindlichen Armee, und besonders ihrer abgesonderten Corps, Nachricht erhalten. Die Vorsichtigkeit rieth ihm daher, die Disposition des Generals Fouquet nicht buchstäblich zu nehmen, vielmehr mit seiner Division der zweiten auf dem Fuße zu folgen. Es traf sich

daher, daß der Nachzug des Grafen Wied und sein Vortrab sich gerade gegen Krenau befanden, als die Croaten ein heftiges Feuer auf die in dem Defilee ziehenden Wägen machten, Lascy aus der auf der Anhöhe errichteten Batterie die vorbeiziehenden Bataillone lebhaft beschoß, und das Dorf mit 8 Compagnien Grenadiere besetzen ließ.

Völlig abgeschnitten wäre also die dritte Division gewesen, hätte Retzow sich an die Fouquetische Disposition gebunden; so aber blieb der Zug nur so lange getrennt, als es Zeit erforderte, den Feind aus dem Walde und dem Dorfe zu treiben, das Defilee aufzuräumen, das Dorf in Brand zu stecken, und durch alle diese sich schnell gefolgten herzhaften Entschlüsse den General Lascy stutzen zu machen. Gleichwohl kostete dies abgenöthigte Gefecht über 200 Kriegern das Leben oder ihre gesunden Glieder. Allen ferneren Versuchen des Feindes, den Transport zu sprengen, begegnete Retzow mit vieler Entschlossenheit, setzte während der Nacht seinen Marsch fort, erreichte Zwittau, und genoß die Ehre, bei dieser Gelegenheit alle seine Schritte mit Einsicht abgemessen und kein Fuhrwerk von Bedeutung verlohren zu haben.

Als ich von demselben an den Feldmarschall Keith nach Zwittau (Fouquet war mit seiner Division schon nach Leitomischl aufgebrochen) gesandt ward, um die Ankunft der dritten Division zu melden, fand ich diesen würdigen Greis noch auf seinem Krankenlager. Ich mußte ihm eine Beschreibung der Vorgänge des abgewichenen Tages machen, und mit Rührung antwortete er mir: Je félicite le Général Retzow de s'être si bien tiré d'affaire. J'ai prévu les inconvéniens, qui resulteroient de la disposition donnée à Tribau, qui je vous assure, n'a pas été de mon aveu. J'avoue que

je vous comtois perdu, si le Maréchal Daun avoit témoigné autant de vigueur, que ses Généraux de sagacité *).

Von Zwittau bis Leitomischl werden die Wege ebener, und wenn man das Defilee bei Nickel zurückgelegt hat, giebt der sogenannte Kaiserweg dem Fortkommen der Fuhrwerke einen herrlichen Vorschub. Dieser Weg, den Kaiser Carl VI von Prag aus mit großen Kosten anlegen ließ, ist gegen das dabei liegende Terrain um etwas, in den Niederungen aber um mehrere Fuß erhöht und mit gewölbten Brücken versehen, um den Regengüssen oder sonstigen Ueberschwemmungen einen freien Spielraum zu verstatten. Neben dieser erhöheten Straße geht der sogenannte Sommerweg, auf welchem man in der jetzigen trockenen Jahreszeit sehr bequem fortkommen konnte. Obgleich nun nach der Disposition des Generals Fouquet die beiden letzten Divisionen einander in der vorgeschriebenen Ordnung folgen sollten: so bediente sich doch der von Lascy auf dem Fuße verfolgte Retzow dieses Nebenweges mit solcher Geschicklichkeit, daß er der Abtheilung des Grafen Wied ein gut Stück des Weges zur Seite blieb, und fast zu gleicher Zeit mit ihr Leitomischl erreichte, ohne vom Feinde eingeholt worden zu seyn.

Als Fouquet der zweiten Division entgegen geritten war, und zugleich die Spitze der dritten ihr zur Seite er-

---

*) Ich wünsche dem Generale Retzow Glück, sich mit so vieler Ehre aus einem schlimmen Handel gezogen zu haben. Ich sah die Schwierigkeiten voraus, die aus der zu Triebau gegebenen Disposition entstehen konnten, versichere aber, daß solche in der Art nie meine Zustimmung erhalten haben würden. Offenherzig muß ich gestehen, daß ich diese letzte Division schon für verlohren hielt, wenn der Feldmarschall Daun eben so viel Kraft, als seine Feldherren Betriebsamkeit, gezeigt hätte.

blickte, war er unzufrieden, daß man seine einmal befohlene Marschordnung geflissentlich verändert hatte. Nach seiner hämischen Art zu denken, würde er gewiß nicht abgeneigt gewesen seyn, ein strafbares Verbrechen daraus zu machen; da indeß der Entschluß des Generals Retzow den Umständen angemessener war als die ertheilte Disposition: so hatte er kein bestimmtes Recht ihm solches zu verweisen. Er hüllte daher seinen Verdruß in die ironische Frage: Hé! d'ou venez-vous mon Général? ein, die ihm aber die lakonische Antwort zuzog: Par le grand chemin, votre Excellence! — Es bleibt indeß wahrscheinlich, daß Fouquet das bei dieser Gelegenheit bezeigte rühmliche Benehmen des Generals Retzow bei dem Könige nicht in das verdiente Licht gestellt haben mag; denn als dieser Feldherr sich bald darauf in dem Gefechte bei Holitz *) durch so viele Einsicht auszeichnete, war der König dennoch nicht zufrieden, sondern ließ ihn einige Kälte fühlen; die aber bei dem bald darauf besser unterrichteten Monarchen, und besonders durch die Geschicklichkeit verwischt ward, mit welcher Retzow bei dem Rückzuge aus Böhmen die rechte Flanke der Armee, durch die unwegsamste Gegend des Gebirges, deckte. Es bleibt immer wahr, daß der Mensch, von Leidenschaften hingerissen, selbst das ausgemachte Verdienst verkennt. —

War übrigens der dem Publikum so inkonsequent geschienene Zug nach Mähren aufänglich sehr getadelt worden; war derselbe auch wirklich wenig zweckmäsig ausgefallen; ja

---

*) Von diesem Gefechte findet man eine sehr richtige Beschreibung im zweiten Theile des Herrn von Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges, Seite 164 — 168, worin der Verfasser dem General Retzow alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

hatte der König sich sogar in große Gefahren verwickelt gesehen: so war dagegen sein Rückzug durch Böhmen nach Schlesien desto rühmlicher. Er war ihm so viel werth, als ein glänzender Sieg. Europa staunte nicht wenig, als es, gegen alle Erwartung, die preußische Armee auf ihre anfängliche Operationslinie so glücklich zurückgeführt erblickte, und bewunderte die Talente des Königs eben so enthusiastisch, als es Dauns Benehmen tadelte. Friedrichs Geist, durch die erlittenen Widerwärtigkeiten auf kurze Zeit niedergedrückt, hob sich zu seiner gewöhnlichen Höhe empor, sobald er sein Heer, ohne weitern Verlust, bei Königsgrätz versammelt sah, und triumphirend spottete er jetzt der Unthätigkeit seines Gegners. Freilich mußte das Glück mit im Spiele seyn, wenn er sich mit Ehren aus dem verworrenen Handel herausziehen wollte. Daun mußte eben so viele Nachlässigkeiten begehen, als er zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen wußte. Der jenem so eigene vorsichtige Charakter mußte in den schnellen, aber abgemessenen, Schritten des Königs tausend Bedenklichkeiten finden; daher sich begnügen, ihm äußerst langsam zu folgen, und also geflissentlich die Gelegenheiten vorbeistreichen lassen, ihm den Schaden zuzufügen, den mehrere Thätigkeit wahrscheinlich zuwege gebracht haben würde. Man wird davon überzeugt, wenn man z. B. bemerkt, daß er, am Tage des Gefechts bei Holitz *), an welchem doch der König schon Besitz von Königsgrätz genommen hatte, erst die mährische Gränze verließ, um sich nach Böhmen zu ziehen; daß er erst fünf Tage darauf bei Pardubitz über die Elbe setzte, und erst nach vielen Recognoscirungen, Bedenklichkeiten und mit übertriebener Vorsichtigkeit **) ein äußerst

---

*) Den 12ten Julius. **) Den 22sten.

festes Lager, nahe bei dem preußischen, bezog: folglich zehn Tage zubrachte, um einen Weg von ungefähr 9 Meilen zurückzulegen. Bei dieser Art sich zu benehmen, dürfte es dem Feldmarschall Daun schwerlich gelungen seyn, den König aus Böhmen zu verdrängen, hätten nicht andere Vorfälle den Monarchen gezwungen dies Königreich selbst zu verlassen.

Dieser Rückzug war ein Meisterstück der Taktik. Von den vier Hauptstraßen, die aus Böhmen nach Schlesien führen, wählte der König gerade die unbequemste, indem er seinen Marsch über Politz und Friedland nahm. Hier sind die Gebirge ungleich höher, die Pässe enger und beschwerlicher, als über Trautenau und Schatzlar, oder über Levin und Reinerz. Weder die mit diesem Marsche vergesellschafteten Unbequemlichkeiten und Gefahren; weder die Menge der ihn umschwärmenden feindlichen leichten Truppen, die im Einverständnisse mit den Bergbewohnern seinen Zug möglichst erschweren konnten, noch das Imposante einer ihm auf dem Fuße folgenden großen Armee schreckten ihn ab. Der Uebergang über die Metau, der im Angesichte seines Feindes unternommen wurde; so wie jeder Marsch, jede genommene Stellung, der zur Deckung der Flanken und zum Nachzuge bestimmten Corps, waren so mathematisch berechnet, daß Friedrich II, ohne einigen Verlust zu leiden, Schlesien erreichte. Weder Laudon noch Lascy, noch Janus, diese sonst so unternehmenden Feldherren, die ihn mit ihren abgesonderten Corps verfolgten, wagten es ihm zu nahe zu kommen; und Daun sehr zufrieden, einen Gegner losgeworden zu seyn, dessen Name und Gegenwart ihm die größte Behutsamkeit zu beobachten anrieth, blieb sogar mit der Hauptarmee bei Arnau stehen, um abzuwarten, welche Wendung der Feldzug der Russen in der Neumark nehmen würde.

Vergleicht

Vergleicht man das übertriebene, bedächtige Benehmen dieses Heerführers mit den damals im Publikum verbreiteten Berichten über diesen Feldzug; so bleibt es auffallend, wie man sich nicht scheuete, den freiwilligen Rückzug der Preußen als ein Werk seines militärischen Genies auszugeben; ja die Art, mit welcher Feldmarschall Daun den Angriff, den seine Kroaten auf die Vorstadt von Königsgrätz zu einer Zeit machen mußten, da der Rückzug schon beschlossen war, an seinem Hofe ausposaunte, muß jedem, der Zeuge dieses Gefechts gewesen ist, äußerlich lächerlich vorkommen.

XIII.

Feldzug der Preußen gegen die Russen in der Neumark. Schlacht bei Zorndorf, den 25sten August 1758.

Drei volle Wochen hatte Friedrich II in seinem Lager bei Königsgrätz allen Unternehmungen des Feldmarschalls Daun, ihn aus Böhmen zu verdrängen, getrotzt; und sicher würde er den Zauderer noch länger unthätig erhalten haben, hätte die täglich dringender werdende Noth seiner eigenen Staaten ihn nicht gezwungen, ihnen schleunig zu Hülfe zu eilen. Das Schicksal dieses Fürsten wollte es, daß er, während dieses grausamen Krieges stets seine Armee von einem Ende seiner Besitzungen zum andern führen mußte, um seinen vielen Feinden die Spitze zu bieten; nur einem mit so seltenen Talenten begabten Heerführer blieb es indeß vorbehalten, dergleichen abgenöthigte Wanderungen mit so hohem Muthe, und mit eben so viel Schnelligkeit als Einsicht aus-

zuführen, um die ihm drohenden Gefahren standhaft zu bestehen, wenn gleich er seine Siege nur mit Vergießung vieles Menschenblutes zu erkaufen vermochte. So war auch der Zug beschaffen, den er nach der Oder unternahm, um sich dem vordringenden russischen Heere entgegenzustellen.

Nachdem, seit der im Ministerium zu Petersburg vorgefallenen Veränderung, die Russen das von Vertheidigern ganz entblößte Königreich Preußen eben so geschwind wieder besetzt hatten, als es im vorigen Jahre der Sieger bei Groß-Jägersdorf zu verlassen befehligt ward: waren sie bemüht gewesen, alles zum bevorstehenden Feldzuge vorzukehren. Dreißigtausend Schlitten mußten Magazinvorräthe für eine Armee von 100,000 Mann herbeiführen. General Fermor, der sie anzuführen bestimmt war, hatte dieselbe der Weichsel näher rücken lassen, und von Elbing und Thorn — zwei damals unter polnischem Schutze stehende große Städte — sich Meister zu machen gewußt. Diese hatte er zu Waffenplätzen eingerichtet, auch ging er damit um, sich des Besitzes von Danzig zu versichern. Allein dieser Versuch ward durch die Widersetzlichkeit der Bürgerschaft und durch die Aufmerksamkeit, die dieser Schritt bei der Krone Pohlen nothwendig rege machen mußte, vereitelt. Auf diese seine Zurüstungen brachte er indeß drei Monate zu, ehe er über die Weichsel zu gehen beschloß. Hier verweilte er abermals, um die Ankunft einer zweiten Armee von 20,000 Mann zu erwarten, welche die Kaiserinn Elisabeth *) unter der Benennung des

*) Diese Monarchinn mochte wohl weniger Antheil an der Mobilmachung dieses außerordentlichen Corps haben, als der Graf Peter Schuwalow, der Erfinder der geheimen Haubitzen, die seinen Namen führen. Jene hatte damals ihre Gesundheit gänzlich eingebüßt, und das mit ihrer natürlichen Unthätigkeit verbundene

neuen oder Observations-Corps hatte errichten lassen, und so verlief wieder ein Monat, ehe Fermor seine Operationen anfangen und fortsetzen konnte. Hätte seine damalige Lage es ihm erlaubt, mehr Thätigkeit in seine Unternehmungen zu bringen; wäre es ihm möglich gewesen, den Feldzug zwei Monate früher zu eröffnen: so war der Zeitpunkt, in welchem Graf Dohna die Schweden bei Stralsund eingeschlossen hielt, der König sich mit der Belagerung von Olmütz befaßte, und die Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen viel zu schwach war, um auch nur das allerkleinste Detaschement abzusenden, gewiß der günstigste, um in das Innere der brandenburgischen Staaten zu dringen, im Einverständnisse mit den Schweden die Armee des Grafen Dohna ins Gedränge zu bringen, und das nur mit einer schwachen Besatzung versehene Stettin zu erobern. Schrecklich würde dann Friedrichs Lage, noch schrecklicher aber würden die Folgen seines nach Mähren unternommenen Zuges gewesen seyn. Pommern, die Marken und Berlin konnten alsdann eben solche Verheerungen erdulden, wie sie in der Folge die Neumark trafen, ehe der König

---

Bedürfniß zur Ruhe, machte, daß sie die Geschäfte mehr als jemals vernachlässigte. Kaum konnte der neue Großkanzler, Graf Woronzow, sie dazu bewegen, daß sie ihren Namen unterschrieb; kaum raffte sie sich noch auf, wenn es Vergnügungen oder Zerstreuungen galt. Dieser hat in Rußland sich durch seinen übertriebenen Ehrgeiz berühmt gemacht. Er haßte den Großfürsten, den er gern vom Thron entfernt gehalten hätte; und es scheint sehr wahrscheinlich, daß er, um diesen Prinzen zu kränken, den Einfluß seines Vetters, des Grafen Iwan Schuwalow, erklärten Liebhabers der Kaiserin, benutzte, dies auserlesene Corps zur Armee nach Preußen zu senden. Gesch. Catharina's II. S. 73 und 80.

von den Ufern der Morava bis zu den Ufern der Spree gelangen konnte, und ein noch blutigerer Kampf, als der bei Zorndorf, würde vielleicht seine Angelegenheiten zu verbessern kaum im Stande gewesen seyn. Allein alle diese Aussichten mußten verschwinden, da Fermor mit vielen erheblichen Schwierigkeiten, sowohl in Absicht seiner Magazine, als der bei seiner Armee üblichen Art zu marschiren, zu kämpfen hatte *).

Als er über die Weichsel gegangen war, hatte es wirklich das Ansehen, als ob er seine Schritte nach Pommern richten wollte. Die Absendung eines Corps von 17,000 Mann das unter Anführung der Generale Romanzow und Demikew nach Neu-Stettin vordrang, schien dies Vorhaben zu begründen. Es ist indeß vorauszusetzen, daß Fermor, da er auf diesem Zuge keinen schiffbaren Fluß zu benutzen fand, vielleicht auch nach dem Wunsche des Wiener Hofes den Krieg nach Schlesien spielen sollte, es gerathener fand, sich der beiden Ufer der Warthe zu versichern, mit mehr Bequemlichkeit durch die Neumark an die Oder zu dringen. In dieser Absicht nahm er von Posen eben so Besitz, als er es von Elbing und Thorn gethan hatte, weil die Pohlen — der gelobten Neutralität ungeachtet — geschehen lassen mußten, was der Stärkere zu unternehmen für gut fand. Romanzow's Erscheinung in Pommern hatte dagegen nur zur

---

*) Der Marsch einer russischen Armee mußte damals außerordentlich schwerfällig seyn, weil, in Ermangelung eines gut eingerichteten und trefflich bespannten Proviantfuhrwerks und einer ordentlichen Feldbäckerei, eine jede Zeltschaft ihre Lebensmittel auf eigenen, zum Theil mit Ochsen bespannten, Karren mit sich schleppte. Wie ungeheuer mußte dieser Train seyn, und wie langsam daher der Marsch einer Colonne!

Absicht, den Grafen Dohna zu zwingen, den eingeschlossenen Schweden ihre Freiheit wieder zu geben, indem man ihn veranlaßte, den Gegenden zu Hülfe zu eilen, welche die Russen mit unmenschlicher Grausamkeit verheerten.

So menschenfreundlich Fermor das Königreich Preußen behandelte, da er daraus eine russische Provinz zu machen glaubte, so fürchterlich wütheten dagegen die Horden seiner leichten Truppen in den übrigen Staaten des Königs, die er beim Frieden für seine Beherrscherinn zu behalten nicht hoffen konnte. Die Schilderung aller Gräuel, die sie sich erlaubten, erweckt um so mehr Abscheu, seitdem gesittete Nationen es sich zur Schande anrechnen, Tod und Verwüstung unter die wehrlosen Einwohner des Landes zu verbreiten, wohin der Schauplatz des Krieges verlegt wird. Die Furcht vor den Kosaken trieb jeden zur Flucht an; sein Eigenthum ward geplündert, seine Wohnung ein Raub der Flamme, und wer nicht zu entfliehen vermochte, wurde tyrannisch mißhandelt, oder auf das erbärmlichste ums Leben gebracht. Die Kirchen wurden nicht verschont, auch sie wurden beraubt. Der halb nakte Kosak putzte sich mit den Umhängen der Altäre *); ihre Diener wurden gemordet; der Säugling

*) Als ein Beispiel der mit der Raubgier dieser Völkerschaft verbundenen Denkungsart, glaube ich, wird folgende Anekdote nicht am unrechten Orte stehen. Als im Jahre 1762 das Czernischewsche Corps zur preußischen Armee gestoßen war, und die dabei befindlichen Kosaken Streifereien auf der böhmischen Gränze vornahmen, begegnete einer meiner Freunde einem derselben, der sich ein schönes Meßgewand umgehängt hatte. „Aus „welcher Kirche hast du dies gestohlen?“ rief ihm jener zu; und dieser antwortete ihm in einem sehr undeutschen Dialekte: Lieb Gott beschert. Welche Begriffe mußten diese Unholde vom Raube und der Vorsehung haben!!

starb in den Armen seiner geschändeten Mutter, und der fast todt geprügelte Greis dankte Gott, wenn eine wohlthätige Lanze ihm den Gnadenstoß gab.

Diese Gräuel, noch mehr über die Fortschritte der Russen, bewogen endlich Friedrich II, Böhmen zu verlassen, um seine eigenen Staaten vom Untergange zu retten, und für die vielen Drangsale, die seine Unterthanen hatten erdulden müssen, blutige Rache an seinen unmenschlichen Feinden auszuüben. Kaum hatte er seine Armee glücklich nach Schlesien zurückgeführt, als er an der Spitze von 14,000 Mann auserlesener Truppen aufbrach, und in Zeit von eilf Tagen den beschwerlichen Marsch von Landshut bis an die Oder zurücklegte. Je näher er der Gegend von Küstrin kam, je mehr verdoppelte er seine Schritte, je williger folgte ihm der Soldat. Die aufeinander gedrängten Nachrichten von den Unternehmungen der Russen spornten ihn an, ihnen Einhalt zu thun, und die Verwüstungen dieser Barbaren forderten den gemeinen Mann, besonders der mitziehenden Nationalregimenter, auf, die verübten Gewaltthätigkeiten in ihrem Blute abzuwaschen. Unweit Küstrin vereinigte sich der König mit der Armee des Grafen Dohna, der, nachdem er die Einschließung der Schweden aufgehoben, sich über Frankfart der Oder genähert hatte; zu schwach aber, es mit einem ihm so überlegenen Feinde aufzunehmen, weder die Einäscherung von Küstrin zu verhindern, noch diese Festung zu entsetzen im Stande war.

Nachdem Fermor beschlossen hatte, unter Begünstigung der schiffbaren Warthe durch die Neumark an die Oder zu dringen, um, im Einverständnisse mit den Schweden und der großen östreichischen Armee, seine Operationen einzurichten, mußte er vor allen Dingen sich an diesem Flusse

einen Waffenplatz verschaffen. Küstrin schien ihm dazu am schicklichsten. Diese kleine Festung liegt am Zusammenflusse der Warthe und Oder, und ist nur, in Absicht ihrer vortheilhaften Lage in den Sümpfen des Warthebruchs, von Bedeutung. Diese Lage macht eine förmliche Belagerung unendlich schwierig, und es bleiben daher fast nur zweierlei Mittel übrig, sich derselben zu bemeistern: durch Hunger oder durch einen Handstreich. Das erste erforderte zu viel Zeit, und schien wegen Annäherung der Dohnaischen Armee unzweckmäßig: Fermor entschloß sich daher zum letztern, während Küstrin nur noch seiner eigenen Vertheidigung überlassen blieb. Offenbare Gewalt würde gleichwohl an Tollkühnheit gegränzt haben, weil man auf der einen Seite sich der Festung nur auf einem schmalen, durch die Sümpfe angelegten, und von allen Werken bestrichenen Damme nähern konnte; über die Oder zu setzen, und auf der Landseite einen Angriff zu wagen aber, bei der bekannten Ankunft der Preußen, zu gefährlich gewesen wäre. Er hoffte daher, durch ein Bombardement, das zu erzwingen, was ihm ein Sturm nicht gewähren konnte. Dies barbarische Mittel wirkte mächtig auf die Häuser der Stadt, die in wenigen Stunden in der Asche lagen; vermochte aber den Kommandanten, Obristen Schack von Wuthenow, nicht, eine Kapitulation anzubieten, obgleich sein Magazin ein Raub der Flamme geworden, und sein in feuchten Kasematten aufbewahrtes Pulver zum Theil verdorben war. Da nun dies nicht fruchten wollte, erlaubte Fermor sich einen zweiten Schreckschuß, indem er den Kommandanten, unter Bedrohung eines Sturms und Ermordung der Besatzung, zur gutwilligen Uebergabe auffordern ließ. Wuthenow war zwar mit einem General Marschall, der Olmütz so einsichtsvoll vertheidigte, keinesweges

zu vergleichen, gleichwohl schienen die an ihn ergangenen Drohungen ihm um so lächerlicher, da die bereits anrückende Armee des Grafen Dohna solche durchaus zu vereiteln hinreichend war: standhaft schlug er also jeden Vorschlag aus, und der russische Heerführer hütete sich, seine Drohungen zu vollziehen.

Man muß sich wundern, wenn bei dieser Gelegenheit Fermor den im Krige üblichen Grundsatz: zuvor eine Festung aufzufordern, und sie dann erst zu belagern, gerade umkehrte, mit dem Beschießen den Anfang machte, und da dies den Kommandanten zu keinem falschen Schritte verleitete, ihn mittelst eitler Großsprechereien zur Uebergabe aufforderte. Dies sonderbare Benehmen scheint zu beweisen, daß er die Preußen eben so gering schätzte, als er ein zu großes Vertrauen auf die Wirkung seines Wurfgeschützes setzte. Diesmal aber hatten seine gegen die Stadt gerichteten Brandgrenaden nicht die Eigenschaft der Posaunen vor Jericho. Die im besten Stande sich befindenden Werke trotzten der russischen Brandsucht, da deren Geschütz noch zu weit entfernt war, um Bresche schießen zu können.

So standen die Sachen bei Küstrin, als der König im Lager des Grafen Dohna anlangte. Sogleich musterte er dessen Armee; und da, nach einer hergebrachten Pedanterie, jeder sich beeiferte, in einem stattlichen Anzuge zu erscheinen: so fiel dies dem Monarchen auf, der diese Gelegenheit benutzte, den bei Groß-Jägersdorf geschlagenen Truppen seine Empfindlichkeit durch eine Ironie zu erkennen zu geben. „Ihre Leute“ — sagte er zum Grafen Dohna im Beiseyn mehrerer Officiere — „haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Gras-Teufel, aber — sie beißen.“

So schnell Friedrich II das Ufer der Oder erreicht hatte, eben so schnell ging er mit den Vorkehrungen zur Schlacht zu Werke. Er hatte keine Zeit zu verlieren; denn während er es mit den Russen aufnahm, waren seine Armeen in Sachsen und Schlesien allen Gefahren ausgesetzt. Daun und die Reichsarmee waren ihnen dreimal überlegen. Letztere war im Anzuge auf Dresden, ersterer richtete seine Bewegungen nach der Oberlausitz. Sehr richtig war daher die Voraussetzung: beide würden die Unternehmungen ihrer Bundesgenossen auf die Neumark durch anderweitige Diversionen zu unterstützen suchen, und in dieser Rücksicht war Cäsars: ich kam, sah und siegte, in Anwendung zu bringen.

Mit wie viel Geschicklichkeit der König den russischen Heerführer, in Absicht seines Ueberganges über die Oder, täuschte; wie er über die Müzel setzte, um ihn in den Rücken zu fassen; wie Fermor, durch dieses Manöver veranlaßt, die Belagerung von Küstrin aufhob, das Corps des Generals Braun schnell an sich zog, und zwischen der Müzel und Zorndorf die Preußen in Schlachtordnung erwartete, ist aus andern Schriften hinlänglich bekannt *). So sonderbar aber auch die Stellung war, die er seinem Heere gab; so auffallend solche auch den neueren Taktikern schien: so entsprach sie doch der bei den Russen eingeführten Methode, ihren Feinden die Spitze zu bieten. Die vielen Kriege, welche diese Nation gegen die Türken führte, hatten dies System begründet. Gegen die zahlreiche muhamedanische Cavallerie war es in den Ebenen der kleinen Tartarei bewährt gefunden worden;

*) Siehe Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges; 2r Th. S. 220—223.

dem preußischen Geschütze hingegen gab es Gelegenheit zu ganz entsetzlichen Verwüstungen. Auch gingen in der Folge die Russen von dieser Methode ab, da sie deren Mängel in den Kriegen gegen die Deutschen einsehen lernten. Uebrigens war diese Stellung stark, wenn, wie Fermor voraussetzte, der König solche auf der Fronte oder der rechten Flanke anzugreifen gesonnen seyn sollte; sie verlohr aber von ihrer Güte, da er sie in den Rücken faßte.

Verschiedene Gründe veranlaßten Friedrich II zu diesem Entschluß. Eines Theils war der Angriff auf die Fronte der Russen, wegen der vielen vor derselben liegenden Sümpfe und Seen, die sie fast unzugänglich machten, vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren unterworfen; dagegen bot der von der Seite von Zorndorf unternommene, ein bequemeres Terrain dar. Hier lag eine schöne Ebene, allen militärischen Evolutionen, und der Cavallerie, woran der König dem Feinde überlegen war, besonders günstig. Zweitens, konnte er, im Fall er geschlagen wurde, seinen Rückzug mit mehr Sicherheit nach Küstrin richten, als wenn er sich gezwungen gesehen hätte, solchen über die Müzel zu nehmen, deren Brücken er gleich nach seinem Uebergange hatte abtragen lassen. Drittens ging bei dieser Schlacht der ganze Umfang seiner Absicht hauptsächlich dahin: nicht nur die Russen zu schlagen, sondern vielmehr ihre Armee aufzureiben; und dann war es der Sache angemessener sie von dieser Seite anzugreifen, um sie in die Sümpfe, welche die Müzel einfassen, zu werfen, worin sie unfehlbar Tod oder Gefangenschaft erwarten mußten. Daß dies der Gedanke des Königs gewesen sey, stimmt nicht allein mit dem Eigenthümlichen seines Charakters und seinem Hange zu den Extremen, wenn es seine Feinde galt: sondern läßt sich auch daraus erklären,

daß er kurz vor der Schlacht den Befehl ertheilte, keinen Pardon zu geben. Friedrichs Vorsatz schien an diesem Tage so fest, daß er sogar den Vorschlag des Generals Ruitsch, statt zu schlagen, bloß die bei Klein-Camin aufgefahrene, von der feindlichen Armee völlig abgeschnittene Wagenburg zu verbrennen, mit Stolz verwarf, obgleich es einleuchtend scheint, daß, wenn er diese sehr leicht auszuführende Unternehmung einem allgemeinen, mit Menschenverlust verbundenen Kampfe vorgezogen hätte, er ohnehin Fermor gezwungen haben würde, die ganze Neumark zu verlassen. Denn, da nach der bei den Russen eingeführten Gewohnheit, alle Mundvorräthe sich dort befanden: so mußte deren Verlust sie nöthigen, ungesäumt den Rückzug nach Pohlen anzutreten, um sich ihren Magazinen zu nähern, oder den König anzugreifen. Im ersten Falle würde der Rückzug unendlich vielen Schwierigkeiten unterworfen geblieben seyn, da der Mangel an Lebensmitteln, in einer verwüsteten Provinz, sie allen Mühseligkeiten aussetzen mußte, d ieein nicht zu befriedigender Hunger zuwege bringt; im zweiten aber würde die russische Taktik der preußischen in der Ebene unstreitig haben nachstehen müssen. — Allein der beim Anblick der feindlichen Verheerungen aufgebrachte König, durch das Jubelgeschrei seiner Unterthanen geschmeichelt, die in ihm ihren Retter bewillkommten, war mit dem freiwilligen Abzuge der Russen nicht zufrieden. Sein einmal entbrannter Zorn forderte blutige Rache. Er hatte ihren Untergang beschlossen, und in dieser Hinsicht die zweckmäßigsten Vorkehrungen getroffen, deren völlig glückliche Ausführung jedoch durch besondere Vorfälle verhindert wurde, die selbst den vollkommenen Sieg eine Zeitlang zweifelhaft machten.

Dieser Vorfälle waren mancherlei; und man muß ihren

Grund theils in dem Charakter der Kämpfenden, theils in der Ungeschicklichkeit der Feldherren, theils in dem Drange der Umstände aufsuchen. So wenig es indeß zu meinem Plane gehört, mich in ein weitläuftiges militärisches Detail einzulassen; so sehe ich mich doch gezwungen, davon manches anzuführen, sowohl um die begangenen Fehler zu rügen, als auch um das charakteristische dieser merkwürdigen Schlacht, bei gewissen einzelnen Begebenheiten, in ein helleres Licht zu stellen.

Als der König mit der Armee in der Ebene von Zorndorf angelangt war, stand es noch bei ihm, welchen Theil der russischen Schlachtordnung er angreifen wolle. Ein Stoß auf den linken Flügel derselben war ungleich sicherer, weil derselbe zu einem spitzen Winkel auslief; und die Verwirrung beider, hier in einem Punkte zusammenstoßenden Treffen allgemeiner machen mußte. Allein da er, im Fall eines unglücklichen Ausgangs, auf einen sichern Rückzug nach Küstrin Bedacht zu nehmen Ursache hatte, so beschloß er, den rechten anzugreifen, wenn gleich derselbe nicht umgangen werden konnte. In der Schlacht bei Leuthen hatte Friedrich II die großen Vortheile wahrgenommen, welche der Angriff in einer schrägen Linie gewährt, wenn solcher mit Einsicht ausgeführt wird. Hier versprach er sich von einem ähnlichen um so mehr Vortheile, da er die Russen nur als schlechte Soldaten betrachtete. Bei Leuthen war es sein rechter Flügel, der den Sieg errang, hier sollte der linke diese Ehre haben. Ein von zwanzig Stück Zwölfpfündern begleiteter Vortrab, ward bestimmt, den ersten Stoß zu geben. General Manteuffel, ein Mann von erprobter Tapferkeit; derselbe, der bei Prag die Fahne emporhob, die Held Schwerin mit seinem Blute gefärbt hatte, und dadurch die Preußen zum Siege anfeuerte,

befehligte denselben. General Kanitz führte den linken Flügel der Infanterie, der diesen Angriff unterstützen sollte, und General Seydlitz den hier aufgestellten größten Theil der Cavallerie.

Diese Anordnung zur Schlacht war vortrefflich, und konnte durch eine pünktliche Befolgung der gegebenen Disposition den Sieg versprechen, wenngleich die Russen dem Könige um 20,000 Mann überlegen waren. Allein die Anführer der Infanterie waren in die Geheimnisse der verfeinerten Taktik nicht so eingeweiht, als diejenigen, deren sich Friedrich II bei Leuthen bediente; sie ließen sich unverzeihliche Fehler zu Schulden kommen. Das Dorf Zorndorf maskirte den Aufmarsch des preußischen linken Flügels. Manteuffel durchzog solches, indem er seine Bataillone abbrechen ließ, und dies war regelmäßig, Kanitz, dessen Division ihm auf dem Fuße folgen sollte, ließ, statt eben dies Manöver zu machen, das Dorf links liegen. Hierdurch geschah es, daß er die zur Unterstützung des Vortrabes ihm angewiesene Stellung nicht wieder zu gewinnen vermochte, vielmehr sein linker Flügel mit demselben in eine Linie zu stehen kam. Jetzt war schon das Zweckmäßige des Angriffs vereitelt; und da Manteuffel den letzten Bataillonen seines Corps gestattete zu weit vorzuprellen, so gaben diese ihre von aller Unterstützung entblößte Flanke dem Feinde preis. Fermor bemerkte kaum diese begangenen Fehler, als er auch schon seine Cavallerie vorzog, um daraus Vortheile zu ziehen. Ungestüm stürzte sie auf die angreifenden Preußen, und warf sie bis gegen Zorndorf zurück. Allein, durch diesen glücklichen Vorfall des Sieges zu gewiß, beging er gleichfalls den Fehler, daß er der Infanterie seines rechten Flügels den Befehl gab, das Viereck zu brechen und den Feind zu verfolgen. Mit lautem

Jubel rückte sie an; aber der aufmerksame Seydlitz bestrafte diese unzeitige Hitze auf der Stelle. Mit verhängten Zügeln eilte er herbei, warf die russische Cavallerie über den Haufen, hieb in die schwankende Infanterie ein, und richtete ein entsetzliches Blutbad unter derselben an. Durch diesen kühnen Streich, der den Preußen die Hoffnung zum Siege wieder gab, geschah es, daß Fermors ganzer rechter Flügel theils niedergehauen, theils in die Sümpfe bei Quartschen versprengt ward; ja die Unordnung vergrößerte sich bei demselben, als die Flüchtlinge unter das Gepäcke geriethen, und in dem vorgefundenen Branntwein sich so übermäßig besoffen, daß die Generale und Officiere vergebens sich bemühten die Ordnung wieder herzustellen.

So standen die Sachen auf dem Schlachtfelde bei Zorndorf, als es schon hoch Mittag war. Jezt entstand unter den Streitenden eine Pause. Beide Theile schienen einiger Erholung zu bedürfen, um sich zu einem erneuerten Kampfe anzuschicken. Die zurückgewichene preußische Infanterie mußte wieder in Ordnung gebracht werden; die Cavallerie, des Nirdermetzelns müde, zog sich gegen Zorndorf zurück, um neue Kräfte zu sammeln, und die russischen Feldherren bemühten sich, die noch stehen gebliebenen Theile ihres Vielecks abermals durch eine Linie Infanterie zu schließen. Man hätte glauben sollen, daß an diesem Tage schon Menschenblut genug vergossen sey, um ihn unvergeßlich zu machen, und daß, da durch die gänzliche Niederlage des russischen rechten Flügels, der Sieg für die Preußen sich erklärt hatte, sie sich an ihren errungenen Lorbern begnügen würden. Allein Friedrich, unzufrieden, seinen gefaßten Vorsatz, das feindliche Heer ganz zu zernichten, nur halb ausgeführt zu sehen, wollte ihn in seinem ganzen Umfange reali-

sirt wissen, und schickte sich daher zum Angriff des russischen linken Flügels an. Zu dem Ende mußte aber die gegenwärtige Schlachtordnung verändert werden. Was anfänglich dem linken Flügel auszuführen aufgetragen war, sollte jetzt das Geschäft des rechten werden. Es bestand derselbe aus dem Kern derjenigen Truppen, die dem Könige aus Schlesien gefolgt waren, zum Theil aus Landeskindern der durch die Russen verheerten Provinzen. Mit diesen hielt er sich versichert allen Gefahren trotzen zu können, und dennoch konnte nur die Disciplin der Preußen die eiserne Tapferkeit ihrer Feinde besiegen.

Vor jedem Flügel seiner Armee ließ Friedrich II. Batterien von schwerem Geschütze auffahren; man beging aber den Fehler, solche zu weit von dem ersten Treffen vorzuschieben. Auf dem rechten Flügel wurde man dazu durch eine Anhöhe verleitet, deren man sich bedienen wollte, um dem Geschütze mehr Wirkung zu verschaffen. Dazu war es aber noch Zeit, wenn man Geduld genug besessen hätte, die Infanterie dieses rechten Flügels zuvörderst weiter vorrücken zu lassen. Man hoffte diesem Mangel dadurch abzuhelfen, daß man dieser Batterie ein Bataillon zur Bedeckung gab; allein Fermor benutzte diesen Umstand, und ließ seine Cavallerie zum Angriff vorrücken. Pfeilschnell umringte diese das Bataillon, hieb in dasselbe ein, nahm es gefangen, und eroberte das Geschütz. Durch diesen glücklichen Erfolg angefeuert, wollte sie ihre Vortheile verfolgen, und die Infanterie des rechten Flügels angreifen; hier aber ward sie kaltblütig empfangen, und was nicht ein gut angebrachtes Feuer zu Boden streckte, ergriff eiligst die Flucht. Die preußische Cavallerie des rechten Flügels verfolgte sie mit der größten Lebhaftigkeit, befreiete das bereits gefangene Bataillon,

eroberte die Batterie wieder, und trieb die Russen in die Moräste an der Müzel. Nur wenige derselben entgingen dem Tode. Ein Theil ward niedergehauen, ein anderer blieb in den Sümpfen stecken, und ein dritter mußte in dem durch die Kosaken angezündeten Dorfe Zicher erbärmlich verbrennen. Gleich darauf griff ein anderer Theil der russischen Cavallerie auch die Batterie vom linken Flügel an. Ihr ungestümer Anfall, mit einem wilden Geschrei begleitet, machte auf die hier aufgestellten preussischen Nationalregimenter einen so fürchterlichen Eindruck, daß sie, wie durch einen panischen Schrecken verleitet, bis nach Wilkersdorf zurückwichen, und weder Zureden noch Züchtigung vermögend waren, sie wieder zum Stehen zu bringen *).

Diese auf dem linken Flügel entstandene Verwirrung theilte sich mehreren Regimentern bis zur Mitte des Treffens, mit,

*) Man will angemerkt haben, daß seit der Schlacht bei Groß-Jägersdorf, vielmehr aber noch, nachdem die Russen die Eroberung des Königreichs Preußen vollendet hatten, die sogenannten preußischen Nationalregimenter nicht mehr so viele Tapferkeit bewiesen, als sie in den ersten schlesischen Kriegen gezeigt hatten. Sey es nun, daß, nachdem sie bei Groß-Jägersdorf geschlagen worden, sie sich nicht mehr für unüberwindlich hielten; oder daß die äußerst gelinde Behandlung, welche die Russen ihrem Vaterlande angedeihen ließen, bei ihnen die Sehnsucht nach ihrer ruhigen Heimath regt machte: so beweiset doch dies Beispiel, wie durch entgegengesetzte Zufälle der Charakter einer Nation bald gestählt, bald verstimmt werden kann. Seit diesem Tage hielt Friedrich II nicht viel mehr auf diese Regimenter. Er vergaß was sie bei Mollwitz und Czaslau zu seinem Ruhme beigetragen hatten; ja das Benehmen aller Stände des Königreichs Preußen, die sich unter die russische Regierung so willig fügten, erregte in ihm einen Widerwillen gegen die ganze Nation, wenngleich diese damals sich genöthigt sah den Umständen zu weichen.

mit, und hätte dem vorrückenden übrigen Theil desselben höchst gefährlich werden können, hätte man den Russen Zeit gelassen Vortheile daraus zu ziehen. Es scheint, daß an diesem Tage die preußische Cavallerie bestimmt war, durch überspannte Tapferkeit, fast allein den Sieg zu erkämpfen. Kaum bemerkte General Seydlitz die nahe Gefahr, als er an der Spitze seiner Cavallerie herbeiflog, die russische noch einmal angriff, in die Flucht schlug, und weit über das Schlachtfeld bis in die Sümpfe bei Quartschen sprengte. Zu eben der Zeit hatte die preußische Infanterie des rechten Flügels die des feindlichen linken durchbrochen, und trieb dieselbe ihrer Cavallerie in die Hände. Nunmehr gerieth alles untereinander. Man schlug sich hier mit einer Erbitterung ohne Beispiel; Ströme von Menschenblut färbten die Erde; jeder wehrte sich seiner Haut so gut er konnte. Die Russen waren völlig in Unordnung, die Preußen nicht viel weniger; doch siegte bei letzteren die Disciplin. Zu schnellen Manövern abgerichtet, sammelten sie sich wieder in ihre Reihen, und trieben die Russen, ihres hartnäckigen Widerstandes ungeachtet, nach allen Seiten zurück. In unordentlichen Haufen schwärmten diese umher. Alle eilten nach der Mützel, um hinter derselben einen Zufluchtsort zu suchen. Hier fanden sie die Brücken abgebrochen, und durch den sonderbaren Eigensinn des Schicksals mußte das, was nach der Absicht des Königs den Untergang seiner Feinde befördern sollte, gerade das Mittel zu ihrer Rettung werden. Jetzt blieb den Russen nur die Wahl, sich zu wehren oder zu ersaufen. Sicherer und edler schien es ihnen also, mit den Waffen in der Hand ihr Leben theuer zu verkaufen, als es wilden Fluthen ungeahndet preis zu geben. Allmählig fingen sie daher an sich von neuem zu sammeln, und ihre Generale

nutzten diese Stimmung, um sie wieder in Corps zu formiren. Eins derselben besetzte die Anhöhe hinter dem sogenannten Galgengrunde, ein anderes sammelte sich bei dem Amte Quartschen, und diese zusammengerafften Haufen dienten in der Folge dazu, der ganzen flüchtig gewordenen Armee einen Sammelplatz anzuweisen.

Schon hatten die durch so mannichfaltige Anstrengung völlig ermüdeten Preußen das weitere Verfolgen eingestellt; schon rückte der Abend heran, und schon war der König im Begriff, seine erlangten Vortheile nicht weiter zu treiben, als er die Russen abermals unter seinen Augen sich formiren sah. Dies glaubte er um so weniger zugeben zu müssen, da er vermuthete, dieser aus allen Regimentern zusammengelaufene, bereits geschlagene Haufen werde, der Vortheile des Terrains ungeachtet, bald zerstreut werden, und er also seinen einmal, zur gänzlichen Auflösung der feindlichen Armee, entworfenen Plan dennoch ausführen können. Allein hier belehrte ihn die Erfahrung, wie gefährlich es sey, seinen geschlagenen Feind zur Verzweiflung zu bringen. Der Charakter des russischen Soldaten war zu fest, an blinden Gehorsam zu sehr gewöhnt, um bei Annäherung einer neuen Gefahr muthlos zu werden; und da er bemerkte, daß es hier auf seine Vernichtung angesehen sey: so bot er alle seine Kräfte auf, um dies Vorhaben möglichst zu vereiteln. Unbeweglich blieb er in seiner einmal genommenen Stellung; und da das Terrain, auf welchem er fechten mußte, ihm besonders günstig war, so behauptete er dasselbe auch mit der angestrengtesten Tapferkeit. Die wiederholten Angriffe, die General Forcade mit einem Theile der Infanterie des preußischen rechten Flügels machen mußte, brachten ihn nie weiter, als bis an den Fuß der Anhöhe, welche die Russen ver-

theidigten, und die Abtheilung, mit welcher General Rauter den Feind in die Flanke zu nehmen den Auftrag hatte, wich vor dessen Kartätschenfeuer eben so muthlos, als sie während der Schlacht vor der russischen Cavallerie geflohen war.

Neun lange Stunden hatte diese Scene des Mordens gedauert, als endlich, während der letzten unzweckmäßigen Gefechte, die Nacht einbrach. Ihre Schatten verdeckten dem sterblichen Auge den grausenden Anblick unzähliger Leichen, und die Dunkelheit machte einem Blutbade ein Ende, das nur die grausamste Erbitterung an diesem Tage erzeugt hatte. Beide Heere brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu. Sie, die nach einer gänzlichen Erschlaffung, der Ruhe so sehr bedurften, mußten dennoch unter den Waffen bleiben, weil nichts als der Galgengrund sie von einander trennte. Friedrich II sowohl, als Fermor, nutzten diese Stille, um ihre Armeen wieder in Schlachtordnung zu bringen. Zufolge der bei seinen Truppen eingeführten Disciplin gelang es Ersterem bald; Letzterer hingegen mußte den Anbruch des Tages erwarten, um das Chaos seiner Krieger zu entwickeln. Bald darauf machte er eine kleine Bewegung gegen Zorndorf, und es erfolgte darauf ein lebhaftes Kanonenfeuer, das von beiden Seiten einige Stunden fortgesetzt ward. Es gewann wirklich das Ansehen, als sollten die Gräuel einer blutigen Schlacht an diesem Tage (den 26sten August) erneuert werden; allein beiden Heerführern war es kein Ernst. Fermor mochte sich bloß das Ansehen geben wollen, als habe er das Schlachtfeld behauptet, und Friedrich II fehlte es nicht allein an Munition, sondern, nach der ausgestandenen außerordentlichen Anstrengung, bedurfte seine Cavallerie aller möglichen Schonung; beide Theile blieben

daher ruhig in ihren Lägern. Fermor hielt, unter dem Vorwande, die Todten zu begraben, um einen Waffenstillstand an. Nachdem ihm solcher aber mit der Versicherung war abgeschlagen worden: der Sieger würde schon dafür sorgen, brach er auf, um seine noch unversehrt gebliebene Wagenburg zu retten, — und mit derselben die polnische Gränze zu erreichen.

Unter allen Feldschlachten, die während des siebenjährigen Krieges geliefert worden sind, war unstreitig die bei Zorndorf die blutigste. Die Erbitterung der Kämpfenden war zu groß, der Vorsatz des Königs, die Fermorsche Armee gänzlich aufzulösen, zu fest; die Entschlossenheit der Russen zu unbiegsam, und endlich die Verzweiflung, zu der man sie zwang, zu allgemein, als daß dieser Tag nicht unzähligen Menschen das Leben geraubt, oder sie durch empfangene Wunden unglücklich gemacht haben sollte. Die Russen ließen 19,000 Todte und Verwundete auf dem Platze, noch keine 3000 wurden zu Gefangenen gemacht. Die Preußen büßten 11,000 Mann ein, worunter der Kern der Infanterie sich befand. Noch einige solcher Siege würden Friedrichs treffliche Armee zu Grunde gerichtet haben; denn selbst die ausgezeichnetste Tapferkeit seiner Truppen und die geschicktesten Manöver wirkten nicht zweckmäßig auf eine Völkerschaft, die von dem ihr angewiesenen Posten nicht wich, die Fronte auf allen Seiten machte, wenn sie umgangen wurde, und kaltblütig eher den Tod erwartete, als daß si[illegible]t zur Flucht hätte gebracht werden können. Auch [illegible], nach dieser Schlacht, der König sein Befremden darüber nicht bergen. Er, der die Russen immer verachtet hatte, sah jezt mit eigenen Augen, was eine gewisse Natio-

nalfestigkeit, durch Aberglauben *) und sklavischen Gehorsam unterstützt, hervorzubringen vermag. Jetzt erinnerte er sich dessen, was einst in Potsdam **) ein Keith ihm versicherte, und er nicht glauben wollte; und diese Erinnerung entriß ihm den Ausruf: diese Leute sind leichter todt zu schlagen, als zu überwinden!

Ueberhaupt sind fast in keiner Schlacht dieses Krieges so viel einzelne Fehler, theils aus Unwissenheit, Muthlosigkeit oder Uebereilung, theils aus Vorsatz begangen worden, als in der bei Zorndorf. Dagegen sind solche durch geschickte, mit Einsicht und Entschlossenheit ausgeführte Manöver eben so bald verbessert worden, als sie, durch den Drang der Umstände, überspannte heroische Thaten veranlaßten.

So viel Wirkung sich auch Friedrich II von seiner zur Schlacht gegebenen Disposition versprechen konnte: so

---

*) Schon von längerer Zeit her hat man behaupten wollen, daß die Politik der russischen Czare die Stumpfheit ihrer Nation zu benutzen, und durch die gegebene Versicherung: — daß, wer im Kriege erschlagen würde, in seinem Vaterlande wieder erstehe, — ihrer natürlichen Tapferkeit eine noch größere Spannkraft zu geben glaubte. So lächerlich diese Behauptung jedem Aufgeklärten scheinen muß; so mag sie doch zu Zeiten die gewünschte Wirkung hervorgebracht haben. Der gemeine Russe war bigott genug, seinem Popen aufs Wort zu glauben, und diese eingeimpfte tröstliche Idee mußte um so mehr Reiz erwecken, da der Wunsch nach langem Leben jedem Menschen angebohren ist. Sollte indeß diese Behauptung — die ich nicht verbürgen mag — gegründet seyn; so ist zu vermuthen, daß die Schlacht bei Zorndorf diese irrige Meinung sehr verwischt hat; und daß es also einem philosophischen Könige vorbehalten blieb, eine Nation, die er haßte, über ihre Vorurtheile, durch unumstößliche Beweise, völlig aufzuklären.

**) Seite 183.

hätten doch die Kurzsichtigkeit eines Kanitz, und die Muthlosigkeit der preußischen Nationalregimenter ihm sehr gefährlich werden können, hätte seine Cavallerie, unter der Anführung eines Seydlitz, nicht jederzeit die Fehler seiner Infanterie verbessert, und durch die ausgezeichnetste Tapferkeit den Russen den Sieg aus den Händen gerissen. Der König erkannte dies selbst, und bezeugte öffentlich: daß er diesem Feldherrn allein den Sieg zu verdanken habe. Was übrigens seinen letzten Angriff betrifft, den er noch auf die sich wieder sammelnden geschlagenen Russen unternahm: so scheint uns solcher eben so überflüssig, als charakteristisch in Absicht des Bewegungsgrundes. Einmal hatte der Sieg sich schon für ihn erklärt, und er konnte also viele seiner besten Truppen dem gewissen Tode entziehen, hätte er der bereits zerstreuten feindlichen Armee den Rückzug, zu welchem sie sich nothgedrungen hier zu sammeln schien, eben so erleichtert, als es Daun, in Hinsicht seiner, bei Kollin that. Ueberdieß mußte er als Philosoph urtheilen, daß Verzweiflung — wozu er selbst, durch das Abtragen der Brücken über die Müzel, den Grund gelegt hatte — der mächtigste Sporn sey, auch das Unmögliche zu wagen, um Ehre und Leben zu retten. Dieser letzte, sehr überflüssige Angriff kann daher nur dadurch entschuldigt werden, daß er die Russen so wenig als das charakteristische ihrer Nation genau kannte, und sich zu vortheilhafte Begriffe von der geringen Anstrengung machte, die dieser Streich ihm kosten würde. —

Fermor hingegen hatte Ursache, mit dem Betragen seiner Armee zufrieden zu seyn; sie that alles, was man von Truppen, die in der Kunst zu manövriren noch um ein halbes Jahrhundert zurück waren, erwarten konnte. Denn hatte gleich seine anfänglich genommene Stellung viel von seiner

Stärke verlohren, da sie umgangen ward; hatte gleich das übereilte unordentliche Vorrücken seiner Infanterie die anfängliche Zerstreuung seines rechten Flügels nach sich gezogen: so muß man doch bekennen, daß die Russen sonst, und besonders in dem kritischen Zeitpunkte, wo sie aus Verzweiflung Stand halten mußten, mit unerschütterlichem Muthe fochten. Diese, während der Schlacht bewiesene Standhaftigkeit vermehrte aber auch ihr:n Verlust, weil die preußische Cavallerie, nachdem es ihr gelungen war, die russischen Regimenter zu durchbrechen, alles niederhieb, was ihr vorkam. Dieser Niederlage, des Verlustes einer Menge Geschützes, der Kriegskasse und vieler Trophäen, des Antrags auf einen Waffenstillstand, und endlich des Rückzuges nach Landsberg ungeachtet, eignete sich Fermor den Sieg zu. Stolz darauf, die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht zu haben, kündigte er solchen seiner Beherrscherinn, den Höfen ihrer Bundesgenossen und den Befehlshabern ihrer Armeen mit so viel Gepränge als Zuversicht an — eine Prahlerei, die zu nichts diente, als das Publikum auf eine kurze Zeit zu täuschen, da die Folgen dieses blutigen Tages dieselbe völlig widerlegten. Bei den Bundesgenossen fand sie demungeachtet Eingang, weil man gemeiniglich das für wahr hält, was man wünscht. Niemand war betretener als der Feldmarschall Daun, da er von dem Gegentheile dessen überzeugt ward, was Fermor ausposaunt hatte; denn er, der den König von Preußen ganz außer Fassung glaubte, sah ihn bald darauf in Sachsen wieder auftreten, und die unerwartete Nachricht: Friedrich kömmt! vereitelte sogleich seinen entworfenen Operationsplan.

Am Schlusse dieses Aufsatzes erweise ich vielleicht manchem, durch das Gemählde eines beständigen Mordens empör-

ten, empfindsamen Leser eine Gefälligkeit, wenn ich zur Abwechselung ihm eine tragikomische Anekdote erzähle, die sich bei dieser Gelegenheit zugetragen hat, und einen Beweis giebt, daß in dieser Welt, auch bei den ernsthaftesten Auftritten, oft lächerliche Scenen mit unterlaufen. Als das Regiment Prinz von Preußen, die hinter und von den Bäumen feuernden Russen aus dem sogenannten Galgengrunde vertrieb, warf sich ein feindlicher Soldat zu den Füßen des Lieutenants Hagen, und rief ihm zu: Ah mon cher Monsieur! ayez pitié, sauvez moi la vie. Erstaunt, einen Franzosen unter den Barbaren anzutreffen, war dieser gleichwohl launig genug, ihm aus dem Geizigen des Molliere zu antworten: mais que diable alliez vous faire dans cette maudite galére? Indem reicht er dem Franzosen die Hand, um ihn in Schutz zu nehmen, als ein Unterofficier dem Unglücklichen sein Kurzgewehr in den Leib stößt, und ihn todt zu den Füßen seines Erretters niederstreckt. Diese rasche That empörte Hagen, er unterstand sich aber nicht sie zu ahnden, weil einmal der Befehl ertheilt war, keinen Pardon zu geben. Der Obrist Waknitz, der in eben dieser Schlacht einen russischen Officier, der sich ihm ergeben hatte, in Schutz nahm, war weniger nachgiebig: er erschoß einen Garde du Corps in dem Augenblick, als dieser dem bereits Gefangenen einen tödlichen Hieb versetzte. So gerecht auch der Unwille dieses wackern Mannes war; so sehr seine Handlung, in Rücksicht auf das menschliche Gefühl, sich entschuldigen läßt: so trug dieselbe doch in der Folge das Ihrige zu der Ungnade mit bei, die der König auf ihn warf. Er, würdig, einst den großen Verlust eines Seydlitz *) zu ersetzen, sah sich

*) Kurze Zeit zuvor, ehe der berühmte, von der ganzen Armee geschätzte General Seydlitz starb, besuchte Friedrich II denselben

gezwungen die preußischen Kriegsdienste zu verlassen. Der Landgraf von Hessen trug kein Bedenken ihn bei seiner Armee anzustellen, wo er der Cavallerie dieses Fürsten die Vollkommenheit gab.

XIV.

Bemerkungen über die Operationen der östreichischen und Reichsarmee in Sachsen. Prinz Heinrich von Preußen. Schlacht bei Hochkirch, den 14ten October 1758.

Die unglückliche Wendung, welche der Feldzug in Mähren für die Preußen genommen hatte, der Rückzug derselben aus Böhmen, noch mehr aber der Einfall der Russen in die Neumark, stimmten den Hof zu Wien zum Entwurf eines neuen Operationsplans. Durch denselben wurde die Reichsarmee aus ihrer bisherigen Schlafsucht geweckt, und Feldmarschall Daun traf Vorkehrungen, um den Schauplatz des Krieges

---

auf seinem Krankenlager, und erkundigte sich, wer von seinen Officieren der Cavallerie seinen Posten im ganzen Umfange zu bekleiden der würdigste sey? Seydlitz bedachte sich nicht lange, und nannte den bereits verabschiedeten Obristen Waknitz. Friedrich stutzte, und erwiederte: wie kann Er zu einem solchen Posten einen Officier vorschlagen, der nicht mehr in meinem Dienste steht? — Ich kenne keinen geschicktern, war seine Antwort. Unwillig verließ der König den Kranken, und bewies dadurch abermals, wie fest — wenn gleich durch Vorurtheile geleitet — er an seinem einmal gefaßten Entschlusse hing. —

nach Sachsen zu versetzen. Der Zeitpunkt schien dazu der günstigste. Für Böhmen war nichts mehr zu besorgen; die Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen war nur schwach, die des Markgrafen Carl in Schlesien nicht zahlreich, und der König an der Oder beschäftigt, sich mit dem General Fermor zu messen. Diese Lage auf der einen Seite, und auf der andern die Verbindlichkeit, die Unternehmungen der Russen in der Neumark zu unterstützen, waren es, die den Wiener Hof bewogen, auch an seinem Theile zum allgemeinen Endzwecke mitzuwirken. Bei Bestimmung des zu entwerfenden neuen Operationsplans kam es nun auf die Wahl der Mittel an, deren man sich bedienen sollte, um dem vorgesetzten Ziele näher zu rücken. Zwar lag die Eroberung von Schlesien Marien Theresien besonders am Herzen; allein so unendlich überlegen auch Daun dem Markgrafen Carl war, so fand dessen vorsichtiges Zaudern doch zu viel Gefahr bei dieser Unternehmung. War gleich die preußische Armee nur schwach: so konnte sie doch die engen Pässe im Gebirge streitig machen; und ward sie gezwungen, sich bis unter die Kanonen von Schweidnitz zurückzuziehen: so konnte sie hier den Ausgang der Sachen an der Oder ruhig abwarten. Ohne den Besitz einer oder der andern Festung war es den Oestreichern nicht wohl möglich, die Eroberung von Schlesien zu gründen, und hierzu waren sie keinesweges vorbereitet. Die Befreiung von Sachsen schien hingegen mindern Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Außer dem Vortheil, die Last des Krieges von den Erblanden zu entfernen, gewährte sie noch den, daß die Preußen gezwungen wurden, Schlesien zu verlassen, und daß dadurch Zeit gewonnen ward, die Zurüstungen zu der Belagerung von Neiße zu veranstalten. Glückte es hiernächst, den Prinzen Heinrich aus Sachsen

zu verdrängen, und Dresden zu erobern: so ward der Weg nach der Mark Brandenburg gebahnt, besonders wenn Friedrich II das Unglück haben sollte, von den Russen geschlagen zu werden.

Es waren zu viele Vortheile, zu viele Wahrscheinlichkeiten eines glücklichen Erfolgs auf dieser Seite, als daß der Wiener Hof nicht die Hand zu dem Operationsplane hätte bieten sollen. In den Augen seiner Alliirten, der Könige von Pohlen und von Frankreich, mußte solcher ihm ein glänzendes Ansehen geben, wenn gleich der einmal angenommene Grundsatz: den Bundesgenossen die meiste Gefahr des Krieges aufzubürden, dabei nicht aus der Acht gelassen wurde, und im Grunde dieser Feldzug nach Sachsen die Eroberung Schlesiens begünstigen sollte. Diesem Entwurfe zufolge ward also die Reichsarmee bestimmt, in Verbindung mit dem Corps des Generals Dombale, das man von der französischen Armee abrief, in Sachsen einzurücken, und die Eroberung von Dresden zu versuchen; Feldmarschall Daun wollte unterdessen nach der Oberlausitz ziehen, um die Gemeinschaft zwischen den Armeen des Prinzen Heinrich und des Markgrafen Carl zu trennen, und der Reichsarmee sowohl, als den Russen die Hand zu bieten.

Schon gegen das Ende des Julius, da der Rückzug des Königs aus Böhmen vorauszusehen war, machte die Reichsarmee unter Anführung des Herzogs von Zweibrücken, Anstalten zum Einmarsch in Sachsen. Dombale rückte gleichfalls von Hof vor, und beider Bewegungen schienen nicht undeutlich zu erkennen zu geben, daß erstere über Gieshübel und Gottleube eindringen, letzterer aber die rechte Flanke des Prinzen zu drängen, und sich ihm in den Rücken zu setzen suchen werde. So schwach indeß auch Prinz Hein-

rich war *), so unmöglich es ihm auch fallen mußte, die ganze sächsische Gränze, von der Elbe bis zur Saale, zu decken; so fand er doch Mittel, durch allerlei künstliche Bewegungen, ja selbst durch den Angriff der bei Pasberg errichteten Verschanzungen, das Vorrücken der Reichsarmee zu verzögern. Endlich aber, da solche sich immer näher an die Elbe zog, Dombale sich im Voigtlande mehr ausbreitete, und Streifereien bis Leipzig und Halle vornahm; so schien es Zeit zu seyn, sich näher nach Dresden zu ziehen, um diese Hauptstadt und das dortige große Magazin zu decken. Er verließ daher das Erzgebirge, zog mit seiner Armee eine Kette von Posten von Freiberg bis Pirna, und stellte den General Asseburg mit 2000 Mann dem General Dombale bei Waldenburg entgegen. Bei dieser Stellung hatte er die Vortheile des Terrains mit so vieler Einsicht und Ueberlegung genützt, daß jedes einzelne Corps das andere zur rechten Zeit unterstützen konnte, wenn es dem Feinde gelüsten sollte, von der großen Ausdehnung seiner Armee Vortheile zu ziehen, und einen oder den andern Posten anzugreifen. Nur dann, als der vom Feldmarschall Daun entworfene Operationsplan mehr zur Reife gedieh; die feindlichen Feldherren, theils auf der Heerstraße die von Prag nach Dresden führt, theils über Außig, Tetschen und Schandau anrückten, folglich nicht undeutlich zu verstehen gaben, ihre Absicht sey, sich beider Ufer der Elbe zu versichern, um in Gemeinschaft mit der großen östreichischen Armee die Preußen enger einzuschließen; nur dann erst sage ich, zog sich Prinz Heinrich mit sehr gemessenen Schritten, und mit Beob-

---

*) Seine Armee, mit Inbegriff der erhaltenen Verstärkung, bestand nur aus 20,000 Mann.

achtung der künstlichsten Taktik, näher nach Dresden, um unter dem Schutze dieser Festung die Ankunft des Königs oder des Markgrafen Carl zu erwarten.

Man muß dem Prinzen Heinrich von Preußen, (dessen Leutseligkeit, Gerechtigkeitsliebe und charakteristisches Zuvorkommen — Tugenden, die nicht jedem seines Gleichen eigen zu seyn pflegen — die Herzen eben so allgemein einnahmen, als seine militärischen Talente ihm das Zutrauen der Armee gewannen) die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er schon in diesem Feldzuge, in welchem er sich zum erstenmal an die Spitze eines Heeres gestellt fand, redende Beweise davon ablegte, was er in den folgenden stets mit dem ausgezeichnetsten Ruhme geleistet hat. Sowohl in diesem, als fast in allen seinen übrigen Feldzügen bestimmt, den Vertheidigungskrieg — die schwerste und künstlichste aller militärischen Operationen — zu führen, hat der Prinz anschauliche Beispiele seiner Talente, für diesen Theil der Taktik, der Nachwelt zum Muster aufgestellt. Die Stellungen, die er nahm, waren immer zweckmäßig, sicher, und der peinlichen Lage, in der er sich oft befand, angemessen. Den Charakter seiner Gegner studirte er genau, und dann durften sie ihm nie ungeahndet eine Blöße geben; seine Unterfeldherren, und die Truppen die er anführte, von der Art wie er sie behandelte hingerissen, unterzogen sich seinen Anordnungen mit aller Zuversicht, so daß er seinen Feinden furchtbar blieb, obgleich er sich leidend zu verhalten gezwungen war. Kurz sein ganzes militärisches Betragen, während des siebenjährigen Krieges, erwarb ihm die Bewunderung von Europa, und entriß selbst Friedrich II das Bekenntniß: mein Bruder, der Prinz Heinrich, beging nie einen Fehler. Dies Geständniß des großen Kenners

militärische Verdienste, wäre schon Apologie genug für den verehrungswürdigen Prinzen, wenn auch nicht jeder noch lebende, der das Glück genossen hat, unter ihm zu dienen, es sich zu einer angenehmen Pflicht machte, ihm das gebührende Lob zu weihen, und sein rühmliches Andenken auf die Nachwelt zu bringen.

Während die Reichsarmee sich in das durch die Gefangennehmung der Sachsen so berühmt gewordene Lager bei Pirna pflanzte, General Maquire den Sonnenstein eroberte, und Prinz Heinrich seinen festen Posten bei Gamich noch behauptete, war der Feldmarschall Daun mit der Hauptarmee über Zittau in die Lausitz gedrungen, und bis Görlitz vorgerückt. Die Gebirgskette, die Böhmen von Schlesien trennt, war ganz dazu geeignet, dem Markgrafen Carl seine Bewegungen zu verbergen. Daun nutzte diesen Vortheil mit vieler Geschicklichkeit; um aber den preußischen Feldherrn, in Hinsicht seines Vorhabens, noch mehr zu täuschen, sandte er den General Harsch mit 10,000 Mann gegen die schlesische Gränze. Dies Corps war bestimmt, Scheinbewegungen gegen Landshut vorzunehmen, nach dem Abzuge des preußischen Heeres aber durch diesen Paß vorzudringen. Schon früher war General Laudon mit einigen tausend Mann über Arnau und Hohenelbe durch die Ober- und Niederlausitz bis in den Kottbusser Kreis vorgedrungen, wo er Peitz eroberte. Diese unbedeutende kleine Gränzfestung war nur mit 50 Invaliden besetzt, und diese wenigen Krüppel, die keinen Widerstand von Erheblichkeit hätten leisten können, erhielten eine ehrenvolle Capitulation. Laudons Auftrag ging dahin, eine Diversion nach der Mark zu unter-

nehmen. Wahrscheinlich wollte man dadurch den Russen ein Kompliment machen; denn die Gefahr, abgeschnitten zu werden, war zu einleuchtend, als daß dieser sonst zu kühne Feldherr das Aeußerste gewagt haben sollte. Auch ereilte ihn General Ziethen, kam ihm bei Lieberose zuvor, und deckte so die Mark Brandenburg.

Zwar blieben dem Markgrafen Carl diese Bewegungen nicht ganz verschwiegen; allein noch ungewiß über die wahren Absichten des Feldmarschalls Daun, wollte er sich nicht aus dem Vortheil geben, und mit der ganzen Armee sein Lager bei Grüssau verlassen. Dies geschah erst, als er die Nachricht erhielt, daß die große östreichische Armee schon bei Görlitz stehe. Jetzt zog auch er über Hirschberg durch das Gebirge, und nahm eine Stellung am Bober. Daun, der aus derselben auf die Zweifel schloß, welche die Preußen, in Absicht seiner Unternehmung hegten, eilte diesmal, wider seine Gewohnheit, um das große Vorhaben, die Armee des Prinzen Heinrich aufzureiben, in Erfüllung zu bringen. Nachdem er also den Prinzen von Durlach mit 20,000 Mann bei Schönberg aufgestellt hatte, um Zittau, das dortige Magazin und die böhmische Gränze zu decken, verließ er Görlitz, um in Eilmärschen Meißen zu erreichen, dort über die Elbe zu setzen und den Prinzen Heinrich in den Rücken zu nehmen, während die Reichsarmee ihn in der Fronte angreifen sollte.

So künstlich aber auch diese Bewegungen eingeleitet waren; so wahrscheinlich damals auch der glückliche Erfolg dieser merkwürdigen Unternehmung zu erwarten war, und mit so vieler Ungeduld man auch zu Wien der Nachricht von dem Ausgange derselben entgegen sah: so vereitelten doch die klugen Vorkehrungen des Prinzen und der schnelle Marsch des Königs nach Sachsen, die geschöpfte Hoffnung gänzlich.

Ersterer hatte so weise Maßregeln ergriffen, daß es blos bei ihm stand, an welchem Ufer der Elbe er unter den Kanonen von Dresden Stand halten, und die Ankunft der schlesischen oder königlichen Armee erwarten wollte. Letzterer war, nach dem Rückzuge der Russen, mit dem größten Theile des Heeres, welches bei Zorndorf focht, aufgebrochen, um seinen Bruder aus der bedenklichen Lage, in der er sich befand, zu befreien. Sein Marsch war so schnell, daß er in sieben Tagen 23 Meilen zurücklegte, und bei Großenhayn sich sowohl mit dem General Ziethen als mit dem Markgrafen Carl vereinigte, ehe Daun über die Elbe setzen konnte.

Kaum hatte dieser Nachricht von allen diesen Bewegungen eingezogen, als er seine Unternehmung nicht mehr so ausführbar fand, als zu der Zeit, da er sich dazu anschickte. Sein stets vorsichtiger Charakter ließ ihn jetzt das Glück, den Prinzen Heinrich zwischen zwei Feuer zu bringen, und von Dresden abzuschneiden, bezweifeln. Das Erhabene seines Entwurfs verwandelte sich nunmehr in einen Traum, der, so angenehm er oft ist, dem Erwachenden nur die Erinnerung zurückläßt, ihn — geträumt zu haben. — So sicher er sich auch geschmeichelt hatte, dem Wunsche seines Hofes zu entsprechen, so machten doch seine immerwährenden Bedenklichkeiten alle herrliche Aussichten verschwinden. Es blieb ihm nichts als der leere Trost übrig, die Preußen gezwungen zu haben, Schlesien zu verlassen, und daß es nun dem General Harsch leichter werden würde, Neiße zu belagern und zu erobern, wenn es ihm gelingen könnte, den König während dieser Zeit in Sachsen fest zu halten. Er nahm daher von neuem seine Zuflucht zu dem ihm so eigenen Zaudern, wählte einen unangreiflichen Posten hinter der Wesnitz, unweit des Bergschlosses Stolpen, und stellte das Corps des Generals

Laudon

Laudon dergestalt, daß es die über Bauzen und Görlitz nach Schlesien führende Hauptstraße versperren konnte. Da Daun keinen Beruf in sich fand, die Angelegenheiten von Sachsen durch eine Schlacht zu entscheiden; so waren seine gemäßigten Schritte vollkommen zweckmäßig eingerichtet. Allein die Zurüstungen zur Belagerung von Neiße verzögerten sich zu sehr; und hätten nicht den König einige Unglücksfälle getroffen, so würde er Schlesien vielleicht eher erreicht haben, als Harsch die Laufgräben zu eröffnen im Stande gewesen wäre.

Nachdem es Friedrich II gelungen war, durch seine Erscheinung in Sachsen, den Feldmarschall Daun von der Ausführung seines entworfenen Operationsplans abzuschrekken, so marschirte er nach Dresden, um seinen bedrängten Bruder aus aller Verlegenheit zu reißen. Jetzt standen vier Armeen auf einem Raume von ungefähr zwei Meilen um Dresden, und jeder anbrechende Tag schien die blutigsten Auftritte zu verkündigen. Allein das Verhältniß jeder Parthei, ihre Lage, ihre Absichten, hielten das schon halb gezückte Schwert noch in der Scheide. Die östreichische Hauptarmee stand in einem Posten, desseen anliegendes Terrain allen Angriff unmöglich machte, und Daun hatte vor seine Flanke noch besondere Corps vorgeschoben, die das Umgehen derselben nicht zuließen, ohne solche vorher zu vertreiben. Dies war jedoch gleichfalls schwer auszuführen, weil sie nur in einer Entfernung aufgestellt waren, daß er sie gemächlich unterstützen konnte. Ueberhaupt ist die Gegend zwischen Stolpen und Bischofswerda, eine der zerschnittensten von ganz Sachsen, für den Vertheidigungskrieg günstiger, als für den Angriffskrieg. Die Reichsarmee hatte ein Lager bei Pirna, am linken Ufer der Elbe bezogen; ihre Gemeinschaft

mit der östreichischen war durch zwei über diesen Fluß geschlagene Brücken gesichert, und beide konnten bei Vorfällen von Wichtigkeit sich die Hand bieten. Die kleine Armee des Prinzen Heinrich stand hinter der Müglitz, zwischen Maxen und Gemich; die größere des Königs bei Reichenberg, und Dresden diente zu ihrer Gemeinschaft, so wie das dortige Magazin zu ihrer Verpflegung.

Dies waren die Positionen, welche die vier um Dresden gelagerten Armeen einnahmen, und in welchen sie sich wechselseitig beobachteten. Preußischer Seits war, wegen der zu vortheilhaften Stellungen der Feinde, ein Angriff eben so wenig denkbar, als weder Daun noch der Herzog von Zweibrücken Lust bezeigten, zu weichen; überhaupt schien das Schicksal des Feldzuges gegenwärtig im Gleichgewichte zu schweben, und nur ein begangener, vom Gegner benutzter Fehler konnte es zerstören. Mit so vieler Ungeduld aber auch Friedrich II eine glückliche Wendung seiner gegenwärtigen, für ihn so peinlichen Lage zu erzwingen wünschte, eben so behutsam mußte er zu Werke gehen, wollte er keine unzeitige Blöße geben. Es war ihm eben so wichtig, nöthigenfalls sich den Weg nach Schlesien zu eröffnen, als den östreichischen Heerführer zu verhindern, sein Projekt, die Armee des Prinzen Heinrich aufzureiben, zur Wirklichkeit zu bringen. Beides zugleich zu erfüllen, war schwer. An dem deutschen Fabius fand er gerade den Mann, der die unbiegsamste Beharrlichkeit in Beobachtung der Sicherheitsmaßregeln besaß; der alle Reize zum Ruhme verachtete, wenn er nicht des Sieges unfehlbar gewiß zu seyn glaubte. Jetzt also war der Zeitpunkt gekommen, in welchem nur klug ausgedachte und mit Geschicklichkeit ausgeführte Manöver der Sache eine andre Gestalt geben konnten.

Zwar waren die Operationen der östreichischen Feldherren in Oberschlesien noch so schwankend, daß man auf ihre wahren Absichten mit keiner Zuverläßigkeit schließen konnte. Ihrer großen Ueberlegenheit ungeachtet hatten sie nicht einmal einen Versuch gemacht, das kleine Corps des Generals Fouquet aus dem Gebirge zu vertreiben. Nachrichten aus Mähren bestätigten zwar die Vorkehrungen, die zu einer vorzunehmenden Belagerung gemacht wurden, beschrieben solche aber als von ihrer Vollendung noch entfernt. Obgleich nun die dortigen Unternehmungen keine sonderliche Besorgniß erweckten: so schien doch eine dergleichen Belagerung Neiße vorzüglich zu bedrohen, weil General de Ville diesen Ort schon seit einem Monat berennt hielt. Es war daher eben so wichtig, auf die Erhaltung dieser Festung Bedacht zu nehmen, als es gefährlich schien, sich von Dresden zu entfernen, so lange Daun bei Stolpen verweilte. Zwar stand es in des Königs Gewalt, durch einen Umweg über Königsbrück und Großenhayn, Bauzen zu gewinnen, und durch eine in der rechten Flanke des Feindes genommene Stellung ihm Besorgnisse wegen Zittau — woraus er seine meisten Bedürfnisse zog — zu erregen; allein alsdann ging die Gemeinschaft mit dem Prinzen Heinrich und Dresden verlohren, und es blieb dennoch ungewiß, ob Daun nach dieser Finte greifen würde. Da es nun die Nothwendigkeit erforderte, einen oder den andern Schritt zu thun, um ihn aus seinem Posten zu locken: so beschloß Friedrich II, auf der geraden Straße nach Bauzen fortzurücken, und gegen den rechten Flügel des Feindes ein Lager zu beziehen. Hierdurch ward zwar die Gemeinschaft mit Dresden nicht ganz unterbrochen; allein andere Schwierigkeiten setzten sich dieser Unternehmung entgegen. Denn, gelang es ihm auch, nach

seiner Absicht, bis Schönefeld vorzurücken, so stand ihm doch General Laudon in der linken Flanke und fast im Rücken. Dieser mußte also erst vertrieben werden, wenn jener Schritt sicher seyn sollte. Mit so vielem Geheimnisse diese Unternehmung auch betrieben wurde; so zweckmäßig auch der König seine Dispositionen traf, um Daun, falls er sich Laudon zu unterstützen vornähme, unvermerkt in eine Schlacht zu verwickeln, so war doch letzterer zu schlau, und ersterer zu kaltblütig, um sich in ein ungewisses Spiel einzulassen. Laudon zog sich mit so vieler Geschwindigkeit als Ordnung nach dem Kapellenberge zurück; nur sein Nachzug wurde erreicht, und erlitt einigen Verlust.

Nach diesem mißlungenen Versuche und des längern Zauderns überdrüßig, beschloß der König, den Feldmarschall Daun durch künstliche Manöver zu nöthigen, Sachsen zu verlassen. Die Jahrszeit fing schon an sehr rauh zu werden. Die Oestreicher zogen ihren mehresten Unterhalt aus dem Magazine von Zittau. Bei der regnichten Witterung wurde die Zufuhre, da sie zur Achse geschehen mußte, täglich beschwerlicher. Friedrich II schmeichelte sich also, daß, wenn er Bewegungen auf des Feindes rechter Flanke vornähme, dieser sich um so eher entschließen würde, sich seinen Niederlagen zu nähern, und unter diesem Vorwande — den Feldzug zu beschließen. In dieser Absicht nahm er sich vor, ein Lager auf den Anhöhen von Bischofswerda zu nehmen, und, um dahin zu gelangen, das Laudonische Corps von drei Seiten zugleich anzugreifen. Schon war er im Anzuge, diesen Schlag zu führen, als er, bei seiner Annäherung, fand, daß der feindliche Feldherr sich bis hinter Bischofswerda zurückgezogen hatte. Ihn dort ferner aufzusuchen, hielt er für überflüssig. Sein Wunsch, sich in die

rechte Flanke der Oestreicher zu stellen, und ihre Besorgnisse wegen Zittau zu vermehren, war durch diesen eben so kühnen, als künstlichen Marsch erfüllt. Die bisher versperrt gewesene gerade Straße nach Bauzen war jetzt wieder eröffnet, und nun mußte auch sogleich General Retzow mit 10,000 Mann dahin eilen, um sich dieses Postens, den General Wehla nur mit 500 Kroaten besetzt hielt, zu versichern.

Durch die Stellung, die der König bei Bischofswerda nahm, war die rechte Flanke der Oestreicher nicht mehr außer aller Gefahr. Daun sah dies ein, und verstärkte dieselbe durch einen Theil seines Reservecorps. Dieser Vorsicht ungeachtet vergrößerte sich seine Verlegenheit fast mit jedem Tage, und seinem großen Entwurfe, den König von Schlesien abzuschneiden, standen bereits Hindernisse im Wege. Der Verlust von Bauzen hatte die Straße nach dieser Provinz schon gewissermaßen gebahnt, und glückte es dem Könige, dort festen Fuß zu fassen; so war er nicht außer Sorgen, von Zittau selbst abgeschnitten zu werden. In diesem Falle blieb ihm nur die Wahl zwischen einer Schlacht und dem Rückzuge nach Böhmen. Zu ersterer konnte er sich nicht entschließen, obgleich die gewagten, getrennten Stellungen der Preußen ihn dazu berechtigten, und dies ein kräftiges Mittel gewesen seyn würde, die Absichten des Königs zu vereiteln. Denn ehe dieser den Marsch nach Bauzen antreten konnte, mußte er zuvor das zur Verpflegung seiner Armee erforderliche Mehl aus dem Magazine von Dresden dahin bringen lassen; und da diese Straße nicht mehr ganz sicher war, so mußten starke Bedeckungen mitgegeben werden. Allein hierdurch wurde die Armee noch mehr geschwächt; Daun hingegen hatte sein zahlreiches Heer beisammen, und konnte sich

dessen so zweckmäßig bedienen, als er nur wollte. Er ließ aber den günstigen Zeitpunkt verstreichen; und da Retzow mit der einen Hälfte seines Corps sogar von Bauzen nach Weißenberg aufgebrochen war, so schien es ihm gefährlich, länger bei Stolpen zu verweilen. Schon hatte er den Prinzen von Durlach mit einer Abtheilung nach Löbau gesandt, um Zittau mehr zu sichern. Jetzt stellte er den Herzog von Ursel mit einer andern bei Tautewalde auf, um seinen Marsch, den eine Kette von Dörfern und Bergen, die sich bis Hochkirch erstrecken, maskirte, noch mehr zu decken. Endlich brach er am Abend des 5ten Oktobers in zwei Colonnen auf, und zog, unter Begünstigung einer regnichten Nacht, durch den Otterdorfer Wald nach Krusta, wo er ein Lager bezog.

Der König erfuhr den Abmarsch der Oestreicher nicht so bald, als er sich mit 8000 Mann aufmachte, um ihren Nachzug einzuholen; dieser aber war zu stark, das Terrain ihm zu günstig, und die Disposition des Herzogs von Aremberg, der denselben führte, zu gut gewählt, als daß er etwas gegen ihn zu unternehmen im Stande gewesen wäre. Es kam zwar zu einem Gefechte, wobei von beiden Seiten einige hundert Mann blieben, und die preußischen Freibataillone durch die feindliche Cavallerie ziemlich unsanft behandelt wurden; allein Friedrich konnte Aremberg nicht hindern, seinen Marsch in aller Sicherheit fortzusetzen. Gleich darauf brach er mit einem Theile seiner Armee nach Bauzen auf. Bei seiner Ankunft rückte der Prinz von Würtemberg mit der andern Hälfte des Retzowischen Corps nach Weißenberg; Daun hingegen bezog ein neues Lager bei Kittlitz, unweit Löbau. Seinen rechten Flügel

stellte er hinter den sogenannten Stromberg *), den linken dehnte er bis hinter die waldichten Gebirge vor Hochkirch, und General Laudon, bestimmt, die Bewegungen des Königs zu beobachten, mußte ihm stets zur Seite bleiben.

Sobald der aus Dresden erwartete Mehltransport, und die zu seiner Sicherung stehen gebliebene Abtheilung des Feldmarschalls Keith, zu Bauzen angelangt war, marschirte der König nach der Gegend von Hochkirch. Die nahe Nachbarschaft des Laudonischen Corps reizte dessen leichte Truppen schon damals einen Ausfall auf das Gepäck zu machen, als es den Paß bei Jenkewitz durchzog, und der König sowohl als der bei Bauzen zurückgebliebene Feldmarschall Keith sahen sich genöthigt, einige Regimenter abzusenden, um solches sicher nach dem Lager zu bringen. Dieser

*) Als General Retzow das Lager bei Weißenberg zu beziehen beauftragt ward, war der Stromberg noch nicht vom Feinde besetzt; dieß geschah erst kurz vor der Ankunft der Daunischen Armee. Der König, den es vielleicht verdroß, daß Daun sich unterstand, ihm abermals den Weg versperren zu wollen, rechnete in der Folge es seinem Feldherrn zum Verbrechen an, daß er diesen Berg unbesetzt gelassen hatte; gleich wohl war dies nicht zulässig, so lange er seine Stellung bei Weißenberg behaupten sollte. Dieser Berg lag 3500 Schritt vor dem Lager. Das zwischen sehr hohen und steilen Ufern fließende Löbauer Wasser hinderte die Gemeinschaft mit demselben dergestalt, daß, wenn auch einige Bataillone auf denselben gestellt worden wären, man hier das Gegenstück von dem Treffen bei Mons vermuthen mußte, weil das hinter dem Fluß gelagerte Corps, wegen des Defilees einer einzigen Brücke, diesen Posten nicht unterstützen konnte, ohne sich, bei einem widrigen Ausgange des Gefechts, selbst allen Gefahren, zernichtet zu werden, auszusetzen. Eins von beiden konnte also nur geschehen. Entweder Retzow mußte sein Lager jenseits des Löbauer Wassers am Stromberge aufschlagen,

Umstand hätte ersteren überzeugen können, daß ihm die große östreichische Armee näher sey, als hinter Löbau, wohin falsche Nachrichten sie versetzt hatten; allein kühn verfolgte er seinen Marsch, um sich bei Hochkirch zu lagern. Als er den Platz dazu seinem Quartiermeister-Lieutenant Marwitz anwies, weigerte sich dieser das Lager darauf abzustecken. Er stellte die Fehler desselben einleuchtend vor, und wollte bei der nahen Nachbarschaft des Feindes für die Folgen nicht Bürge seyn. So sehr auch dieser Officier sonst Liebling seines Monarchen war, so fand doch Friedrich II, als König, durch den Widerspruch desselben sich beleidigt; er befahl nochmals mit Ernst, und da sich Marwitz nicht dazu bequemen wollte, schickte er ihn in Arrest. Statt seiner bediente er sich des Ingenieur-Lieutenants Marquart. Dieser mußte nun freilich gehorchen, obgleich er sowohl als die ihm folgenden

---

oder, wenn er bey Weißenberg sich aufstellen sollte, solchen unbesetzt lassen. Die Stellung bei Weißenberg war ungleich vortheilhafter, als die andre, die man in der Gegend des berüchtigten Berges hätte nehmen können †), sie eröffnete die Straße nach Görlitz. Retzow hatte den Auftrag, sich derselben zu bemächtigen; in Absicht des ganzen Umfangs der intendirten Operation, die Straße nach Schlesien wieder zu gewinnen, war also nichts verfehlt, und man hätte Daun das Vergnügen lassen können, sich am Stromberge zu lagern, hätte nur Friedrich II nicht das Lager bei Hochkirch gewählt, und, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, zu behaupten sich entschlossen. Dieser Vorfall zog indeß dem General Retzow den Unwillen des Königs und einige Tage Arrest zu; der Verfasser des Officier-Lesebuchs bemerkt daher sehr richtig: *wenn einer von beiden Unrecht haben sollte, so mußte es natürlich auf Retzow fallen.*

†) Sachkundige werden sich sicher von der Richtigkeit dieser Behauptung durch den Tempelhofischen Plan der Schlacht überzeugen.

Fourierschützen schon durch das Geschütz der feindlichen Vorposten begrüßt wurden, als sie mit dem Abstecken beschäftigt waren. Marwitz war nicht der Einzige, der das Lager nicht für sicher hielt. Mehrere Generale gaben dies zu erkennen, und Feldmarschall Keith erdreistete sich sogar dem Könige zu sagen: Wenn uns die Oestreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden. Es sey indeß, daß Friedrich II zu beharrlich auf seinem einmal gefaßten Entschluß bestand, oder daß er zu viel auf die Bedenklichkeiten des Grafen Daun und seine bisher bewiesene Vorsichtigkeit rechnete; so ist doch soviel gewiß, daß er hier gefehlt zu haben nicht Wort haben wollte, vielmehr dem Keith in eben dem Tone antwortete: Wir müssen hoffen, daß sich die Oestreicher mehr vor uns als vor den Galgen fürchten werden. Daß inzwischen die hier geäußerte Voraussetzung des Königs nichts weniger als gegründet war, beweiset die Stimmung, die über seine so äußerst gewagte, gewissermaßen eine offenbare Verachtung ankündigende Stellung, selbst im östreichischen Lager, herrschte; denn die meisten Feldherren gestanden laut: Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle kassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade ungestraft hingehen lassen *).

So viel Ruhm Friedrich II sich seit seinem Rückzuge aus Mähren erworben hatte, so sehr entkräftete er denselben jetzt, da er, durch Leidenschaften geleitet, ihn eben so, wie das Schicksal seiner Armee, willkührlich aufs Spiel setzte, und seinem Feinde eine Geringschätzung zeigte, die er gewiß nicht verdiente. Es bleibt immer gefährlich, zuviel auf seine

---

*) Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen, 3r Th. S. 32.

eigenen Talente und auf sein eigenes Glück zu bauen, und seinen Gegner zu gering zu achten. Die Geschichte hat mehrere Beispiele aufgezeichnet, wie dergleichen Egoismus auf ähnliche Art, wie hier geschah, bestraft worden ist. So wenig Thätigkeit man auch dem Feldmarschall Daun zutrauete; so sehr man seine Bedenklichkeiten kannte, und so gewiß man hatte behaupten wollen, er sey nur durch das dringende Zureden eines Lascy und Laudon, zum Angriffe vermocht worden: so kann man doch voraussetzen, daß die Fehler, deren sich Friedrich II bei dieser Gelegenheit schuldig machte, ihm zu einleuchtend gewesen seyn mußten, um noch eines fremden Antriebes zu bedürfen, solche zu seinem Nutzen anzuwenden. Die Vortheile, durch einen, aller Wahrscheinlichkeit nach gewiß zu erhaltenden Sieg, dem Könige den bereits wieder eröffneten Weg nach Schlesien abermals zu versperren, und ihn in die Unmöglichkeit zu versetzen, der belagerten Festung Neiße Hülfe zu leisten, waren zu augenscheinlich, als daß sie dem Blick eines Heerführers, dem man doch nicht alle militärischen Talente absprechen, vielmehr nur der peinlichen Ausübung derselben beschuldigen kann, hätten entgehen sollen.

Abgerechnet, daß das Lager bei Hochkirch im Kanonenschusse des feindlichen genommen ward, hatte es, unter mehreren Mängeln, den Hauptfehler, daß der König seinen rechten Flügel an den Fuß eines Gebirges lehnte, in welchem das ganze Laudonische Corps, nebst einer Menge Kroaten, sich festgesetzt hatte, seiner rechten Flanke gegenüber und sogar im Rücken stand; daß die Schluchte und die dichten Wälder, die dies Gebirge bedeckten, dem Feinde den Vortheil verschafften, nicht allein seine Bewegungen auf das deutlichste zu beobachten, sondern auch die ihrigen seinem Auge

gänzlich zu verbergen; daß er daher seine Flanke, obgleich mit einigen Reduten versehen, allen Gefahren, mit Uebermacht unvermerkt angegriffen zu werden, preis gab, und die Gemeinschaft mit Bauzen sich völlig unsicher befand. So kritisch indeß die Lage war, in die sich der König versetzt hatte; so würde es ihm dennoch geglückt seyn, sich aus dieser sich selbst gestellten Falle zu ziehen, wenn nicht das Schicksal der Begebenheiten oft von besondern Umständen abhinge, und im Kriege, wie im Spiel, ein begangener Fehler gemeiniglich bestraft zu werden pflegte.

Aller ihm ertheilten Nachrichten von den Stellungen und Bewegungen der Feinde ungeachtet, wollte er doch dies schlechte Lager nicht verändern; und da er überdies durch falsche Berichte getäuscht ward, so wurde er in diesem Entschlusse nur noch beharrlicher. In der östreichischen Armee hatte er einen Mann erkauft, durch den er alles erfuhr was bei derselben vorging. Die Briefe wurden in einem Korbe voll Eier, worunter ein ausgeblasenes das Schreiben enthielt, überbracht; das Unglück wollte aber, daß der Feldmarschall Daun dem Uberbringer begegnen mußte, und als er ihn frägte, was er zu verkaufen habe, die Eier nach seiner Küche zu bringen befahl. Hierdurch war das Geheimniß entdeckt; und da Daun schon damit umging den König anzugreifen, so nutzte er diesen Umstand, um ihn sicher zu machen. Er ließ den Correspondenten *) sogleich fordern, und nachdem

*) Er soll Schollner geheißen, und den Rang als Major bekleidet haben; gleich nach dem Ueberfalle bei Hochkirch auf den Spielberg, bei Brünn, in Sicherheit gebracht, und erst nach dem Hubertsburgischen Frieden wieder in Freiheit gesetzt worden seyn. Im dritten Theile, S. 37, des Verhältnisses zwischen Oestreich und Preußen, leugnet der Verfasser dieses sonst schäz-

er ihn als einen Verräther auf das härteste angegangen hatte, schenkte er ihm das Leben unter der Bedingung, den König durch falsche Nachrichten, die er ihm in die Feder diktiren würde, gegen die ihm gedrohete Gefahr völlig sicher zu machen. Dieser Briefwechsel, der von nichts als dem bevorstehenden Aufbruche der östreichischen Armee und deren beschlossenen Rückzuge nach Böhmen sprach, ward einige Tage unterhalten, und der König dadurch so sicher gemacht, daß er, noch am Tage vor dem Ueberfalle, gegen alle Warnungen seiner Feldherren vor der zu besorgenden Gefahr, nicht zugeben wollte, daß die Armee die Nacht über angezogen bleiben sollte.

---

baren Werkes, die Authenticität dieses Faktums, wenn gleich er die Zulässigkeit desselben, als einer erlaubten Kriegslist, nicht verwirft. Es ist zu glauben, daß er, da er in der östreichischen Armee gedient hat, es bedenklich fand, die Niederträchtigkeit eines seiner damaligen Kameraden auf die Nachwelt zu bringen; ich halte mich indeß von der Wahrheit dieses Umstandes um so mehr überzeugt, da nicht allein mehrere die Aechtheit desselben versichern, sondern ich auch Gelegenheit gehabt habe, sowohl die täglichen Berichte, die General Retzow, während er bei Weißenberg stand, dem Könige überreichen ließ, als die darauf erfolgten Antworten zu lesen. Hieraus ergibt sich, daß Letzterer diesen gewiß gegründeten Berichten immer widersprach, und dagegen z. B. behauptete: „Er „wisse zuverlässig, das zweite Treffen des Feindes marschire nach „Zittau; oder die Armee schicke sich zum Abzuge an, u. dgl. m." Retzow war viel zu vorsichtig, um dem Könige etwas zu berichten, wovon er nicht überzeugt gewesen wäre; auch sparte er kein Geld, um sich die sichersten Kundschafter zu verschaffen; die nicht zu erklärenden Widersprüche schmerzten ihn daher, und in einer vertrauten Stunde sagte er mir: „Sicher wird der König „hintergangen, und ich besorge ein nahes Unglück." —

Die Zeit, welche Daun auf seinen angeblichen Abzug verwendete, mußte indeß seine Ungeduld reizen; denn er entschloß sich, aufzubrechen, das Retzowische Lager bei Weißenberg zu beziehen, und diesem wieder begnadigten Generale den Auftrag zu ertheilen, den Prinzen von Durlach aus seinem Posten bei Reichenbach zu vertreiben, und dann sich bei Schöps in die rechte Flanke der Oestreicher zu setzen. Nur die Nothwendigkeit, seine Armee zuvor mit Brod und Mehl zu versorgen, hielt diesen so gut gewählten Vorsatz auf. Hätte dieser Marsch nur 24 Stunden früher vorgenommen werden können: so blieb der Ueberfall bei Hochkirch ein bloßer Gedanke, den Dauns Bedenklichkeiten geschwinder zernichtet haben würden, als er sich von der Möglichkeit desselben zu überzeugen Zeit gebraucht hätte.

Unterdessen traf Feldmarschall Daun die nöthigen Vorkehrungen, um die Preußen in ihrem Lager zu überfallen. Die Hälfte seines Heeres, welche er selbst anführte, bestimmte er zum Angriff der rechten Flanke und des Postens von Hochkirch. Diese mußte sich durch das Gebirge ziehen, welches das Laudonische Corps bereits besetzt hielt. Sie wurde in drei Colonnen vertheilt, an deren Spitzen sich alle Grenadiere befanden, und folgte den Bahnen, die man zu diesem Behufe durch die Wälder hatte hauen lassen. Laudon mußte dagegen sich mehr links gegen Steindörfel ziehen, um dem Könige in den Rücken zu fallen. Herzog von Aremberg hatte Befehl, mit dem größten Theile des rechten Flügels den preußischen linken anzugreifen, sobald der rechte geschlagen seyn würde. Mit der Mitte des Treffens sollte Graf Colloredo die Mitte der preußischen Armee bedrohen; und der Prinz von Durlach bekam den Auftrag, den General Retzow bei Weißenberg anzugreifen, um ihn zu hindern,

dem Könige zu Hülfe zu eilen. Alle diese verschiedenen Corps versammelten sich während der Nacht auf den ihnen angewiesenen Posten mit aller nur möglichen Ordnung und Stille, und das zum ersten Angriffe bestimmte wartete daselbst den Schlag 5 an der Glocke zu Hochkirch, als das zum Vorrücken gegebene Signal, ab. Noch schlief der König mit seiner ganzen Armee. Seine Vorposten ahneten nichts von einer Unternehmung von Wichtigkeit, weil östreichischer Seits dafür gesorgt worden war, daß weder die Patrouillen weit kommen, noch das Geräusch des Marsches der Colonnen, von dem Lärmen vieler zum Abstämmen der Bäume angestellten Arbeiter unterschieden werden konnte. Auf einmal erschallt ein Feuer aus dem kleinen Gewehr; die Grenadierbataillone, die in der Flanke stehen, halten dies für einen abermaligen nächtlichen Anlauf der Croaten; da es aber zu lange anhält, und die vor ihnen aufgestellten Freibataillone sich zurückziehen, greifen sie zu den Waffen. Allein kaum haben sie Zeit, ihren Posten bei den Reduten einzunehmen, so werden sie schon von vorne und hinten angegriffen. Die Dunkelheit hindert sie zu unterscheiden, was vorgeht; ihre Tapferkeit scheitert an der Uebermacht, und das Bestreben, sich durchzuschlagen, befördert ihren Untergang. Daun verfolgt nun seine erlangten Vortheile, läßt die große Batterie angreifen, und erobert sie nach einer hartnäckigen Gegenwehr.

So stand es auf dem rechten Flügel der Preußen, als der Tag allmählich anbrach. Die Finsterniß hatte bisher nicht zulassen wollen, die Disposition der Oestreicher, so wie ihre Stärke, zu erkennen. Die Verwirrung, die ein dergleichen nächtlicher Ueberfall auch bei den gesetztesten Gemüthern zu verursachen pflegt, hatte auch hier bei manchen Regimentern einen stärkern Eindruck gemacht, als bei an-

dern, denen die Vorsichtigkeit anrieth, der nahen Nachbarschaft des Feindes nicht zu trauen. Letztere zogen sich ohne Verlust zurück, erstere hingegen hatten Mühe sich zu formiren. Der König, durch das heftige Kanonenfeuer aufgeweckt, eilte sich anzukleiden. Kaum war er aus seiner Wohnung getreten, so meldete man ihm das Schicksal seiner Grenadiere, und den Verlust der großen Batterie, und indem er zu Pferde stieg, begrüßten ihn schon die aus seinem eigenen Geschütz abgeschossenen Kugeln. Noch herrschte die erste Dämmerung, und ein dicker Nebel, der auf der Erde ruhete, verhinderte das zu unterscheiden, was man zu beleuchten wünschte, um Maßregeln darnach zu nehmen. Noch hielt sich ein Bataillon auf dem Kirchhofe, ein anderes in den Gärten des Dorfes Hochkirch, als der König, der vielleicht einen allgemeinen Angriff noch nicht voraussetzte, einzelne Brigaden beorderte, den Feind aus den eroberten Posten wieder zu vertreiben. Die tapfersten Feldherren, ein Keith, ein Markgraf Carl, ein Fürst Moritz, ein Prinz Franz von Braunschweig, führten solche an. Zwar glückte es ihnen, den Feind etwas zurückzudrängen; zwar hieb die preußische Cavallerie in die östreichische Infanterie ein, und richtete ein großes Blutbad an; allein alle diese einzelnen Vortheile konnten den Gang des Ganzen nicht mehr hemmen, weil das Laudonische Corps und mit ihm eine Menge Reiterey sich immer mehr herumzog, den angreifenden Preußen in die Flanke und den Rücken fiel, und sie nöthigte, sich zurückzuziehen. Hochkirch, welches jezt in Brand gerathen war, mußte abermals verlassen werden, und Keith büßte bei dieser Gelegenheit sein ruhmvolles Leben ein. Noch hielt sich indeß die, auf den mit dicken Mauern umgebenen Kirchhof gestellte Besatzung. Der tapfre Major Lange

vertheidigte sich mit einem Muth ohne Beispiel. Acht Grenadierbataillone, die Daun zum Angriff des Dorfes angeführt hatte, vermochten nicht 600 Preußen zu überwältigen. Durch ihr lebhaftes Feuer wurden jene größtentheils aufgerieben, und wollte der östreichische Heerführer das Dorf ganz besitzen: so mußte er noch 14 frische Bataillone anrücken lassen. Lange wehrte sich, so lange er Patronen hatte, und nun erst dachte er an seinen Rückzug. Von allen Seiten umringt, versuchte er sich durchzuschlagen, er wurde aber getödtet, und der größte Theil seiner Mannschaft bezeichnete ihre bewiesene Tapferkeit durch Tod oder Wunden; nur wenige entkamen zur Armee.

Alle diese einzelnen Gefechte fruchteten eben so wenig auf das Ganze, als der vom Könige selbst mit 6 Bataillonen seines besten Fußvolks noch zuletzt unternommene Angriff. Die ausgezeichnetste Tapferkeit, mit welcher sich diese auserlesenen Truppen unter den Augen ihres Monarchen schlugen, konnte den Oestreichern ihre erhaltenen Vortheile nicht wieder entreißen, weil sie die Ursachen nicht mehr zu heben vermochte, wodurch alle vorhergegangenen Angriffe mißlingen mußten.— Bei dieser Gelegenheit setzte sich Friedrich II dem heftigsten Feuer dergestalt aus, daß der Markgraf Carl, für dessen Person besorgt, ihn beschwören mußte, in Rücksicht auf die Erhaltung des Staats, seiner zu schonen. Nur mit Mühe erhielt ers von dem Monarchen, daß er auf seine Sicherheit Bedacht nahm.

Der Nebel war verschwunden, und die aufblickende Sonne erhellte alle Gegenstände vollkommen. Jetzt zeigten sich auch die Dispositionen des Feldmarschalls Daun eben so deutlich, als sie, während der Dämmerung, unkenntlich geblieben waren. Man sah seine Feldherren beschäftigt, ihre in

Unord-

Unordnung gerathene Infanterie zwischen Hochkirch und Steindörfel in verschiedene Linien zu stellen. Man sah eine Colonne über Wadiz vorrücken, um die Preußen von dem Paß bei Dresa, durch welchen sie schlechterdings ihren Rückzug nehmen mußten, abzuschneiden. Man wurde gewahr, daß sich viele Cavallerie in eben der Absicht dahin zog. Man erblickte die Abtheilung des Generals Colloredo, bemüht den Grund bei Kupritz, wo die preußische Infanterie weggezogen worden war, zu durchziehen, und endlich auch die Colonnen der Herzoge von Aremberg und Ursel dem linken Flügel sich nähern. Der König sah jetzt die ihm von allen Seiten drohende Gefahr; allein seine Gegenwart des Geistes und sein militärisches Auge halfen ihm auch diesmal aus einer nicht geringen Verlegenheit. Seine erste Sorge war, die Anhöhe bei Dresa besetzen zu lassen. Der Major (jetziger Generalfeldmarschall) Möllendorf behauptete solche gegen alle Anfälle des Feindes mit einer Entschlossenheit, die ihm und dem dritten Bataillon Garde Ehre machte; und da einige Posten des linken Flügels der Armee noch unangefochten geblieben waren: so nutzte der König diesen Umstand, seine geschlagenen Regimenter zu sammeln, und eine neue Linie zu formiren, deren rechter Flügel sich an die Anhöhe von Dresa lehnte. In dieser neuen Stellung erwartete er die Ankunft des Generals Retzow, dem er hatte befehlen lassen, zu ihm zu stoßen.

Daun sah diesen kühnen Entschluß mit Verwunderung an, und staunend erkannte er hier abermals seinen Meister; auch hielt er es nicht für rathsam, auf seiner Seite die erlangten Vortheile weiter zu treiben, vielmehr bemühte er sich, seine, durch die verschiedenen lebhaften Angriffe der Preußen durcheinander gerathenen Regimenter wieder in Ordnung zu

bringen, und abzuwarten, was für einen Erfolg die Unternehmungen der Herzoge von Aremberg und Urfel haben würden. Diese wollten anfänglich nicht gelingen. Die hartnäckige Gegenwehr, die 14 hier auf zwei Anhöhen gestellte Compagnien Grenadiere leisteten, so wie die Wirkung der großen Batterie, hätte die östreichischen Feldherren bald außer Fassung gebracht; ersterer mußte sogar durch 7 Bataillone verstärkt werden, um durch den Paß bei Kotiz zu dringen, und die dort stehenden 6 Compagnien abzuschneiden und gefangen zu nehmen. Nunmehr aber fielen beide Herzoge mit ihrer ganzen Macht auf die große Batterie und die zwei Bataillone Grenadiere, die sie vertheidigen sollten. Hier war das Spiel zu ungleich; es gelang ihnen, letztere zum Weichen zu bringen und erstere zu erobern. Auch hier stockte jedoch ihr Muth; der Vortrab des Generals Retzow erschien fast in eben dem Augenblicke. Obgleich vom Prinzen von Durlach angegriffen und verfolgt, hatte dieser Feldherr sich von Weißenberg mit vieler Ordnung abgezogen, und ohne Verlust das Defilee bei der Riegel-Mühle zurückgelegt; die Gefechte mit dem Feinde und manche Hindernisse, die er auf einem Marsche von einer Meile aus dem Wege zu räumen hatte, waren indeß Ursache, daß er erst zum Könige stoßen konnte, als der Schlag schon geschehen war, und dennoch schreckte seine Erscheinung und die treffliche Stellung, die er unweit Belgern nahm, den Herzog von Aremberg dergestalt, daß er die Vortheile, die er bloß durch Uebermacht errungen hatte, nicht weiter verfolgte. Retzow genoß also die Ehre, die Armee durch seine Dazwischenkunft von einem wahrscheinlichen Untergange gerettet zu haben.

Durch die Stellung, welche er genommen hatte, war der Zusammenhang der ganzen Armee wieder hergestellt, und

nun befahl der König den Rückzug über einen kleinen Bach nach den Anhöhen von Doberzeiz. Dieser geschah mit so viel Ordnung als Kunst im Angesicht einer siegenden Armee. General Seydlitz ward mit der sämtlichen Cavallerie in die Ebene zwischen Burschwitz und Belgern gestellt, und acht Bataillone des linken Flügels stießen zum General Retzow. Zwischen diesen beiden Posten zog die Armee mit allem Geschütz und Gepäck über den Bach, der durch verschiedene Dörfer fließt, und marschirte auf dem sogenannten Spitzberge wieder auf; dann zog sich das Retzowische Corps ebenfalls ab, und bildete den Nachzug der Infanterie; den Beschluß machte die Cavallerie unter Begünstigung der mit Grenadieren besetzten Dörfer. Bei einem so ernsthaften Vorfalle, als der bei Hochkirch war, konnte man den gemessenen Rückzug einer geschlagenen Armee nicht genug bewundern; er geschah wirklich mit Kaltblütigkeit und systematischer Ordnung, wie auf dem Exercierplatze. Daun wagte auch nicht einen Schritt, um die Preußen zu verfolgen oder aufzuhalten. Der Eindruck, den dies prächtige Manöver auf ihn machte, war so stark, daß er mit dem Ruhme, einzelne Brigaden durch eine weit überwiegende Macht zernichtet zu haben, zufrieden, seinen Feind nicht weiter beunruhigte.

Am Tage der Schlacht war das preußische Heer nur 28,000 Mann stark, weil der König sich genöthigt gesehen hatte, den General Wedel mit 5000 Mann nach der Grafschaft Ruppin zu senden, um sich den Schweden, die sich dort immer mehr ausbreiteten, zu widersetzen. Das östreichische bestand aus 50,000 Streitern. Der Verlust an Menschen kann auf beiden Seiten ziemlich gleich gerechnet wer-

den; dagegen büßte der König 100 Stück Geschütz, 28 Fahnen, 2 Standarten, beinahe das ganze Lager mit allen Zelten und einen großen Theil des Gepäcks ein. Dieser an sich schon ansehnliche Verlust wurde durch den Tod des Feldmarschalls Keith*) und des Prinzen Franz von Braun-

*) Jacob Keith war von Geburt ein Schottländer. Er stammte aus einem alten Geschlechte her, welches die Würde eines Reichsmarschalls, durch Erbrecht, bekleidete; daher der älteste Sohn gemeinhin den Titel Lord Marschall führte. Da sich sein älterer Bruder mit vielen Pairs des Königsreichs (1714) für den Prätendenten erklärte: so ward er mit in das Unglück dieses Prinzen verflochten. Gezwungen, Vaterland und Güter mit dem Rücken anzusehn, ging er zuerst in spanische, dann in russische, und endlich in preußische Dienste. Ueberall zeichnete er sich durch seine Talente aus, und erlangte den Ruhm, den er auch mit ins Grab nahm. Unter einem Münnich wohnte er der Belagerung von Oczakow bei, und ward daselbst verwundet. Unter einem Lascy nahm er einen besondern Antheil an dem berühmten Siege bei Willmanstrand, und unter Friedrich II an allen Vorfällen des siebenjährigen Krieges, bis zu seinem ruhmvollen Tode. Er war sowohl Hofmann als Soldat, vereinigte persönliche Tapferkeit mit feiner Politik, und verband alles dies mit einer gesunden Philosophie und thätigen Moral. Er besaß Gelehrsamkeit, doch ohne damit zu prahlen, war zurückhaltend und bescheiden, wenn es die Umstände erforderten, aber auch launig im Zirkel guter Freunde. Alle diese Vorzüge machten ihn den Monarchen, denen er diente, werth, und beim Publikum beliebt. Friedrich II wählte sich ihn zum Gesellschafter, zum Freunde, und diese Ehre allein könnte seine Apologie machen, wenn nicht seine übrigen Verdienste, sein Andenken bei denen, die ihn gekannt haben, unvergeßlich erhielten. Nach dem Hubertsburgischen Frieden ließ der König von Preußen seine Statue in Berlin, auf dem Wilhelmsplatze, aufstellen, eine Ehre, die er mit einem Schwerin, einem Winterfeldt und einem Seydlitz theilt.

schweig*), die auf dem Schlachtfelde blieben, noch vergrößert; denn beide waren wegen ihrer Tapferkeit, Einsicht und trefflichen Eigenschaften unter die ersten Feldherren und die besten Menschen zu rechnen. Fürst Moritz von Anhalt**) wurde verwundet und gefangen, als er sich nach Bauzen bringen ließ.

---

*) Friedrich Franz, Herzog von Braunschweig, war ein Bruder des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der damals an der Spitze der Armee der Verbündeten seinen Ruhm verbreitet hatte, und Oheim des jetzt regierenden Herzogs. Als ein Zweig aus dem Geschlechte der Helden, war er es schon in einem Alter, in welchem die Einbildungskraft eines feurigen Jünglings mit dem stillen Ernst eines denkenden Feldherren sich selten verträgt. Er war in seinem 26sten Jahre General=Major, und führte eine Brigade von vier Bataillonen, als ihm in dieser unglücklichen Nacht eine Kanonenkugel den Kopf wegnahm. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er sich hervorgethan, nnd der letzte Zug aus seiner militärischen Laufbahn, zeigt von seinen Einsichten in das Große der Kriegskunst; denn als der Major Wartenberg ihm den Befehl brachte, mit seiner Brigade den Feind von den bei Hochkirch bereits besetzten Anhöhen zu vertreiben, sagte er: „Aber wenn ich mich hier „wegziehe, so bleibt die ganze Mitte entblößt. Weiß das auch der „König?“ Wartenberg fand diese Bemerkung richtig, und versprach, bestimmtere Auskunft einzuholen: indeß aber marschirte der Prinz ab, und sagte scherzend zu seinen Officieren im östreichischen Dialekt: Nun, wir wollen sie halter wieder wegjagen.

**) Dieser Prinz kam nicht wieder zur Armee. Einige Zeit nachher starb er zu Dessau an einem Krebsschaden, mit dem er sich schon einige Jahre getragen hatte. So stiefmütterlich die Natur für seine körperliche Bildung gesorgt hatte, eben so wenig Kenntnisse waren ihm, bei einer vernachläßigten Erziehung, zu Theil geworden. In seiner Jugend war sein Charakter gewissermaßen verschroben worden, und daher blieb er in seinen Handlungen, seinem

Vielleicht würde an diesem Tage weniger preußisches Blut vergossen worden seyn, hätte der König, nach dem raschen Verlust seiner Flanke und der großen Batterie bei Hochkirch, nicht versucht, dem Feinde seine erlangten Vortheile durch einzelne Brigaden zu entreißen; vielleicht würde die Sache eine veränderte Gestalt bekommen haben, hätte er sich gleich entschlossen, seinem Heere eine andere Stellung zu geben, um in derselben die fernern Unternehmungen der Oestreicher zu erwarten, oder solche durch einen zusammenhangenden Angriff zu besiegen. Daun — wie wir ihn haben kennen lernen — mit dem Besitz des Dorfes Hochkirch zufrieden, würde schwerlich gewagt haben, sich weiter mit einem Gegner einzulassen, der ihm in der Kunst zu manövriren so weit überlegen war; auch hätte eine solche veränderte Stellung die Absichten des Königs, sich den Weg nach Schlesien zu bahnen, eher befördert als gehindert. Allein andere Umstände mochten wohl Friedrich II zu den unternommenen einzelnen, unzweckmäßigen Angriffen eben so veranlassen, als die nachtheilige Stellung der Armee es nicht erlaubte, aus ihrem Standpunkte sich mit Geschicklichkeit herauszuwickeln. Das Vorurtheil, Daun könne und werde sich nicht so thätig beweisen, als er es wider alle Erwartung that; die Ueberraschung, die Dunkelheit der Nacht, und der Nebel, der nicht unterscheiden ließ, ob die ganze

---

Benehmen und Umgange mit der großen Welt, fast immer der bloße Naturmensch. Zwar überwogen persönliche Tapferkeit, unermüdete Wachsamkeit und — vielleicht oft — allzubuchstäbliche Befolgung der ihm als Soldat obliegenden Pflichten, diese Mängel. Allein, aller Anstrengung ungeachtet, bildeten letztere ihn mehr zum Anführer eines Flügels in einem Treffen, als zum kommandirenden General einer Armee ohne einen talentvollen Generalstab.

östreichische Armee zugegen, oder ob es nur ein Corps derselben sey, welches einen Versuch machte, den Posten von Hochkirch zu überrumpeln; der Verdruß, durch falsche Nachrichten getäuscht worden zu seyn: alles dies, sage ich, konnte den Grund zu den ersten Entschlüssen des Königs gelegt haben, die er, so nachtheilig sie ihm auch wurden, am Ende dennoch durch die Ueberlegenheit seines Genies möglichst zu verbessern verstand. So ausgemacht es ist, daß er an diesem Tage geschlagen ward, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dagegen einen wirklich meisterhaften Rückzug veranstaltete, daß er sich rühmen konnte, durch seine dazu entworfenen vortrefflichen Dispositionen, dem Feinde die tiefste Ehrfurcht eingeprägt, und nach einer verlohrnen Schlacht das dennoch bewirkt zu haben, was Daun zu verhindern sich schon sechs Wochen lang angelegen seyn ließ. Auch bei diesem unglücklichen Vorfalle, der manchen Feldherrn in Verlegenheit, wo nicht außer Fassung gebracht haben würde, blieb sich Friedrich II stets gleich. Kaltblütig verließ er das Schlachtfeld; mit Würde blieb er eine halbe Meile vom Feinde stehen, um ihm zu trotzen, und mit philosophischer Gelassenheit sann er auf Mittel, seine bedenkliche Lage zu verbessern *).

---

*) In keiner von den verdrießlichen Lagen, in die das Unglück den König während des siebenjährigen Krieges versetzte, habe ich diesen Fürsten gelassener gesehen, als nach der Schlacht bei Hochkirch. Ich stand damals bei dem Retzowischen Corps, und ward, als dies über das Löbauer Wasser gegangen war, an ihn abgesandt, um weitere Verhaltungsbefehle einzuholen. Ich traf den König auf den Anhöhen von Klein-Bauzen, von welchen er den Rückzug seiner Armee beobachtete. Nachdem ich mein Geschäft ausgerichtet hatte, sagte er in einem gewissermaßen lächelnden Tone: „Daun hat

Mit so viel Einsicht auch Feldmarschall Daun die Vorkehrungen zu dem Ueberfalle bei Hochkirch traf, mit so vielem Glück er ihn auch ausführte, eben so wenig ließ er es sich angelegen seyn, seinen Sieg zu verfolgen; keinen Schritt wagte er jenseits des Passes bei Dresa. Er ließ nur ein starkes Corps auf dem Schlachtfelde stehen, stellte den Prinzen von Durlach jenseits des Löbauer Wassers bei Gräditz auf, und führte die Armee in ihr altes Lager bei Kittlitz *). Daun verdiente nicht bei Hochkirch gesiegt zu haben,

---

„mir heute einen glupischen Streich gespielt." Ich bin ein Augenzeuge davon gewesen, war meine Antwort; allein es ist eine bloße Fleischwunde (égratignure), die bald wieder zu heilen Ew. Maiestät nicht schwer fallen wird. „Glaubt Er dies?" versetzte der König. „Nicht allein ich, sondern die ganze Armee „traut dies Ew. Majestät vollkommen zu," erwiederte ich. „Er „hat ganz recht," gab er vertraulich — nach seiner in solchen Fällen üblichen Gewohnheit, einen Knopf meiner Uniform fassend — mir zur Antwort: „Er soll sehen, wie ich Daun fassen „werde; nur bedaure ich, daß heute so viel brave „Leute ums Leben kommen mußten." Diese mir entfallene Schmeichelei schien ihm zu gefallen — auch die klügsten Monarchen bleiben Menschen! — Er fertigte mich in eben so gnädigen Ausdrücken ab, als er seine Befehle mit einer Gegenwart des Geistes ertheilte, die ich bewundern mußte; gleichwohl — ich gestehe es frei — blieb es mir damals sehr unwahrscheinlich, dies Wunder so bald zu erleben.

*) Zu dem Entschlusse, die preußische Armee nicht weiter zu verfolgen, trug die drohende Stellung, die General Retzow auf der Höhe bei Belgern nahm, um den Rückzug des geschlagenen Heeres zu decken, sehr viel bei. General Aremberg, der ihm am nächsten stand, und in Verbindung mit dem Prinzen von Durlach ihn füglich angreifen konnte, hat selbst gegen einige sächsische von Adel, die ich einige Zeit darnach zu sprechen Gelegenheit hatte, ge-

indem die Folgen dieser Schlacht, seinem erlangten Ruhme eben so wenig entsprachen, als den ihm dieserhalb verschwendeten Lobsprüchen. Daun schien hier nur durch einen fremden Stoß aus seinem Dunstkreise geschoben worden zu seyn, um durch eigene anziehende Kraft wieder in demselben zu verschwinden.

In der Anlage hat die Schlacht bei Hochkirch manches Aehnliche mit der bei Steenkerken (den 3. August 1692). So wie in dieser König Wilhelm von England dem Herzoge von Luxemburg, durch einen aufgegriffenen französischen Spion, falsche Nachrichten ertheilen ließ, eben so täuschte auch Daun den großen Friedrich. Sorglos schlummerten der König von Preußen und Luxemburg, als ihre Heere in ihren Lägern überfallen wurden; allein mitten in der Verwirrung schuf der französische Heerführer sich ein neues Schlachtfeld, vertrieb die Engländer von den vortheilhaftesten Posten, und konnte den Ruhm, unter diesen Umständen nicht geschlagen zu seyn, durch einen Sieg erzwingen, als der nicht ferne Bufflers mit einigen Truppen herbeiflog und angriff. Friedrich II hingegen ward geschlagen, weil er darauf bestand, ein schlecht gewähltes Schlachtfeld zu behaupten. Retzow, der, wie dort Bufflers, zu ihm stieß, konnte keinen Angriff wagen, weil das

---

standen: die Festigkeit, mit der er das Retzowische Corps hier auftreten gesehen, habe ihn abgeschreckt, seine erlangten Vortheile weiter zu treiben. Prinz Heinrich von Preußen hat diese Begebenheit, so wie den Ruhm des Generals Retzow, auf dem Obelisk verewigt, den er zum Andenken seines verstorbenen Bruders, des Prinzen August Wilhelm und mehrerer Feldherren, zu Rheinsberg errichten ließ. Unter Retzows Namen steht: Lieutenant-Général, qui sauva l'armée à la journée de Hochkirch.

Schicksal der Preußen schon entschieden war, als er mit seinem Corps anlangte; er genoß indeß die Ehre, den Rückzug der königlichen Armee zu decken, und dieselbe vom wahrscheinlichen Untergange zu retten. Nach diesen Schlachten blieben Wilhelm und Friedrich ihren Feinden durch ihr Genie furchtbar; Daun hingegen zog aus seinem Siege eben so wenig Nutzen als Luxemburg. Zum Andenken der in ihrem Anzuge übereilten Franzosen, erfanden die Pariser Frauenzimmer ein modisches Halstuch: à la Steenkerke, das sie zum Morgenanzuge trugen. Die Berliner Damen waren nicht für dergleichen Possen gestimmt, und — hatten es auch nicht Ursache.

XV.

Glückliche Folgen der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch.

Zwar war der Verlust der Schlacht bei Hochkirch die schärfste Rüge des Mißgriffs in der Wahl eines, im Angesichte des Feindes, genommenen schlechten Lagers; allein mit so viel Ehrfurcht man Friedrich II betrachtete, als er durch die Schlacht bei Leuthen die Wiedereroberung von Schlesien errang; mit noch größerer Bewunderung staunte man ihn nach dem Ueberfalle bei Hochkirch an. Damals war, in einer verzweifelten Lage, der Entschluß, zu siegen oder zu sterben, das Mittel, wodurch er an der Hand des Glücks seine Krone rettete; jetzt waren Standhaftigkeit, Weisheit und vorsichtsvolle Thätigkeit die Triebfedern, durch welche die gefähr-

lichen Anschläge seiner Feinde vereitelt wurden; ja bei angestellter Vergleichung aller zusammentreffenden Umstände bleibt es schwer zu entscheiden, ob er nach seiner Niederlage nicht noch größer erschien als nach jenem Siege. Die philosophische Gelassenheit, die er nach diesem unglücklichen Treffen bezeugte, die kaltblütige Ruhe, mit welcher er seine Dispositionen entwarf und ausführte, sind eben so viele Beweise seiner Seelengröße, als es zu bewundern ist, daß ein Heerführer, selbst in der kritischsten Lage seiner Angelegenheiten, noch Muße hatte, sich den Musen zu widmen, und mit seinen Freunden launigte Scherze zu treiben*).

---

*) Als eines Abends sein Vorleser, der Herr von Katte, zu ihm kam, traf er den König beschäftigt, in den Predigten des berühmten französischen Redners, des Pater Bourdaloue, zu lesen. Damals war die Nachricht von dem Tode seiner geliebtesten Schwester, der Markgräfinn von Baireuth, eingelaufen, und Katte, in der Voraussetzung, den Monarchen doppelt niedergeschlagen zu finden, glaubte ihn zu erheitern, indem er scherzend ihn mit den Worten anredete: es scheint, als wollten Ew. Majestät gar bigott werden. Der König antwortete nichts, allein am folgenden Tage, als sein Vorleser zur gewöhnlichen Zeit sich wieder einstellte, reichte er ihm eine Rolle schwarz gerändetes Papier, und befahl ihm solche einzustecken. Wie groß war nicht Katt's Erstaunen, als er darin eine wohlgesetzte Predigt las, welche der König über einen biblischen Text verfertigt und seinen gegenwärtigen Umständen angepaßt hatte. Gerührt, glaubte Katte ihm bei seinen Widerwärtigkeiten einigen Trost zusprechen und auf frohere Aussichten führen zu müssen. Friedrich dankte ihm für seine Theilnahme, und versicherte ihm, daß er nichts verabsäumen würde, um sich aus dem verworrenen Handel zu ziehn, in den er sich verwickelt sähe; schloß aber mit den bedeutenden Worten: en tout cas, j'ai de quoi, finir tragédie (auf allem Fall führe ich etwas bei mir, um das Trauerspiel zu endigen). Diese Anekdote,

Obgleich Sieger, unternahm Feldmarschall Daun doch nichts, um seine erfochtenen Vortheile möglichst zu benutzen; vielmehr beschäftigte er sich, im Taumel der Freude, mit Absendung der Curiere, welche die frohe Nachricht nach Wien, an die Bundesgenossen dieses Hofes und an die Befehlshaber ihrer Armeen überbringen sollten. Dieser Beschäftigung folgten prunkvolle Freudenbezeugungen, Lustbarkeiten u. dgl. Diese Empfindungen eines wonnevollen Vergnügens, die in der Folge noch durch ein sehr verbindliches Schreiben der Kaiserinn-Königinn und einem Geschenke besonderer Art vergrößert wurden, welches Pabst Clemens XIII ihm machte*), schienen anzukündigen, daß Daun die höchste Stufe des Glücks erreicht zu haben wähnte, vielleicht über seine minderglücklichen Collegen, den

---

die ich aus dem Munde des verstorbenen Katte gehört habe, scheint die Wahrheit der Behauptung zu begründen, daß der König, während des siebenjährigen Krieges, stets Gift bei sich geführt habe. Sich desselben zu bedienen, mochte aber wohl nur auf den einzigen Fall die Absicht gewesen seyn, wenn er das Unglück haben sollte, gefangen zu werden. Friedrich sah sehr wohl ein, welch einen ungeheuern Preis die Feinde auf seine Befreiung setzen würden; und man wird um so mehr bewogen anzunehmen, daß er dann durch dieses Mittel der Zerstückelung seiner Staaten vorzubeugen glaubte, wenn — wie man versichern will — er den Prinzen Heinrich von Preußen, als bestimmten Vormund des damals noch minderjährigen Prinzen von Preußen, beschworen haben sollte, im Fall einer Gefangenschaft keinen Frieden einzugehen.

*) Der Pabst sandte dem Feldmarschall ein geweihtes Biret und einen geweihten Degen, machte sich aber dadurch bei den meisten europäischen Höfen lächerlich, weil die aus den Zeiten des Aberglaubens und der Hierarchie noch herstammende Gewohnheit, dergleichen Geschenke zu machen, nur dann in Ausübung gebracht zu

Feldmarschall Fermor und Grafen Clermont, sich so erhaben glaubte; gleichwohl bildeten diese Zerstreuungen einen besondern Kontrast mit dem Benehmen eines Heerführers, der die Früchte seines Sieges erst durch Thätigkeit zu ernten sich zur Pflicht machen muß. Statt dessen, verschanzte er sein Lager mit Sorgfalt, gleichsam, als sey er der überwundene Theil gewesen; er verabsäumte, sich Meister von Bauzen und der dort aufgeschlagenen Bäckerei zu machen, und die Vereinigung des Prinzen Heinrich mit der Armee des Königs zu verhindern; Unternehmungen, die, bei seiner großen Uebermacht, fast nicht fehl schlagen konnten.

Die Ueberbleibsel der bei Hochkirch geschlagenen Armee, imgleichen das Retzowische Corps hatte der König auf den sogenannten Spitzbergen, hinter Klein-Bauzen, gesammelt; und obgleich er hier eine sehr vortheilhafte Stellung gewählt hatte: so konnte diese doch den erlittenen Verlust nicht ersetzen. Die schon geschöpfte Hoffnung, Schlesien, besonders aber der belagerten Festung Neiße zu Hülfe zu eilen, schien sich durch die eingetretenen Widerwärtigkeiten zu entfernen; und hätte Friedrich II an dem Feldmarschall Daun einen entschlossenen Gegner gehabt, so dürfte er wahrlich ganz Sachsen haben räumen müssen. So beschränkt, so drückend aber auch seine Lage war, so standhaft überwand er auch die größten Schwierigkeiten, und sein bester Alliirter, das Glück, dessen Winke er zu nutzen verstand, half ihm auch diesmal aus der gefahrvollsten Verlegenheit.

---

werden pflegte, wenn ein apostolischer Feldherr ungläubige Nationen besiegte oder zu besiegen hatte. Clemens XIII Weihung war indessen nicht so wirksam; denn der Sieg bei Hochkirch war gerade der letzte, den Daun gegen den akatholischen König von Preußen erschlich. —

Seine erste Sorge ging dahin, den erlittenen, nicht geringen Verlust einigermaßen zu ersetzen, und seine Armee mit den erforderlichen Lebensmitteln zu versehen, um bis zum ersten schlesischen Magazine zu reichen. Die nächste Aussicht, alle diese Bedürfnisse am geschwindesten zu erhalten, traf die Armee seines Bruders und die Niederlage zu Dresden. Prinz Heinrich empfing daher Befehl, mit 6000 Mann Infanterie, 12 schweren Kanonen, einem großen Vorrathe von Munition und einem Mehltransport auf 18 Tage, zu ihm zu stoßen. Während der Zeit aber hatte er den Entschluß gefaßt, die große feindliche Armee zu umgehen, sich Meister von Görlitz zu machen, von dort aus nach Schlesien zu eilen, und Neiße zu entsetzen. Diesem künstlichen Marsche standen jedoch manche Hindernisse im Wege, worunter das verschanzte Lager, welches Daun unter seinen Augen, zwischen Belgern und Jenkowitz, genommen hatte, eins der wichtigsten war. Es ist zu vermuthen, daß der östreichische Heerführer glaubte, dies feste Lager sey der stärkste Riegel, mit dem er dem Könige den Weg nach Schlesien versperrt habe. Die eigenthümliche Hitze dieses Fürsten war ihm nicht unbekannt, und so mochte er sich wohl überreden, er werde, aus Verzweiflung, einen Versuch machen, ihn von der Straße nach Görlitz, von der er ihn, seiner Meinung nach, völlig abgeschnitten habe, wegzuschleudern. In dieser Voraussetzung hatte er alle Kunst angewendet, um ihn auf das nachdrücklichste zu empfangen; ja er scheint von diesem Gedanken so überzeugt gewesen zu seyn, daß er den General Harsch schrieb: „er könne die Belagerung von Neiße ruhig „fortsetzen; er halte den König fest, und sollte dieser es „unternehmen ihn anzugreifen: so stände er ihm für den

„guten Erfolg." Wie sehr betrog ihn indeß diesmal das Vorurtheil und eine zu große Sicherheit!

So kritisch auch die Lage des preußischen Monarchen war, da er zwischen der Erhaltung von Reiße und dem Verluste von Dresden, oder zwischen dem umgekehrten Fall zu wählen hatte: so würde doch ein Angriff auf den starken feindlichen Posten zu sehr an Verwegenheit gegränzt haben. Ein Gegenstück zur Schlacht bei Leuthen hier liefern zu wollen, durfte er sich nicht einfallen lassen. Damals war er nothgedrungen, die Sache durch einen kühnen Streich zur Entscheidung zu bringen, und Prinz Carl von Lothringen war so gefällig ihm darzu den Vorschub zu geben, indem er seiner bei Roßbach siegreichen Armee in der Ebene entgegen kam. Hier aber stand das östreichische Heer wie bei Kollin, in einem durch Natur und Kunst befestigten, mit einer ungeheuern Menge groben Geschützes besetzten Lager, dessen beide Flanken durch die abgesonderten Corps der Generale Laudon und Wehla gedeckt waren. Allen diesen kollossalen Vorkehrungen hatte der König nur eine schwache, größtentheils geschlagene Armee entgegen zu stellen, und der Feind stand ihm so nahe, daß er jede seiner Unternehmungen wahrnehmen konnte. Was würde das Publikum von Friedrich II geurtheilt haben, wenn er unter solchen Umständen auf eine übereilte Art seinen Ruhm und seine Staaten dem mißlichsten aller Spiele anvertraut hätte, da er noch künstliche Rettungsmittel versuchen konnte! Und diesen Ausweg schlug er mit einer Klugheit ein, die seine bisher begangenen Fehler gänzlich verwischten.

So wie auf der einen Seite die Eroberung von Reiße, die von Cosel und des ganzen Oberschlesiens, nach sich ziehen konnte, wenn der König nicht zu Hülfe eilte; eben so war auf

der andern, nach dem Abmarsche des Prinzen Heinrich das unter dem General Fink bei Gamich zurückgebliebene Corps viel zu schwach, um Dresden und Sachsen zu behaupten, sobald die preußische Armee sich von der Elbe entfernte. Glückte es auch dem Könige, Görlitz und die Ufer des Queis zu erreichen, ehe Daun ihm dort zuvorkommen konnte, so war vorauszusehen, daß dieser Feldherr, der sich lieber mit anscheinend gewissen, als mit wahrscheinlich ungewissen Unternehmungen befaßte, wo nicht mit seiner ganzen Macht, doch mit dem größten Theile derselben einen Versuch machen möchte, Dresden zu erobern, und sich des Besitzes von Sachsen zu versichern. Eins war so nachtheilig als das andere, und dennoch mußte man sich zu einer dieser Alternativen entschließen. Friedrich II gewohnt, sich auch in der mißlichsten Lage seiner Angelegenheiten zweckmäßig zu rathen, übersah alle Möglichkeiten mit forschendem Blicke. Er beschloß daher den Zug nach Schlesien, und entbot zur Vertheidigung von Sachsen die Armee des Grafen Dohna aus Pommern, so wie das Corps des Generals Wedel aus der Uckermark, zu einer Zeit, da weder die Russen noch die Schweden ernstliche Anstalten machten, sich nach ihren Winterquatieren umzusehen. So auffallend dieser Schritt, der die Marken, und selbst Berlin, allen Gefahren auszusetzen schien, einem jeden Ungeweihten seyn mochte; so wenig man damals den besondern Entschluß des Königs sich erklären konnte: so bleibt doch die Vermuthung, daß er ihn mit Sicherheit fassen zu können glaubte. Vielleicht hatte er gegründete Ursachen, den baldigen Rückzug der russischen Armee nach Pohlen zu ahnen; vielleicht hatte er auch — jedoch ohne es zu verbürgen — eine von den nicht bekannt gewordenen Triebfedern angezogen, die nicht selten die Harmonie

monie der größten Bündnisse zu verstimmen pflegen. Es sey indeß, daß er auf den Abmarsch der Russen sicher rechnen konnte, oder daß er dem Glücke seinen gewagten Entschluß anvertraute, so bleibt es doch ausgemacht, daß die unerwartete Erscheinung des Grafen Dohna in Sachsen, das Rettungsmittel ward, wodurch der Besitz dieses Churfürstenthums gesichert wurde.

Ehe aber der beabsichtigte Marsch um das große östreichische Heer nach Görlitz angetreten werden durfte, mußte sich der König zuvörderst von allen dem entledigen, was ihm auf einem Wege hinderlich seyn konnte, der mit Schnelligkeit und mit den Waffen in der Hand eröffnet werden mußte. Ferner kam es hauptsächlich darauf an, den Zug der verschiedenen Colonnen so einzurichten, daß der getäuschte Feind die wahre Absicht nicht eher errieth, als bis es nicht mehr Zeit war derselben zuvorzukommen. Beides wurde zweckmäßig ausgeführt. Das Gepäck und der ganze zur Armee gehörige Train mußten den Weg nach Hoyerswerda einschlagen; die Verwundeten wurden nach Glogau transportirt, und so gewann es das Ansehen, als sey der Rückzug dahin beschlossen.

Alle diese verschiedenen Bewegungen blieben dem Feldmarschall Daun nicht unbekannt; da sie aber rückwärts gemacht wurden, und eine Richtung nach der Niederlausitz ankündigten, so urtheilte er, der demnächst zu erwartende nahe Abmarsch der königlichen Armee werde auch dorthin, und von da nach Glogau vor sich gehen. Dies wünschte er, um sein schon so lange beabsichtigtes und bisher stets vereiteltes Vorhaben auf Dresden mit seiner ganzen Macht auszuführen. Was man wünscht, das hofft man gemeiniglich, und

zu diesem so schmeichelhaften Gedanken gesellte sich noch der: daß er den König in eine zu schlechte Verfassung gesetzt habe, als daß ihm ein anderer Ausweg übrig bleiben könne. Wahrscheinlich lag hierin der Grund zu der großen Gleichgültigkeit, die er beim Abzuge der Preußen bewies. Er, der nach einem nicht unbedeutenden Siege versäumte, sie mit einer so überlegenen Macht anzufallen, und vielleicht völlig zu zerquetschen, setzte ihnen jetzt keine Hindernisse entgegen, um mit mehrerer Sicherheit ein Nebengeschäft zu betreiben, dessen Ausführung ihm doch gewiß genug blieb, und welches er nicht unternehmen mußte, so lange noch wichtigere Dinge abzuthun waren, die einen wesentlichen Einfluß auf das Ganze haben konnten.

Unterdessen wurde der Marsch der Colonnen, in welchen die preußische Armee fortziehen, so wie die Wege, die sie einschlagen sollte, bestimmt. Dieser Marsch mußte mit ungleich mehr Ueberlegung und Vorsicht entworfen werden, als jeder andere erfordert haben würde. Der Abzug aus dem Lager im Angesichte des Feindes; die Aufmerksamkeit seiner Flanken-Corps und seiner vorgeschobenen Posten: die Kunst, beider Wachsamkeit zu hintergehen, bis man über die kleine Spree gegangen, und sich durch das Löbauer Wasser gedeckt haben würde; das dabei zu beobachtende Geheimniß; die Schwierigkeit, die Wege, die Brücken und Furthen der Spree zuvor, gehörig und ohne Argwohn zu erregen, zu recognosciren, waren wesentliche Umstände, die man dabei beobachten, und deren keiner aus der Acht gelassen werden mußte, wenn die ganze Unternehmung gelingen sollte. Dergleichen Geschäft lag eigentlich dem General-Quartiermeister der Armee ob; da aber, wie wir bereits am gehörigen Ort angezeigt haben, der König, mit der störrischen Den-

kungsart des von Marwitz *) unzufrieden, ihn nicht dazu gebrauchen wolte: so übertrug er die Anordnung der Colonnenmärsche dem General Retzow. Dieser litt damals schon sehr viel an der ihm zugestoßenen Krankheit, woran er bald darauf starb **); indeß unterzog er sich doch dieser Arbeit,

---

*) Marwitz war einer der Sonderlinge seines Zeitalters. Seine Art zu leben, zu denken und zu handeln, alles war sonderbar. Es fehlte ihm nicht an Verstand; allein Kenntnisse und Wissenschaften erlangte er erst durch den Umgang, den ihm der König in Potsdam gewährte. Er war damals Lieutenant bei der Garde. Die Annehmlichkeit seiner Person, eine Wißbegierde, die er affektirte, und ein Etwas, das den Monarchen für ihn einnahm, verschafften ihm dessen Gnade. Er unterredete sich oft mit ihm, suchte ihn zu unterrichten, schenkte ihm einen ansehnlichen Vorrath von Büchern, und prüfte nachher seine Beurtheilungskraft. Marwitz war ein viel zu großer Epikuräer, als daß er sich mit Lesung weitläuftiger Werke hätte befassen sollen. Er legte sie gemeiniglich bei Seite, memorirte dagegen einen oder den andern Artikel aus Bayles historisch-kritischem Wörterbuche, lenkte bei der nächsten Zusammenkunft die Unterredung auf diese Materien, und sprach darüber wie — ein Bayle. Friedrich II, der diese List nicht argwohnte, bewunderte den Scharfsinn seines Zöglings, und würdigte ihn der ausgezeichnetsten Gnade. Man kann sich von der Denkungsart dieses Sonderlings schon daraus einen Begriff machen, daß er ganz frei behauptete: Es sey das größte Unglück eines Menschen, einen Freund zu besitzen.

**) Der General-Lieutenant von Retzow stammte aus einem adelichen Geschlechte der Mark Brandenburg, welches seinen Ursprung aus den Zeiten der Kreutzzüge herleitet. Er genoß seine Erziehung auf dem Ritterkollegium zu Brandenburg, und trat in seinem 16ten Jahre seine militärische Laufbahn an. Schon in den ersten schlesischen Feldzügen zeichnete er sich bei verschiedenen Gelegenheiten, sonders durch die schöne Vertheidigung des Magazins zu Pardubitz

und bestimmte, mit Beihülfe seines ersten Adjutanten und durch seine eigenen Einsichten und Erfahrungen geleitet, einen der künstlichsten, durch Ordnung und Glück gekrönten Märsche des siebenjährigen Krieges.

---

in Böhmen (1742), rühmlichst aus. Nach dem Dresdener Frieden (1745) nahm ihn der König nach Potsdam, und ertheilte ihm das Bataillon Grenadier-Garde. In der Folge erhob er ihn zum Intendanten der Armee, und vertraute ihm die Aufsicht über die unweit Potsdam neu erbauten Colonien, deren Betrieb und Manufakturen, imgleichen über das potsdamische Waisenhaus, das berlinische große Invaliden- und das Lagerhaus, über die Gold- und Silbermanufaktur, und zuletzt über sämtliche Münzen. Die mühsame Bearbeitung so verschiedener, außer dem Kreiße seiner Verhältnisse als Soldat liegenden Geschäfte; der eiserne Fleiß, mit welchem er sich Kenntnisse erwarb, die ihm seine frühere Erziehung nicht verschafft hatte, und der besondere Beifall, dessen sein Beherrscher — der ihn oft mon petit Colbert zu nennen pflegte — ihn würdigte, bezeichnen den Mann von Talenten eben so stark, als die geprüfteste Rechtschaffenheit, sein edles Benehmen als Freund, als Vater, als Gatte, und seine — wenn ich sagen darf — zuweilen allzupeinliche Anhänglichkeit an die Vorschriften seines — nicht selten leidenschaftlichen — Königs, ihn denen, die ihn gekannt haben, unvergeßlich machen wird. Nach der Schlacht bei Hochkirch ward er mit der Ruhr befallen. Der Schmerz, einen unverschuldeten Arrest von einigen Tagen, den ersten in seinem Leben, erdulden zu müssen, und die nothwendig gewordenen Märsche, verschlimmerten seine Krankheit; und da ihm der König die Bitte, sich nach Dresden bringen zu lassen, aus dem Grunde abschlug, weil er, bei dem Abzuge der Armee aus der Oberlausitz, vom Feldmarschall Daun einen Paß hätte erbitten müssen; — so ward Retzow, der nach dem Zeugnisse der Aerzte noch gerettet werden konnte, gezwungen, der Colonne des Prinzen Heinrich durch das Gebirge bis nach Schweidnitz zu folgen, wo er, schon mit dem Tode ringend, anlangte, und am folgenden Tage starb.

Abends um zehn Uhr brach die Armee in zwei Colonnen auf, setzte in der Nacht über die Spree und das Löbauer Wasser, und langte, mittelst eines Contremarsches, am folgenden Tage im Lager bei Ullersdorf an. Prinz Heinrich machte mit ungefähr 8000 Mann den Nachzug, ohne vom Feinde ernstlich verfolgt zu werden.

Daun erfuhr den Abmarsch der Preußen erst, als es schon heller Tag war. Er, der wahrscheinlich dem Könige eine glückliche Reise nach Glogau in Gedanken gewünscht haben mochte, begnügte sich, einige Kroaten und Husaren, unter Anführung des Generals Caramelli, dem Prinzen Heinrich nachzusenden. Diese begleiteten ihn mehr, um zu sehen, wo er blieb, als um ihn aufzuhalten. Wie groß war nicht das Erstaunen des östreichischen Heerführers, als er am folgenden Nachmittage die ganze preußische Armee in seinem Rücken und im völligen Besitz der Straße nach Görlitz erblickte! Betäubt von einem Schlage, der ihn so unerwartet getroffen hatte, sah er seine Verlegenheit von Stunde zu Stunde wachsen. Die Hoffnung, den König von Preußen aufzuhalten, schien zu verschwinden, und die Besorgniß, am Ende gar von seinem Magazin in Zittau abgeschnitten zu werden, vermehrte seine Unentschlossenheit. Jetzt machte er sich Vorwürfe über seine zu große Sicherheit, Unthätigkeit und Geringschätzung seines besiegten Gegners; indeß sandte er doch die Generale Lascy und Aremberg mit einigen Abtheilungen nach Reichenbach, um den Marsch des Königs zu beobachten. Kaum erblickten diese ihn bei Ullersdorf gelagert, als sie seine Absicht leicht erriethen. Sie brachen daher sogleich wieder auf, um die Anhöhen bei der sogenannten Landeskrone zu gewinnen, und Görlitz zu besetzen, ehe sich die Preußen dieser beiden Posten bemäch-

tigen konnten. Dieser Entschluß war weise, und zeugt von der Einsicht der östreichischen Feldherren; er würde aber noch zweckmäßiger gewesen seyn, wenn Daun diesem Vortrabe auf dem Fuße gefolgt und dessen Unternehmungen unterstützt hätte. Allein erst am andern Morgen brach er mit der Armee auf, und langte auf der Landeskrone an, als der König, nach einem hitzigen Gefechte, in welchem die Cavallerie des feindlichen Generals Ayasassa sehr mitgenommen ward, schon Meister von Görlitz war.

So führte Friedrich II eine Unternehmung aus, die mit den künstlichen Märschen der berühmtesten Helden der Vorzeit in Vergleichung gestellt zu werden verdient, die alle weit aussehenden Anschläge des Feldmarschalls Daun vernichtete, und das glänzende Licht, in welchem er durch den Sieg bei Hochkirch der Welt erschienen war, größtentheils verdunkelte. Zwar führte auch dieser sein ganzes Heer nach Görlitz; allein, statt sich seiner Uebermacht zu bedienen, um dem Könige seine künstlich errungenen Vortheile mit Gewalt zu entreißen, bezog er auf der Landeskrone, zwischen dem Buchberge und den Teichen bei Markersdorf, ein gegen alle Angriffe sehr gesichertes Lager, dessen natürliche Festigkeit er, nach seinem Lieblingssysteme, noch mit Verschanzungen und einer ungeheuern Menge Geschütz versah. In dieser sehr vortheilhaften Stellung verließ ihn die Hoffnung nicht, den König durch Zaudern so lange aufzuhalten, bis Harsch Neiße erobert haben würde. Obgleich vorauszusehn war, daß jener nicht säumen würde, sich nach Schlesien zu begeben, so schmeichelte er sich doch, durch Absendung verschiedener Corps, seinen Marsch so viel möglich zu erschweren, und folglich zu verzögern. In dieser Hinsicht beorderte er die Generale Wehla und Laudon, um mit ihren Abthei-

lungen theils den Marsch der Preußen aufzuhalten, theils ihren Nachzug auf das heftigste zu verfolgen; er hingegen nahm sich vor, diesen Operationen das Gewicht zu geben, dann nach Dresden zurückzukehren, und diese Hauptstadt durch einen Handstreich zu erobern. Da der Feldmarschall Daun eine Schlacht auf das sorgfältigste zu vermeiden suchte: so waren seine Maßregeln gut gewählt, und würden vielleicht den Entzweck, die Eroberung von Neiße zu begünstigen, nicht verfehlt haben, hätte er an dem Könige einen weniger entschlossenen Gegner gehabt. Dieser setzte über die Neiße und den Queis, ohne sich lange aufzuhalten, und ohne einen Verlust von Bedeutung zu leiden, obgleich sein Nachzug in einem beständigen Gefechte verwickelt blieb. Beim Uebergang über den Queis befehligte er solchen sogar in eigner Person, und zog sich mit eben so trefflicher Ordnung ab, als Laudon Vorsicht und Geschicklichkeit beim Verfolgen zeigte. Jener manövrirte mit Kunst, dieser hingegen ließ sich durch keine unzeitige Hitze hinreißen.

Sobald die ganze preußische Armee das jenseitige Ufer des Queis erreicht hatte, trennte sich der König von dem Prinzen, seinem Bruder. Ersterer eilte mit 20,000 Mann zum Entsatz von Neiße; Prinz Heinrich hingegen durchzog mit 15,000 das Gebirge, um den Posten von Landshut zu besetzen, den General Fouquet verließ, um zum Könige zu stoßen.

Nachdem Friedrich II Schweidnitz erreicht hatte, konnte er seine Armee zwar mit Brod versehen, um den Marsch nach Neiße fortzusetzen; allein da solcher mit Schnelligkeit ausgeführt werden mußte, so besorgte er nicht ohne Ursache Mangel zu leiden, weil er sich erinnerte, seinem schlesischen Minister von Schlaberndorf den ausdrück-

lichen Befehl ertheilt zu haben, alle in Oberschlesien und diesseits der Neiße befindlichen Depots in Sicherheit bringen zu lassen, auch mit seinem Kopf dafür zu haften, daß solche während der Zeit, da er diese Provinz nicht decken konnte, dem Feinde nicht in die Hände geriethen. So gemessen dieser Befehl auch war; so viel Gefahr auch mit der Nichterfüllung desselben verknüpft blieb: so glaubte doch der vorsichtige Minister solchen nicht so buchstäblich erfüllen zu müssen. Die Erscheinung des Generals Harsch in Oberschlesien, die großen Zurüstungen die in Mähren gemacht wurden, ließen auf die Belagerung von Neiße schließen. In diesem Falle war vorauszusetzen, daß der König es möglich zu machen suchen würde, diese Festung zu entsetzen; dies konnte aber wenigstens nicht so schnell, als vielleicht nöthig war, in Erfüllung gebracht werden, wenn Schlaberndorf die zur Verpflegung der Armee erforderlichen Lebensmittel aus den diesseits der Neiße angelegten Depots aufräumen und nach Schweidnitz oder Breslau bringen ließ. Er nahm es daher, selbst mit Gefahr seines Lebens, über sich, sie dort zu lassen, in der Hoffnung, sein Betragen durch einen glücklichen Erfolg zu rechtfertigen. Der bekümmerte König ließ ihn zu sich berufen, und fragte ihn, wie er nunmehr die Armee auf dem Zuge nach Neiße zu verpflegen gedächte, da er diesen Marsch eiligst fortsetzen müsse? Mit eben so vieler Bescheidenheit als Gelassenheit antwortete der würdige Mann: „Ich habe „meinen Kopf verwirkt, da ich den mir ertheilten gemessenen „Befehlen nicht gehorsame Folge geleistet habe. Ich lege „solchen zu Ew. Majestät Füßen; kann aber versichern, daß „es der Armee auf diesem Marsche an nichts fehlen soll. Die „Depots diesseits der Neiße sind noch so angefüllt, als sie „es waren, da ich die Anweisung zu ihrer Aufräumung er-

„hielt; weil ich aber bei den Anstalten, die Harsch zur Be„lagerung machte, urtheilte, daß Ew. Majestät nicht unter„lassen würden, die Festung zu entsetzen; so sah ich die „Nothwendigkeit ein, diese kleinen Depots lieber ihrem „Schicksale zu überlassen, als den Entsatz nicht an meinem „Theile begünstigen zu können. Alle diese Depots sind „glücklich geborgen; ich aber habe gefehlt, und mein Leben „steht in Ew. Majestät Händen." Der König, gerührt durch das Betragen eines Ministers, der patriotisch genug dachte, seine eigene Person in Gefahr zu setzen, um eine noch nicht vorauszusehende Unternehmung zu unterstützen, umarmte ihn, dankte ihm für seine kluge Fürsorge, nannte ihn den Erretter von Schlesien, versicherte ihn seiner ausgezeichnetsten Gnade, und vergnügt, sich aus einer drückenden Verlegenheit gerissen zu sehn, trat er den ferneren Marsch ungesäumt an *).

*) Unter den Finanzministern Friedrichs II war Schlaberndorf einer der geschicktesten und thätigsten seiner Zeit. Er besaß alle in sein Departement einschlagenden Kenntniße vollkommen, arbeitete mit eben so viel Beurtheilungskraft als Fleiß, und schien zu dem Fache gebohren, mit welchem er sich zu befassen bestimmt war. Keiner seiner Kollegen kann sich rühmen, während des siebenjährigen Krieges, die jährlichen Einkünfte der ihm anvertrauten Provinz so rein erhoben zu haben, als er. Schlesien, obgleich periodisch unter feindlicher Gewalt, ist mit den Abgaben, die in den öffentlichen Schatz flossen, fast nie im Rückstande geblieben, ein Umstand, der schon von seinem alles übersehenden Verstande zeigt. Was ihm aber das Publikum zur Last legt, ist: daß er zu viel Anhänglichkeit an das Interesse seines Beherrschers hatte, und um solches zu befördern, die Privilegia und den Wohlstand der Insassen der Provinz zu wenig dabei in Anschlag brachte. Diese Denkungsart äußerte sich schon als er noch Präsident der Magdeburgischen Kriegs- und Domänen-Kammer war. Er war es, der die Landstände dieses

Harsch hatte unterdessen bei der Belagerung von Neiße große Fortschritte gemacht. Seit dem 26sten Oktober, da

---

Herzogthums um manche Vorrechte brachte, die ihnen nach der einmal feststehenden und sanktionirten Konstitution zustanden, und die sie nie wieder ganz erlangt haben. — Ein Despotismus, der ihm den Haß aller derer zuzog, die er gekränkt hatte, Eben diese Gesinnungen brachte er mit nach Schlesien; und ob er gleich im Anfange seines Ministeriums mit Behutsamkeit zu Werke ging, so erlaubte er sich doch mehrere Freiheiten nach dem Hubertsburgischen Frieden, als er der Gnade des Königs völlig versichert zu seyn glaubte. Dies Betragen empörte die Landstände, zu einer Zeit, da sie sich von den Drangsalen eines ausgestandenen Krieges noch gar nicht erholt hatten, und ganz Schlesien dem Bankerotte nahe war, Dies zog ihm die Ungnade des Königs zu. Er ließ ihn dieselbe empfinden, und der Verdruß, der dadurch bei ihm verursacht ward, beförderte seinen Tod, der sich ihm damals schon mit mächtigen Schritten nahte. Kurz vor seinem Ende schrieb er an den König: „Die Potenten in Schlesien haben mir Ew. Königlichen Majestät „Ungnade zugezogen, und diese Ungnade schlägt den letzten Nagel „in meinen Sarg. Ich fühle, daß ich meinem Ziele nahe bin, und „wenn Ew. Majestät dieses mein allerunterthänigstes Schreiben „eröffnen, werde ich nicht mehr seyn. Soll ich aber das Unglück „empfinden, diese Ungnade mit ins Grab nehmen zu müssen: so „tröstet mich das Bewußtseyn, mein ganzes Leben Ew. Majestät „Interesse aufgeopfert zu haben, u. s. w.“ Friedrich II wußte, wie sehr sich Schlabberndorf um ihn verdient gemacht hatte; er wollte den Sterbenden nicht ohne einigen Trost lassen, und gab ihm Beweise der wiedererlangten Gnade. Allein er genoß die Freude nicht, diesen Balsam in seine bekümmerte Seele zu gießen; schon war er aus dieser Welt abgeschieden, als das königliche Kabinetsschreiben in Breslau anlangte. So starb ein großer Mann, der noch größer gewesen seyn würde, hätte er, durch philosophische Grundsätze geleitet, die Rechte der Menschen mit dem Interesse seines Landesherrn im Gleichgewichte zu erhalten sich angelegen seyn lassen. —

er die Laufgräben gegen das Fort Preußen eröffnen ließ, war er in einer Zeit von fünf Tagen mit der zweiten Parallele und den darin errichteten Batterien zu Stande gekommen. Er war nur ungefähr 150 Schritte vom bedeckten Wege entfernt, als er die Nachricht von dem Marsche des Königs nach Schlesien erhielt. Dies bewog ihn, das Belagerungsgeschütz abfahren zu lassen; und nachdem er die Verstärkung, die ihm der Graf Wied von der Daunischen Armee zuführte, so wie das bisher bei Trautenau gestandene Corps des Generals Kalnoky an sich gezogen hatte, veränderte er sein Lager, und nahm eine andere Stellung, die den Vorsatz anzukündigen schien, er sey entschlossen die Ankunft der Preußen mit festem Fuß zu erwarten. Der König marschirte also weiter, vereinigte sich mit dem Corps des Generals Fouqurt, und zog nach Groß-Noßen. Hier empfing er die angenehme Nachricht, daß der östreichische Feldherr, seiner anfänglich bezeigten Entschlossenheit ungeachtet, dennoch die Belagerung aufgehoben habe und sich nach Mähren zurückziehe.

Auf diese Weise hatte Friedrich II, durch eine der künstlichsten und kühnsten Unternehmungen, den Entsatz von Neiße glücklich bewirkt. Der Ruf seiner so schnellen als zweckmäßigen Entschließungen hatte auf seine Feinde einen so tiefen Eindruck gemacht, daß Harsch, obgleich ihm an Truppen überlegen, es doch nicht rathsam fand, das Aeußerste abzuwarten; vielmehr sich in weit kürzerer Zeit zurückzog, als er angewendet hatte, um bis an die Neiße vorzudringen. So gingen die hohen Aussichten, die Feldmarschall Daun sich von seinem künstlichen Feldzuge in Sachsen versprach, und die auf nichts weniger als die Eroberung von Schlesien abzielten, auf einmal verlohren; indeß hoffte er auf einer an-

dern Seite sich schadlos zu halten, indem er mit dem Heere nach der Elbe zurückzugehen und mit Hülfe der Reichsarmee Dresden und Sachsen zu erobern beschloß, ehe der König im Stande seyn könnte, ihn ebenfalls daran zu verhindern. Dieser, über das Schicksal das Oberschlesien bedrohete beruhigt, eilte wieder nach der Oberlausitz, um Sachsen gleichfalls von der Anwesenheit der Oestreicher und der Reichsarmee zu befreien.

Da seine Armee zu sehr geschmolzen war, um seinen mächtigen Feinden auf allen Seiten gehörig die Spitze bieten zu können; so hatte er, wollte er Neiße entsetzen, sich genöthigt gesehn, Sachsen auf kurze Zeit seinem Schicksale zu überlassen. Ein sehr schwaches Corps, bei dem sich die Generale Itzenplitz, Hülsen und Fink befanden, war dort zurückgeblieben, um Dresden bis zur Ankunft des Grafen Dohna aus Pommern zu decken. Von diesen drei Generalen war Fink, der Rangordnung nach, der jüngste, und konnte daher keinen Anspruch auf den Oberbefehl machen; besaß jedoch unter allen die meisten Talente, um ihm die Anführung dieser kleinen Armee in einem so kritischen Zeitpunkte anzuvertrauen. Zwar fehlte es seinen Vordermännern nicht an Muth; (Hülsen hatte besonders davon Beweise in der Schlacht bei Kollin abgelegt) allein es mangelte ihnen an dem umfassenden Geiste eines Befehlshabers, wenn es darauf ankömmt, sich nach den Umständen zu beugen, und zweckmäßige Mittel zur Erhaltung des Ganzen zu wählen. Sie waren sich dessen bewußt, und zu bescheiden, als daß sie dem Wunsche des Königs, sich des Raths ihres jüngeren Collegen zu bedienen, nicht hätten zuvorkommen sollen. Diesmal achteten sie ihre Anciennität nicht, da das Schicksal von Sachsen mehr auf geschickten Manövern

als auf persönlicher Tapferkeit beruhte. Sie folgten den Vorschlägen die Fink that, ohne Eifersucht oder Leidenschaft dagegen zu äußern, und dieser blieb also das Triebrad, welches eigentlich die Maschine in Bewegung setzte. Eine lobenswerthe Selbstverläugnung, die aber — besonders in der preußischen Armee — fast ohne Beispiel ist.

So lange Feldmarschall Daun in der Oberlausitz dem Könige auf dem Fuße folgte, und die Reichsarmee sich leidend verhielt, behauptete Fink das alte Lager bei Gamich, in welchem der Prinz Heinrich ihn bei seinem Abmarsche gelassen hatte. Nachdem aber letzterer vorrückte, auch die Nachricht von dem Anmarsche der östreichischen Hauptarmee gegen Dresden einlief, zog er sich bis hinter den Plauenschen Grund zurück, und unterhielt nur die Communication mit Dresden durch die nach Wilsdruf und dem sogenannten großen Garten vorgeschobenen Posten. Daun war inzwischen bei Pirna über die Elbe gegangen und hatte sich bei Lockwitz gelagert, welches der Zeitpunkt zu seyn schien, in welchem Fink andere Maßregeln zu ergreifen für nöthig hielt. Es kam hauptsächlich darauf an, den feindlichen General von jeder Unternehmung so lange als möglich abzuhalten, um Zeit zu gewinnen, die Annäherung der Dohnaischen Armee zu begünstigen, ehe Daun und die Reichsarmee festen Fuß in Sachsen faßten. Dies konnte nicht besser als durch einen angekündigten, jedoch nur bis im äußersten Nothfalle verzögerten Rückzug bewirkt werden. Dauns vorsichtiger Charakter, und daß er den Abmarsch der Preußen erst abwarten dürfte, um die Eroberung von Dresden desto leichter auszuführen, kam hierbei mit in Anschlag, und der Gewinn einiger Tage war schon groß, da selbst der König dem General Fink die Versicherung gegeben

hatte, er werde, nach dem Entsatz von Neiße, Sachsen zu befreien eilen. Er schlug daher einen Rückzug nach Meißen vor. Dieser wurde einstimmig angenommen; die Befehle dazu wurden ertheilt, der Kommandant von Dresden, General Schmettau, davon benachrichtigt, und überhaupt aus allen Vorkehrungen so wenig ein Geheimniß gemacht, daß, als die Nachricht vom beabsichtigten Abmarsche in Dresden erscholl, man die Kriegskasse, die Bagage des Prinzen Heinrich und die zurückgebliebenen königlichen geheimen Cabinetsräthe h rauszog, Alles in Bewegung gerieth und Anstalt machte die Stadt zu verlassen, um der Armee zu folgen. Durch dies Blendwerk, wovon Daun sogleich unterrichtet wurde, hielt er ihn einige Tage auf. Zwar recognoscirte er das Lager der Preußen, unternahm aber nichts, als daß er, um sie zu einem schnellern Abzuge zu bewegen, Meißen besetzen ließ.

Fink war dabei sehr gleichgültig; denn es war nie sein Ernst gewesen nach Meißen zu marschiren, vielmehr hatte er in aller Stille eine Schiffbrücke über die Elbe, gleich unterhalb Dresden schlagen lassen, um sich nothgedrungen zwischen dem schwarzen und weißen Thore dieser Hauptstadt zu lagern. Stets marschfertig weilte er indeß bei Alt-Franken, bis eine ihm angekündigte Bewegung, die man im östreichischen Lager wahrnahm, und ein Angriff auf den großen Garten ihm anriethen, seinen Aufbruch zu beschleunigen, um seine ausersehene Stellung unter den Kanonen von Dresden zu beziehen. General Mayer deckte diesen Marsch durch außerordentliche Tapferkeit, mit der er den großen Garten bis gegen Abend vertheidigte. Endlich gezwungen, der Uebermacht zu weichen, nahm er seinen Rückzug nach der Pirnaischen Vorstadt. Die durch Grenadiere unterstützten

Kroaten drangen mit ihm hinein, und bemächtigten sich einiger zunächst an der Barriere belegenen Häuser, woraus sie doch Schmettau durch sein grobes Geschütz wieder vertrieb. Dadurch wurde die Anzündung der Vorstadt, wozu Mayer den gemessenen Befehl hatte, wenn er solche nicht länger zu behaupten im Stande seyn würde, verschoben.

Schon damals, als nach der Schlacht bei Zorndorf die östreichische und die Reichsarmee sich Dresden näherten, hatte Schmettau der Familie des Königs von Pohlen durch den Grafen Bose bekannt machen, und dem Magistrat andeuten lassen: daß, im Fall der Feind sich zu einer Belagerung anzuschicken gedächte, er sich in die für ihn eben so unangenehme, als zu seiner Sicherheit erforderliche, Nothwendigkeit versetzt sähe, die Vorstädte abbrennen zu lassen. Jetzt wiederholte er diese Erklärung, mit der beigefügten Warnung: jeder möchte auf seine eigene Sicherheit und auf die Rettung seines Mobiliarvermögens bedacht seyn. In der Nacht hörte man von Seiten des Feindes arbeiten. Man schloß daraus auf die Errichtung einiger Batterien; denn es schien mehr als zu wahrscheinlich, daß Daun am folgenden Morgen suchen würde, sich der Vorstadt mit Gewalt zu bemächtigen, um aus den am Graben belegenen Häusern, von sechs bis sieben Stockwerken, die Wälle zu beschießen. Dies abzuwarten, war zu gefährlich; das Zeichen zum Anzünden ward daher gegeben; augenblicklich standen die mit brennbaren Materialien angefüllten Häuser in Flammen, und General Mayer zog sich in die Stadt zurück. Zweihundert und achtzig Häuser wurden dadurch in die Asche gelegt, jedoch kamen nur vier Menschen dabei ums Leben.

Die Feinde des Königs von Preußen unterließen nicht, in ihren damaligen Berichten diesem Schritt die häßlichste

Gestalt anzudichten. Sie vergrößerten in denselben nicht allein die Anzahl der verunglückten Personen, sondern übertrieben auch die Schilderung des dadurch verursachten Schadens und Elendes der Einwohner. Die östreichischen Minister brachten beim Reichstage zu Regensburg eben so heftige Beschwerden gegen diese vermeinte Grausamkeit an, als ihre Abgesandten an den Höfen der Bundesgenossen diese Handlung mit den schwärzesten Farben bezeichneten. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der Verlust so vieler eingeäscherter, zum Theil schöner Gebäude, vieler Kostbarkeiten und des Mobiliarvermögens der mehresten Bewohner, die dem ihnen gegebenen Winke Folge zu leisten verabsäumt hatten, wohl den Werth von mehr als einer Million Thaler betragen kann; allein dies Mittel, welches die Gesetze der Nothwendigkeit und Selbstvertheidigung zu einer Zeit zu ergreifen nöthig machten, wo alles auf die Behauptung von Dresden ankam, war eher zu entschuldigen, als die Einäscherung von Zittau. Diese ist, wo nicht viel höher, doch sicher eben so hoch, als die der Pirnaischen Vorstadt, in Anschlag zu bringen; denn sie wurde selbst durch einen Bundesgenossen, ohne dringende Noth, und was noch mehr ist, in Gegenwart der sächsischen Prinzen, seiner Alliirten, veranstaltet; eine Menge Einwohner gerieth dadurch in die drückendste Armuth, und die herrlichsten Fabriken wurden zu Grunde gerichtet; und wenn überdies bei dem einmal eingeführten Konveniensrechte, oder der sogenannten Kriegsraison, nur der Mißbrauch dieses Rechtes verwerflich ist: so hat dieser weit eher bei der Zerstörung von Zittau als bei der Einäscherung der Vorstadt von Dresden Statt gefunden. Ohne mich indeß in eine weitere Zergliederung des, durch öffentliche Staatsschriften so oft bestrittenen oder gerechtfer-

rechtfer-

rechtfertigten Juris licentiae in bello einzulassen, ist es übrigens gewiß, daß Schmettau's kühner Entschluß die beabsichtigte Unternehmung des Feldmarschalls Daun vereitelte. Aus der eisernen Festigkeit des preußischen Kommandanten schloß der östreichische Heerführer, daß es ihm nicht gelingen werde, Dresden, ohne eine förmliche Belagerung, zu erobern; da es ihm aber vielleicht an Lust oder an hinlänglichen Mitteln dazu fehlen mochte; so gab er sich das Ansehn, als befremde ihn jenes Betragen, in einer Residenz, in welcher sich eine königliche Familie befinde. Er nannte es ein unter Christen unerhörtes Benehmen, und, um Schmettau von dem Gebrauche dieses, seine Absichten so sehr durchkreuzenden Mittels abzuschrecken, ließ er ihm durch den Obristen Zawoisky zu erkennen geben: daß er für diese Handlung, so wie für jede ähnliche, die er sich etwa beikommen lassen werde, persönlich verantwortlich bleibe; Schmettau beantwortete aber diese Drohungen mit der Versicherung: daß er seine Schritte nach den ferneren Operationen des Feldmarschalls abmessen, die Stadt aufs äußerste vertheidigen, und wenn er der Uebermacht zu weichen gezwungen werden sollte, sich durch alle Straßen bis in das Schloß und den churprinzlichen Pallast auf das hartnäckigste wehren werde. Aehnliche entschlossene Aeußerungen hatten im abgewichenen Jahre Leipzig einer Belagerung überhoben; jetzt thaten sie bei Dresden dieselbe Wirkung. Damals siegte das Interesse der Kaufmannschaft über den Vorsatz des Prinzen von Hildburgshausen; jetzt mußte die Schonung der Familie des Königs von Pohlen einen Vorwand abgeben, warum Daun von seiner Unternehmung abstehen zu müssen vorgab. Im Grunde trug die Erscheinung der Dohnaischen Armee bei Torgau, und die Nach-

richt von der Ankunft des Königs aus Schlesien, wohl das meiste dazu bei, ihn zu gemäßigtern Maßregeln zu bestimmen.

Während er die Eroberung von Dresden beabsichtigte, bestimmte er die Reichsarmee zur Einnahme von Leipzig, und das Corps des Generals Haddik zu der von Torgau. Allein die Ankunft der Dohnaischen Armee, und besonders die Schnelligkeit des Generals Wedel, retteten beide, wegen der darin befindlichen Magazine, so wichtige Posten. Haddik versäumte den Zeitpunkt, da das schlecht befestigte und mit einer geringen Besatzung versehene Torgau seinem eigenen Schicksale noch überlassen war, und der Herzog von Zweibrücken, durch die mißlungene Haddikische Expedition geschreckt, hielt es beim herannahenden Winter und bei der Nähe des Grafen Dohna für gerathener, sich nach ruhigen Winterquartieren im Reiche umzusehn, als ungewisse Eroberungen zu versuchen.

Feldmarschall Daun sah jetzt alle seine Anschläge abermals völlig vereitelt. Die Nachrichten von der Erscheinung der gegen die Russen und Schweden gedienten preußischen Truppen in Sachsen; die Abfertigung des Generals Haddik; das Verschwinden der Reichsarmee, und die Ankunft des Königs bei Görlitz, waren so schnell auf einander gefolgt, daß er den Nachrichten von diesen Vorgängen kaum glauben konnte. Alles schien ihm dabei wunderbar. Aus Verdruß, seine großen Entwürfe vereitelt zu sehn, und von seinen so künstlich gewählten Maßregeln keine Früchte einernten zu können, wollte er in der Summe der ihn treffenden widrigen Verhängnisse eine Verkettung erblicken, die er nur dem Glücke zuschrieb, welches sich der König günstig zu machen gewußt hatte. Der Rückzug des Generals Fermor nach

Pohlen, während er die Belagerung von Kolberg eifrig fortsetzen ließ, blieb ihm unerklärbar; die Aufhebung der Belagerung von Neiße schien ihm zu voreilig, und der Marsch des Königs ein Werk überspannter Menschenkräfte. Ganz allein auf dem Kampfplatze zu verweilen, war für ihn um so weniger rathsam, da er keinen festen Fuß in Sachsen zu fassen vermocht hatte; er ließ daher die Werke der kleinen Festung Sonnenstein bei Pirna schleifen, und trat den Rückmarsch nach Böhmen an.

Auffallend mußte es freilich dem Feldmarschall Daun und den Bundesgenossen Oestreichs seyn, daß Fermor einen ganzen Monat müßig hinter der Warthe zubrachte, da er doch nur ein Observationscorps von 14,000 Mann unter dem Grafen Dohna gegen sich hatte; daß er verabsäumte, den Schweden, die damals ihren Marsch nach Berlin richten wollten, die Hand zu bieten, obgleich es ihm eben so leicht, als der gemeinschaftlichen Sache angemessen war, ihre Unternehmungen zu unterstützen; daß er den Zug nach Pommern und die Belagerung von Kolberg — so zu sagen, um die Zeit zu tödten — unternahm, letztere bald aufheben, bald wieder anfangen ließ, und endlich, als sein General Palmbach schon Meister des bedeckten Weges war, plötzlich mit seiner ganzen Armee hinter der Weichsel verschwand. Wollte man auch annehmen, daß er mit den sich stets durchkreuzenden langsamen Bewegungen der Schweden unzufrieden, auf ihre Hülfe keine sonderliche Rechnung machen zu können glaubte: so war er allein schon mächtig genug, sich einen Theil von Pommern zu unterwerfen, und es bleiben also sowohl sein nach dieser Provinz unternommener Zug, als auch seine oft an einem und demselben Tage sich völlig

widersprechenden Befehle *) schwer zu enträthseln. Man wird — so wie Daun auch mit Recht urtheilen mußte — bewogen, Fermors Handlungen, und vorzüglich, daß er sich gerade zu der Zeit, als Graf Dohna nach Sachsen abgerufen wurde, nach Pohlen zurückzog, ganz besondre Motive unterzulegen. Einige Zeitgenossen behaupten daher auch: daß damals ein gewisser Jude, mit einer großen Summe Geldes versehen, ein geheimes Geschäft zu betreiben beauftragt worden sey, und daß diese Lockspeise, so wie der besondere Einfluß des Großfürsten, nachmaligen Kaisers Peters III, alles dieses bewirkt habe. Obgleich wir nun diese Behauptung weder verbürgen können noch wollen, weil dergleichen nie zur Kenntniß des Publikums gekommen ist; so giebt doch der Umstand, daß der russische Heerführer allen Versicherungen seines Kommissariats, den Winter über die Armee in Pommern verpflegen zu können, sobald er Meister von Kolberg seyn würde, kein Gehör geben wollte, vielmehr, der aus Petersburg erhaltenen Erlaubniß zufolge, auf den Rückzug bestand, der damaligen Sage ein scheinbares Ansehn.

So endigte sich der Feldzug in Sachsen zum Ruhme Friedrichs II. Nach dem Rückzuge der östreichischen Hauptarmee hielt er es für überflüssig, sein Heer ferner durch Märsche abzumatten; er ließ daher die aus Schlesien

*) Kaum hatte Palmbach den Befehl erhalten, die Belagerung aufzuheben, kaum hatte er sich 1½ Meile von der Festung entfernt, als der Obrist Jacoblef ihm mit einer Verstärkung von zwei Regimentern begegnete, und ihm die Ordre brachte, die Belagerung mit allem Nachdrucke fortzusetzen. Dies geschah, und dennoch ward er fast in eben dem Augenblick abgerufen, da er zur Eroberung die größte Hoffnung hatte.

herangeführten und bis Reichenbach vorgerückten Truppen durch den Markgrafen Carl wieder dahin abführen, um dort die Winterquartiere zu beziehen. An der Spitze von 20 Schwadronen und der 6000 Mann, die der Prinz Heinrich ihm nach der Schlacht bei Hochkirch zuführen mußte, zog er nach Dresden, richtete daselbst die Winterläger und die Postirung von Pirna bis Gera ein, übergab seinem Bruder den Oberbefehl über die Armee in Sachsen, sandte die Dohnaische durch Mecklenburg, um die Schweden nach Stralsund zurückzutreiben, und reisete durch die Niederlausitz nach Breslau, wo er das Hauptquartier nahm. General Fouquet säuberte unterdessen Oberschlesien von den Corps der Generale Harsch und de Ville, die sich nach Mähren zurückzogen; entsetzte die seit Ausgangs Julius berennte Festung Kosel, und zog einen Kordon längs der Oppawa. General Ziethen besetzte dagegen das Gebirge von Greifenberg bis Silberberg, und so gönnte der einbrechende Winter den durch einen so beschwerlichen Feldzug erschlafften Kriegern einige Erholung.

XVI.

Etwas über die Lage und den Feldzug der Schweden im Jahre 1758.

Der Zeitpunkt, in welchem der russische Feldmarschall Fermor sich Pommern und der Neumark näherte, gab auch den Schweden die Freiheit, sich wieder in Bewegung zu setzen, um von Kriegsvölkern völlig entblößte Länder zu durchziehen, und sich auf Kosten dieser Provinzen zu erhalten. Graf Dohna, der den ganzen Winter hindurch ihre Armee bei Stralsund eingeschlossen gehalten hatte, mußte sich jetzt entfernen, um den Grausamkeiten jener Barbaren Einhalt zu thun. So lange er die Schweden gleichsam belagerte, hatten sie nicht gewagt, sich den Weg zur Freiheit mit den Waffen in der Hand zu bahnen, obgleich nicht reichlich versehene Magazine und die Nothwendigkeit, selbst bei der strengsten Kälte Tag und Nacht wachsam zu seyn, ihre Lage sehr verdrießlich machte. Allein nicht aus Feigheit war diese Nation abgeneigt, dergleichen gefahrvolle Unternehmungen zu versuchen, sondern die innere Verfassung ihrer Armee, und ihre Abhängigkeit von dem sogenannten Reichsrathe, fesselten ihren guten Willen und die Handlungen ihrer Feldherren. Die Schweden, obgleich nicht sonderlich gestimmt, gegen den Blutsverwandten ihres Königs zu fechten, hatten die natürliche Tapferkeit, die sie unter Gustav Adolph und Carl XII bewiesen, nicht abgelegt; viel-

mehr haben sie bei der im April versuchten, jedoch mißlungenen Ueberrumpelung der Peenemünder-Schanze, imgleichen bei den im September bei Tarnow und Fehrbellin vorgefallenen Gefechten Beweise davon abgelegt, und es fehlte ihnen nur an besserer innerer Einrichtung und zweckmäßigerer Ausführung, um sie in einem glänzenden Lichte erscheinen zu lassen, als das war, worin sie sich im gegenwärtigen Feldzuge abermals zeigten.

Graf Hamilton hatte den Oberbefehl über die gesammte schwedische Macht bei Stralsund übernommen. So wie seine Vorgänger, der Feldmarschall Ungern von Sternberg und Graf Rosen, war er dem Titel nach Heerführer; jedoch kann man behaupten, daß er so wenig wie jene, nach seinen Einsichten und Kenntnissen zu handeln, die Freiheit gehabt habe. So gut, so richtig auch dieser Feldherr seine Operationen anzulegen und auszuführen im Stande gewesen seyn mochte, eben so stark hielten der Zustand seiner Armee und die entgegengesetzten Meinungen seiner Vorgesetzten ihn gefesselt. Zur rechtmäßigen Verpflegung seiner Truppen wurden keine zweckmäßige Anstalten getroffen; an aufgehäuften Magazinen und so manchen Details fehlte es gänzlich. Da also seine Armee nur durch Lebensmittel unterhalten werden mußte, die fast bei jedem Marsche aus der Nachbarschaft, durch Requisitionen, zusammengetrieben oder geliefert wurden: so konnte sie keine schnellen Fortschritte thun. Noch wesentlichere Schwierigkeiten standen den Kriegsoperationen im Wege. Der Reichsrath hatte sich das Recht angemaßt, alle militärische Bewegungen von Stralsund aus zu leiten. Er bestand aus Personen die keine Lokalkenntnisse von dem Kriegsschauplatze besaßen; den innern Zustand der Armee nicht kannten, oder

nicht kennen wollten *), und die wohl gar nicht einmal die zur Beurtheilung eines Feldzuges erforderlichen Talente besaßen. Er setzte daher alle seine Beschlüsse auf Schrauben, um bei widrigen Vorfällen alle Schuld auf seine Feldherren schieben zu können; ja er ließ sogar zuweilen letztere den bittersten Spott über ihre Handlungen empfinden **). Oft wurden auch die Beschlüsse des Senats von der entgegengesetzten Meinung des Marquis von Montalembert durchkreuzt, und die schwedischen Feldherren in doppelte Verlegenheit gesetzt. Der Hof zu Versailles hatte diesen Officier zur Armee gesandt, um für die Subsidien, welche derselbe an die Krone Schweden zahlte, die Operationen dieser gedungenen Kriegsvölker zu lenken, und es war daher nicht befremdend, wenn der französische Obrist mehr die Absichten seines Hofes als das gemeinschaftliche Interesse zu begünstigen trachtete, sogleich nicht selten die genommenen Beschlüsse durch anderweitige Vorschläge zu verdrängen suchte, wenn Zeit und Umstände ihm dazu die Veranlassung gaben. Wenn es also z. B. darauf ankam, einen Operationsplan, im Ein-

---

*) In Schweden verlangte man, daß die Armee grose Eroberungen machen sollte; wenn aber die Generale vorstellten, daß sie, aus Mangel an allen nöthigen Bedürfnissen zum Unterhalt des gemeinen Soldaten, keine grose Thätigkeit zu beweisen im Stande wären, so wurde ihnen aus dem Versammlungssale des Reichsraths mit einer schallenden Stimme zugerufen: Ihr habt Pulver, Kugeln, Bajonette, Schwerter, und dies ist genug. — Hätte wohl der Senat des alten Roms aus einem arroganteren Tone sprechen können? —

**) So schrieb einst der Graf Palinstierna nach Stralsund: Wie Füchse sind sie in des Feindes Land gegangen, und wie Hasen wieder herausgelaufen. Correspondance du Marquis de Montalembert, Tom. I. pag. 502.

erständnisse mit dem Feldmarschall Fermor, zu verabreden, ich der Oder zu nähern und einander die Hand zu bieten; so hielt er eine Diversion über die Elbe zuträglicher, um die Unternehmungen, die damals der Prinz von Soubise auf Hannover versuchte, zu unterstützen. Der Zustand der schwedischen Angelegenheiten blieb also stets eben so beschränkt als die Lage ihrer Feldherren traurig war. Der Reichsrath und der französische Kommissarius konnten sich selten vereinigen. Mißtrauen erfüllte die Seelen der schwedischen Generale, und die Besorgniß, Fehler geahndet zu sehn, in welche sie fallen mußten, wenn sie die ihnen ertheilten Vorschriften zu buchstäblich befolgten, machte ihre Schritte wankend. Daher geschah es, daß sie eine ewige Zeit auf die Eroberung der von Vertheidigern ganz entblößten Provinzen zubrachten, und bei Annäherung eines mäßigen aber thätigen preußischen Corps sich bald wieder zurückzogen. Dem Könige von Preußen blieb diese sonderbare Lage nicht unbekannt, und er achtete daher die Schweden wenig. Er ließ ihnen das Vergnügen, sich langsam in einigen seiner Provinzen auszudehnen, wenn er gefahrvollere Geschäfte abzuthun hatte, und sandte dann erst einige tausend Mann ab, um sie wieder über ihre Gränzen zurückzuweisen, wenn sie dem Innern seiner Staaten zu nahe zu kommen schienen.

Nachdem Graf Dohna die Einschließung der Schweden bei Stralsund hatte aufheben müssen, bemühte sich Montalembert eifrigst, sie zu neuen Unternehmungen aufzumuntern, und der Marquis d'Havrincour, französischer Gesandter zu Stockholm, unterstützte die Angelegenheit bei dem Reichsrathe aus allen Kräften; demohngeachtet vergingen über sechs Wochen, ehe sich Graf Hamilton entschließen konnte, seine Truppen in Bewegung zu setzen. Hieran hin-

derte ihn hauptsächlich der traurige Zustand in den sie seit dem verflossenen Winter verfallen waren. Der Scharbock, durch die Menge von Pökelfleisch und Heringe, womit sie fast allein waren ernährt worden, erzeugt, hatte die Hospitäler mit 6000 Kranken angefüllt, deren Genesung, wegen der wenig zweckmäßigen Anstalten, sehr vergrößert wurde. Die Rekruten und Pferde, um den Abgang des vorigen Feldzuges zu ersetzen, kamen nur sparsam über das Meer, und so hatte er kaum 8000 Mann, auf die er sichere Rechnung machen konnte. Am Ende des Julius setzte er sich endlich in Bewegung, eroberte die Peenemünder=Schanze, und breitete sich bis Treptow an der Tollense aus. Hier verweilte er wieder vier Wochen, um den Beschluß des Reichsraths über drei ihm vorgelegte verschiedene Operationspläne abzuwarten; und da sich dieser nicht mit der Zergliederung des Bestmöglichen zu genau befassen, vielleicht nach der Vorliebe der französischen Parthei für einen oder den andern, auf eine geschickte Art, ausweichen wollte, so ertheilte er endlich dem Grafen Hamilton Vollmacht, nach seinen besten Einsichten zu verfahren, ohne dieserhalb einer Verantwortung ausgesetzt zu seyn.

Nunmehr richtete er seinen Marsch nach der Ukermark. Zu diesem Schritt hatte ihn ein Schreiben des Feldmarschalls Fermor bewogen, durch welches er ihn einlud, sich der Oder zu nähern, um mit dem Romanzowischen Corps, welches damals Schwedt besetzt hielt, gemeinschaftlich zu agiren. Allein Montalembert wußte den schwedischen Feldherrn von diesem, dem Hauptentzweck des großen Bündnisses so angemessenen Gedanken, durch allerley Scheingründe abzubringen; und obgleich es ihm nicht gelang, seinen Plan, mit der Armee den Weg nach Wittstock und der

Elbe einzuschlagen, durchzusetzen: so vermochte er doch so viel, daß Hamilton bei Friedland stehen blieb, um zuvor abzuwarten, welche Wendung die russischen Angelegenheiten nehmen würden. Bald darauf liefen Nachrichten von der Schlacht bei Zorndorf und von der Niederlage der Russen ein, auch verbreitete sich das Gerücht: ein Corps Preußen sey im Anmarsch, um die bei Straßburg stehende schwedische Avantgarde anzugreifen. Dieser Umstand veranlaßte sogleich einen Kriegsrath. Der größte Theil der Generalität war der Meinung: man müsse bei Friedland stehen bleiben, und die Avantgarde zurückziehn. Hamilton verwarf aber diesen Vorschlag, rückte aus eigenem Antriebe zu ihrer Unterstützung selbst vor, und versammelte die ganze Armee bei Straßburg. Dieser feste Entschluß, den man von ihm nicht erwartete, verschaffte ihm Zutrauen und Ansehn; er war aber weniger das Resultat seiner eigenen Festigkeit, die nicht selten in Verlegenheit gerieth, wenn es darauf ankam, eine gewisse Parthei zu ergreifen, als die Folge eines Schreibens des Reichsraths Höpkins, der es vermuthlich für eine weise Finanzoperation hielt, die Schweden so bald als möglich auf brandenburgischen Boden zu versetzen.

Von diesen schreckenden Nachrichten war indeß nichts mehr als die Niederlage der Russen bei Zorndorf, und der dadurch veranlaßte Rückzug des Generals Romanzow von Schwedt gegründet; denn so lange Fermor noch bei Landsberg stand, durfte Dohna nicht einen Mann absenden, um sich den Schweden zu widersetzen, aus Furcht, die Neumark zu entblößen. Beruhiget brachen also diese wieder auf, und breiteten sich in der Ukermark nach Gefallen aus, weil sie nirgends Widerstand fanden.

Jetzt wäre es noch der schicklichste Zeitpunkt gewesen, sich durch einen schnellen Entschluß Berlin zu nähern, und sich dieser Hauptstadt, so wie der darin befindlichen Niederlagen, zu versichern. Allein so viel Mühe der Marquis Montalembert sich auch gab, den Marsch der Schweden über Templin und Zehdnick zu leiten, so warf doch ein von dem Grafen Hamilton zur Unzeit gehaltener Kriegsrath das ganze Projekt über den Haufen. General Liewen, dessen Charakter sich eben so auszeichnete, als er sich das Ansehn geben wollte, eine genaue Kenntniß des Landes zu besitzen, widersetzte sich heftig, und schlug dagegen vor: durch die Grafschaft Ruppin zu ziehn, weil daselbst bessere Wege und mehr Lebensmittel anzutreffen wären. — Mehr bedurfte es nicht, um seiner Meinung die Oberhand zu verschaffen. Der Zug wurde beschlossen, die Armee drang bis Neu-Ruppin vor, und besetzte Fehrbellin. Nicht ohne viel Ueberredungskunst erlangte Montalembert, daß General Hessenstein mit 2500 Mann nach Zehdnick gesandt wurde, um dort auf der Havel und der Straße nach Berlin Posto zu fassen.

Mit wichtigern Gegenständen beschäftigt, hatte der König von Preußen dem Schneckengange der schwedischen Operationen gelassen zugesehn; jetzt aber, da sie nur noch acht Meilen von seiner Residenz entfernt waren, dünkte es ihm Zeit zu seyn, ihrem ferneren Vorrücken Gränzen zu setzen. So wenig es seine damalige Lage in Sachsen verstattete, seine Armee zu schwächen; so gefährlich es gewesen seyn würde, das schon nicht zahlreiche Dohnaische Corps noch mehr zu verringern, so erforderte es doch die Nothwendigkeit, einige tausend Mann nach der Mark zu senden.

eneral Wedel erhielt dazu den Auftrag. An der Spitze
›n 6000 Mann erschien er bei Fehrbellin; konnte aber, aller
nstrengung ungeachtet, ihrer Tapferkeit nichts abgewinnen.
eide Theile verhielten sich jetzt leidend in ihren gewählten
tellungen, ohne weiter etwas von Wichtigkeit zu unter-
:hmen.

Das Lager der Schweden hinter den Seen und Morästen
i Ruppin war zu fest, und Wedel zu schwach um es anzu-
eifen. Dagegen ward jenen die Stärke ihrer Position
:bst dadurch nachtheilig, daß sie durch die von den Preußen
:nommene Stellung gleichsam in einem Sacke eingesperrt
aren, aus welchem sie nicht anders als nur auf eben dem
Bege herausschlüpfen konnten, auf welchem sie hineingegan-
:n waren. Wäre das Corps des Generals Wedel verhält-
ßmäßig stärker gewesen, um sie enger einzuschließen: so
itten die Schweden hier wahrscheinlich ein Gegenstück zur
efangennehmung der Sachsen beim Lilienstein geliefert; so
›er mußte der preußische Feldherr sich mit dem Versuche be-
nügen, ihnen die Lebensmittel abzuschneiden, und die Zu-
ihr, die sie aus der alten Mark und der Priegnitz erhielten,
ı erschweren. Seine Husaren, die beständig um ihr Lager
erumschwärmten, waren in ihren Unternehmungen glücklich,
nd dadurch gerieth die feindliche Armee, in Absicht ihres Un-
:rhalts, in keine geringe Verlegenheit; sie versuchte jedoch
:in Mittel, sich mit Gewalt herauszureißen.

Hamilton sah nunmehr seine begangenen Fehler ein.
:r bereuete, daß seine zu ängstliche Besorgniß, gegen die
oppelsinnigen Beschlüsse des Reichsraths zu verstoßen, ihn
eranlaßt habe, den Vorschlägen seiner Unterfeldherren zu
iel Gehör zu geben. Er fühlte jetzt, wie nachtheilig ihm
eine zu große Nachgiebigkeit geworden, und wie sehr die

Subordination dadurch gesunken sey *). Die Sache war inzwischen geschehen, und es gingen nun alle Absichten auf Berlin, die, vier Wochen früher ausgeführt, dem Könige von Preußen eine gefährliche Wunde beibringen konnten, ganz verlohren. Der Mangel an Lebensmitteln ward täglich fühlbarer, und es war vorauszusehen, daß ein Rückzug unvermeidlich werden würde, wenn man — was doch in Hinsicht auf seine Verhältnisse mit seinen Vorgesetzten bedenklich blieb — die Preußen zu vertreiben nicht beschließen wollte. Dagegen schien es ihm und der Nation schimpflich, einem so schwachen Feinde zu weichen. Noch konnte er sich auf die Treue seiner Soldaten verlassen; sie erduldeten willig Hunger und Blöße; bei ihnen war Gehorsam mit natürlicher Tapferkeit verbunden, ächte Züge aus dem Charakter eines gebohrnen Schweden, und mit diesen Hülfsquellen hoffte er wenigstens noch eine Zeitlang den Besitz der Grafschaft Ruppin zu behaupten, so prekär ihm auch die Unterstützung der Russen scheinen mußte. Allein die Betriebsamkeit der preußischen Feldherren, von jedem günstigen Umstande Vortheile zu ziehen, vereitelte auch diesen Vorsatz.

Die Schweden hatten an der Peene Vorrathshäuser an-

*) Unter den schwedischen Feldherren herrschte Eifersucht, persönlicher Haß oder Eigenwille. Jeder hielt sich für fähig, zu befehlen, und die große Nachgiebigkeit des Grafen Hamilton verschlimmerte diese für die Armee so nachtheilige Lage. Es ging sogar so weit, daß General Kalling es wagte, seinem Heerführer ins Gesicht zu sagen: ich werde zwar bei Gelegenheit meine Schuldigkeit beobachten, mich aber niemals hervorthun. Eine Frechheit, die Hamilton zu ahnden sich nicht getraute, weil einmal auch der beste Wille durch die Mängel der Konstitution gefesselt blieb. —

:legt, aus welchen sie in ihrer jetzigen Lage den fehlenden
nterhalt ziehen konnten; doch war die zu ihrer Deckung zu-
ickgelassene Anzahl Truppen so geringe, um Widerstand
ı leisten, da sie von aller Unterstützung entblößt war.
onnten diese Magazine erobert, und eine Besorgniß im
Rücken der bei Ruppin verweilenden Armee erweckt werden,
schien es eine Möglichkeit, den Grafen Hamilton zum Zu-
ickzuge zu bewegen, da Wedel viel zu schwach war, um
ies mit offenbarer Gewalt zu versuchen. Der nach sei-
em Gouvernement von Stettin gewissermaßen verwiesene
)erzog von Bevern faßte daher den patritischen Ent-
hluß, die Operationen dieses Generals zu erleichtern, in-
em er durch ein Detaschement seiner Besatzung einen Streif-
ıg nach Schwedisch-Pommern unternehmen ließ. Dies
ing über die Peene, bemächtigte sich des in Loitz befindlichen
Ragazins, veranlaßte die Schweden Anklam und Demmin
ı räumen, und trieb, bis an die Thore von Stralsund,
ontributionen ein. Diese unerwartete Diversion zwang den
Grafen Hamilton nach Prenzlow zurückzugehen, um sich
inter der Ukermark zu setzen, und die Gemeinschaft mit seinen
Ragazinen wieder zu eröffnen.

So standen hier die Sachen, als Friedrich II den
Generalen Dohna und Wedel den Befehl ertheilte, mit
hren Corps nach Sachsen zu marschiren. Seine Angelegen-
eiten waren dort in einer so kritischen Lage, daß er eiligst
Verstärkungen dahin senden mußte, wollte er nicht dem
Besitze dieses Churfürstenthums gänzlich entsagen. Dieser
war ihm, aus vielen triftigen Gründen, viel zu wichtig, als
daß er nicht, wenn es die Noth erforderte, Pommern und
die Ukermark auf kurze Zeit ihrem Schicksale hätte überlassen
ollen. Das Glück, welches ihn, selbst in den bedrängtesten

Lagen seiner militärischen Laufbahn, selten verließ, bemühte sich auch jetzt, die Weisheit seines Entschlusses in den Augen des staunenden Europa's zu rechtfertigen, und so mußte die Ohnmacht der Schweden, noch mehr aber der unerwartete Rückzug der Russen ihm die Mittel an die Hand geben, die schon steigende Schale seines Schicksals wieder zum Sinken zu bringen.

Als Graf Dohna die mit starken Schritten der Weichsel zueilenden Russen verließ, sandte er den General Manteuffel mit 5000 Mann nach der Ukermark, um das nach Sachsen beorderte Corps des Generals Wedel abzulösen. Obgleich ebenfalls zu schwach, um die Schweden mit Gewalt zu vertreiben, stellte dieser sehr entschlossene Feldherr sich ihnen doch unweit Prenzlow entgegen. Die Schweden, denen diese nahe Nachbarschaft nicht behagte, versuchten einen im Dorfe Güstow aufgestellten Vorposten von 300 Mann aufzuheben; General Lingen, dem der Auftrag dazu mit 4000 Mann Infanterie und 700 Pferden ertheilt ward, nahm sich aber dabei so ungeschickt, daß er mit Verlust zurückgewiesen wurde. Um diesen Schimpf zu rächen, brachte man im schwedischen Lager in Vorschlag, den General Manteuffel selbst anzugreifen. So rühmlich dieser Vorschlag war, so blieben doch in einem dieserhalb gehaltenen Kriegsrathe die Meinungen so getheilt, daß man lieber den ganzen Entwurf aufgab, um sich keiner Verlegenheit auszusetzen.

Nach diesem Vorgange verließen die Schweden die Ukermark, und zogen sich nach Anklam zurück. Der Mangel an Lebensmitteln und an Futter zwang sie zu diesem Entschlusse, den die Uneinigkeit und das Mißvergnügen, das unter ihren Feldherren herrschte, gewissermaßen anrieth. Graf Hamilton

ton hatte aus Verdruß seine Entlassung gefordert, und sie erhalten. General Lantingshausen war an seine Stelle getreten. Seit dem Ausbruche des Krieges war dies der vierte Heerführer, den man an die Spitze der schwedischen Armee stellte — ein Beweis, wie fehlerhaft die Konstitution war, durch welche der Staat, die Nation und das Heer regiert wurden. Denn da man den Feldherren die Einsicht, so wenig wie den Truppen die Tapferkeit, absprechen kann: so mußte der schlechte Erfolg ihrer Operationen einem andern schädlichen Einflusse zuzuschreiben seyn, den weder der beste Wille, noch die Liebe zum Vaterlande zu heben vermochten.

Lantingshausen hatte gerade den Oberbefehl übernommen, als der Graf Dohna mit seiner Armee aus Sachsen zurückkam, und seinen Marsch durch Mecklenburg gegen die Trewel richtete. Seine Absicht war, die dort befindlichen schwedischen Vorposten zu überrumpeln, ihrer Armee in den Rücken zu gehen, und die Besatzungen von Anklam und Demmin abzuschneiden. Manteuffel, der den Schweden bis an die Tollense gefolgt war, sollte diese Unternehmung von der andern Seite unterstützen: da aber die anhaltende feuchte Witterung den Durchzug durch die an der Trewel belegenen Sümpfe noch nicht gestatten wollte: so mußte die ganze Unternehmung noch einige Tage verschoben werden, um andere Auswege zu suchen. Endlich gelang es dem Grafen Dohna, unerwartet vor Dammgarten zu erscheinen, und die dortige Besatzung zur Uebergabe zu zwingen. Lantingshausen erhielt nicht sobald Nachricht von diesem Manöver, das seinen Rücken bedrohte, als er sogleich einige Abtheilungen seiner Armee nach dieser Gegend sandte; sie kamen aber zu spät: Dohna war schon über

die Reknitz, und zugleich Manteuffel über die Peene gegangen. Dies bewog den feindlichen Heerführer, seine Armee nach Stralsund zurückzuführen, und sie um diese Stadt und auf der Insel Rügen in die Winterquartiere zu verlegen. Anklam und Demmin, von aller Unterstützung entblößt, ergaben sich nach einer kurzen Belagerung.

Dies war der letzte, zugleich aber wirksamste Schlag, der die Schweden in diesem Jahre traf. Durch die Eroberung verschiedener Posten, wodurch sie ihre Winterläger zu sichern glaubten, büßten sie 3000 Mann ein — ein Verlust, den sie im ganzen Feldzuge nicht durch die Macht des Feindes erlitten hatten. Rühmlich war derselbe freilich nicht für sie, wenn man bedenkt, daß 15 bis 16,000 Schweden sich jederzeit durch 5 bis 6000 Preußen hinhalten ließen; allein wie konnten ihre Feldherren mehr bewirken, da, in ihrer so beschränkten Lage, ihre Operationen stets durch allerlei sich kreuzende Meinungen und Vorurtheile gehemmt wurden!!

XVII.

Allgemeine charakteristische Schilderung des Feldzuges der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1758.

In der Nummer XII dieses Werks haben wir bereits bemerkt, daß die Lage, in der sich der König von Preußen, im Anfange des Jahres 1758, befand, ihm anrieth, die so nahe an seinen Gränzen stehende französische Armee in ihren Winterquartieren überfallen, und bis an den Rhein zurücktreiben zu lassen, während er so wenig von den Oestreichern als Russen etwas zu befürchten hatte. Verschiedene Gründe bestimmten ihn, dies Vorhaben so früh als möglich ins Werk zu richten. Theils sollte dadurch ein mächtiger Feind vom eigentlichen Schauplatze des Krieges auf eine Zeitlang entfernt werden; theils schien in Rücksicht auf die Schwäche der alliirten Armee es nicht rathsam, diesen kühnen Streich so lange zu verschieben, bis das nach Deutschland bestimmte neue französische Heer zu dem alten gestoßen seyn würde; theils schmeichelte er sich des glücklichen Ausganges dieser Unternehmung, wenn er den schlechten Zustand der Franzosen, den für sie so ungünstigen Winter, und den Charakter ihrer Feldherren mit der gegenwärtigen bessern Verfassung der Verbündeten, dem ausdauernden Muthe der abgehärteten Deutschen, und den Talenten des Herzogs Ferdinand in Vergleichung stellte. Hierzu kam noch gewissermassen die Nothwendigkeit, den Einfluß, den er auf die Unternehmun-

gen der Alliirten, durch die Folgen der Schlacht bei Roßbach, die Anstellung eines seinen Absichten ergebenen neuen Heerführers, und die Aufhebung der Convention von Kloster Seeven, errungen hatte, zu nutzen, um auch von dieser Seite seinen Feinden sich furchtbar zu machen. Das Vorhaben war freilich kühn, die Ausführung mißlich, und der Leser wird nur dann von der Möglichkeit eines erwünschten Resultats sich überzeugen können, wenn wir ihm die Umstände schildern, unter welchen die ganze so gewagte Expedition ausführbar zu seyn schien. Denn so lehrreich auch die von dem Herzoge Ferdinand bei dieser Gelegenheit betretene Bahn dem Krieger ist, so einsichtsvoll der Prinz Heinrich von Preußen hierbei mitwirkte; so kann man doch nicht leugnen, daß der Zufall auch das Seinige zum unverhofften glücklichen Ausgange beitrug. Es bleibt daher ausgemacht, daß auch der klügste Anführer einer nicht zahlreichen Armee, das Ungefähr mit in Anschlag bringen muß, wenn er Unternehmungen, die, nach den gewöhnlichen Grundsätzen, die Kräfte des schwächern Theils zu übersteigen drohen, glücklich zu Stande bringen will.

Nachdem die Armee der Verbündeten die Winterquartiere in der Gegend von Lüneburg bezogen hatte, war der Herzog von Richelieu darauf bedacht gewesen, seinen Truppen die ihrigen gleichfalls anzuweisen. Bei der Wahl derselben hatte er aber mehr auf Bequemlichkeit, als auf Sicherheit Rücksicht genommen, und sich diese Nachlässigkeit in der Voraussetzung erlaubt, daß es während des noch anhaltenden Winters einer so schwachen Armee nie einfallen könne, einen ernsthaften Angriff zu wagen. Seine Quartiere waren so ausgedehnt, daß sie sich von Bremen durch das Hannövrische, durch Westphalen und Hessen, bis an den

Mayn erstreckten. Die an der Aller und Weser aufgestellten Posten, ingleichen die mit starken Besatzungen versehenen Städte Zelle, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hildesheim sollten ihnen zur Vormauer dienen, und so hielt der sehr gleichgültige Richelieu sich für eben so sicher, als er sich Glück wünschte, einen so großen Strich Landes besetzen, und nach Gefallen brandschatzen zu können. Diese Ausdehnung war zu stark, als daß der dabei begangene Fehler einem aufmerksamen Gegner hätte entgehen können. Ferner waren die Franzosen unter dem Oberbefehl ihres Heerführers ganz ausgeartet; denn so strenge d'Etrees aus Liebe zum Ruhme gewesen war, so gelinde war Richelieu aus Hang zur Beute. Jener hatte alle Ausschweifungen aufs härteste bestraft, und während seines Feldzuges einige hundert Menschen aufhängen lassen, um die Kriegszucht in ihrem Werthe zu erhalten, dagegen aber auch seinem Nachfolger eine vortreffliche Armee überliefert; dieser hingegen sah allen Plünderungen, Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen gelassen zu, weil er sich selbst dabei nicht vergaß, und büßte gewiß ein Drittheil seiner Armee durch Krankheiten und Ausreißen ein. Dergleichen Nachlässigkeiten brachten unter seinen Truppen die größte Unordnung und Muthlosigkeit. Der französische Soldat vergaß sein sonst eigenthümliches Feuer, seine menschenfreundlichen Gesinnungen, mit einem Worte, den Ruhm, den seine Vorfahren in so manchen blutigen Kriegen erworben hatten. Die schlechten Anstalten, die zu seiner Verpflegung sowohl bei dem Kommissariat, als bei den Lazarethen getroffen wurden, ließen ihn, bei den wirklich ansehnlichen Vorräthen, an allen Bedürfnissen zu seinem Unterhalte, seiner Kleidung und seiner Genesung, Mangel leiden. Dies machte ihn kleinmüthig und ungeduldig. Der Kriegsdienst

und die davon unzertrennliche blinde Unterwürfigkeit wurden ganz vernachlässigt, und so sank jetzt der Geist der französischen Armee eben so tief herab, als er bei der feindlichen, durch die bei derselben eingeführte strenge Ordnung und Vorsicht, gehoben wurde.

So war der Zustand des französischen Heeres beschaffen, als der Hof zu Versailles den Herzog von Richelieu zurückberief, und den Grafen Clermont zum Heerführer in Deutschland ernannte. Jener hatte zwar darauf angetragen; allein das französische Ministerium ward zu dieser Veränderung mehr durch die gegen diesen Feldherrn eingelaufenen Beschwerden veranlaßt, als daß es seinem Wunsche hätte zuvorkommen wollen. Sehr froh, noch zu rechter Zeit vom Schauplatz abzutreten, reiste er, mit Beute belastet, nach Paris zurück. Dort setzte er sich leichtsinnig über das Urtheil und den Spott seiner Mitbürger hinweg, war glücklich genug, durch die Begünstigung gewisser Höflinge, einer Untersuchung seines Betragens zu entgehen, und erhielt sogar nach einiger Zeit das Gouvernement von Guienne. Clermont hingegen übernahm den Oberbefehl über ein ganz zügellos gewordenes Heer gerade zu der Zeit, als die Alliirten wieder anfingen, sich in Bewegung zu setzen.

Als Richelieu zurückberufen werden mußte, war der Hof sehr verlegen, wen er zu seinem Nachfolger wählen sollte. Die abscheuliche Unordnung, die, seitdem er die Armee anführte, bei derselben eingerissen war, gehörig zu heben, war nicht die Sache eines jeden der ältern Generale. Der Marschall von Bellisle war Kriegsminister geworden, und d'Etrees mochte man nicht wieder nach Deutschland senden; die Wahl fiel daher auf den Grafen von Clermont, einen Prinzen vom Geblüte; sie beweist aber die Armuth,

die Verlegenheit und Unentschlossenheit des Ministeriums. Er war ein Mitteldīng zwischen Soldat und Priester; denn wirklich war er Abt von St. Germain=des=Pres, sonst ein sehr rechtschaffener Mann, aber ohne Talent, ohne Erhabenheit des Geistes und ohne Verdienst. Der Hof zu Versailles kannte seine Unfähigkeit, scheint aber bloß in der Absicht sich entschlossen zu haben, ihm das Kommando zu übertragen, um den Kabalen, den Feindschaften und den Ränken, welche die Generale der Armee entzweiten, ein Ende zu machen, folglich einen Feldherrn an die Spitze zu stellen, dem seine Geburt schon ein großes Gewicht gab, und der zugleich durchgehens für einen guten Mann galt. In der Hoffnung, seine Unfähigkeit zu decken, ordnete man ihm einen Kriegsrath zu, der aus vier General=Lieutenanten bestand, und jeden seiner Schritte zu leiten bestimmt war. Man wählte dazu den Marquis von Villemür, den Grafen von Mortagne, den Marquis von Contades und den Grafen von St. Germain. Unter diesen schenkte Clermont dem zweiten, der, als ein geistreicher Kopf, bald eine vollkommene Herrschaft über ihn erhielt, sein unbegränztes Vertrauen; unglücklicherweise aber hatte er gerade den Mann ohne Sitten und Grundsätze gewählt, der, durch den ehrgeizigen Wunsch, selbst die Armee anzuführen, geleitet, ein Verräther an dem Prinzen ward, ihn zu falschen Schritten verleitete, und so das Unglück beförderte, welches die Franzosen bis nach der Schlacht bei Crevelt verfolgte *).

Bei seiner Ankunft in Deutschland traf der Graf Clermont die Armee in großer Bestürzung an. Gegen ihre Erwar=

*) Schilderung der französischen Generale, die während des siebenjährigen Krieges in Deutschland gedient haben. Seite 55 — 58.

tung hatten die Verbündeten die Waffen wieder ergriffen, und strömten gegen die Aller. Kaum hatte er die erforderliche Muße, sich einen hinlänglichen Begriff von der Stellung und dem Zustande zu machen, worin Richelieu die Armee gelassen hatte, als er schon Befehle ertheilen mußte, um den anrückenden Feinden zu begegnen. Diese stimmten ganz mit der Schilderung überein, die wir von ihm und seinem Rathgeber entworfen haben; sie führten das Gepräge der Unschlüssigkeit und des Wankelmuths, indem man sie fast eben so bald widerrief, als sie gegeben worden waren. Kein haltbarer Posten wurde gehörig unterstützt. Die Aller wurde verlassen, obgleich die Natur, durch ein schnell eingetretenes Thauwetter und eine darauf erfolgte außerordentliche Ueberstauung dieses Flusses, sich gegen ein Vorhaben zu empören schien, was Clermont zu verhindern zu wenig Entschlossenheit zeigte. Der Uebergang über die Weser ward den Verbündeten eben so wenig erschwert; denn obgleich die so weit auseinander gedehnte französische Armee sich endlich unter die Kanonen von Minden zusammenzog, wodurch sie noch Meister der beiden Ufer dieses Stromes blieb: so schien die Muthlosigkeit und Unzufriedenheit derselben dem Grafen Clermont doch auch hier nicht hinlängliche Sicherheit zu gewähren. Er ging daher über die Weser nach Hameln zurück, in der gewissen Voraussetzung, die noch so ungünstige Witterung werde dem Herzoge Ferdinand nicht erlauben, eine Belagerung vorzunehmen, und ihm so Zeit verschaffen, andere Maßregeln zu ergreifen. Allein dieser, gewohnt, sich durch keine Schwierigkeit abhalten zu lassen, trug dem General Oberg auf, die Laufgräben zu eröffnen, und General Morangies, der Minden mit 4000 Mann vertheidigen sollte, ergab sich sechs Tage darauf mit seiner Be-

satzung zu Kriegsgefangenen. Clermont wagte auch nicht einen Schritt zur Rettung dieser Festung, und der Verlust derselben machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er, der es nicht verstand, Unglücksfälle zu ertragen, geschweige zu verbessern, ganz den Kopf verlohr, Hameln und die Weser verließ, Ostfrießland und Hessen räumte, und sich nicht eher sicher glaubte, bis er seine Quartiere durch den Rhein gedeckt sah. Dieser Rückzug geschah mit einer Eilfertigkeit und Unordnung, daß er einer Flucht glich. Der Uebergang über den Rhein geschah bei Düsseldorf, und das Heer ward zwischen der Roer, der Maas und dem Rhein verlegt. Nur ein Theil der Armee des Herzogs von Broglio, die bisher in Hessen gestanden hatte, blieb diesseits hinter der Lahn stehn.

Die Verbündeten folgten den Franzosen auf dem Fuße nach, und verschiedene ihrer Anführer zeichneten sich durch Geschicklichkeit aus. So z. B. verrieth, bei der ihm übertragenen Ueberrumpelung des Postens von Hoja, der Erbprinz*) von Braunschweig in seinem 23sten Jahre schon die Talente eines Feldherrn. Der Herzog von Holstein, an der Spitze aller leichten Truppen, ließ den feindlichen Nachzug nicht aus den Augen; fast täglich erhielt er über denselben ansehnliche Vortheile, und seine Mannschaft die reichste Beute. Sobald aber der zu einem Uebergange über den Rhein nicht vorbereitete Herzog Ferdinand den Feind jenseits dieses Flusses sah, gönnte er seiner Armee die nöthige Erholung, verlegte sie in die Gegend von Münster, verpflegte sie aus den eroberten Magazinen, und belastete die westphälischen Bisthümer mit starken Kontributionen.

*) Jetzt regierender Herzog.

Dies war der Erfolg einer Unternehmung, die den Verbündeten mehr werth war als der glänzendste Sieg, und den Franzosen mehr Nachtheil brachte, als wenn sie die blutigste Schlacht verlohren hätten. Es ist unbegreiflich, wie Graf Clermont bei dieser Gelegenheit so wenig Entschlossenheit zeigen konnte, indem, wenn er auch, die Weser verlassen zu müssen, sich eingebildet haben mochte, es immer noch in seiner Gewalt stand, verschiedene feste Posten zu wählen, in denen er, nach der Vereinigung mit dem Herzoge von Broglio, sich vertheidigen, dem Glücke der Verbündeten Gränzen setzen, ja, wegen seiner Uebermacht, wohl gar wieder angriffsweise zu Werke gehen konnte. Eine völlige Niederlage würde ihm nie mehr an Mannschaft, Geschütz, Gepäcke, Magazinen und Gelde gekostet haben, als dieser übereilte Rückzug, der Frankreich, innerhalb sechs Wochen, die Früchte eines ganzen Feldzuges raubte. Man findet in der Geschichte wenig Beispiele von einem solchen panischen Schrecken, einer solchen Indisciplin und solchen Grausamkeiten, als die Franzosen auf dieser schimpflichen Flucht gaben, und man hat Mühe, diese sonst so gebildete Nation in dieser Schilderung zu erkennen.

So war denn der erste Stoß, der in diesem Feldzuge das französische Heer treffen sollte, geschehn. Er war die Folge einer Idee des Königs von Preußen, deren Ausführung er damals für nothwendig hielt. Der Gedanke, mit ungefähr 30,000 Mann die Quartiere von 100,000 Mann zu durchbrechen, und letztere über den Rhein zurückzudrücken, war kühn; und wenn gleich manche günstige Umstände den glücklichen Erfolg dieser gewagten Unternehmung hoffen ließen, so mußten doch gerade Feldherren, wie der Herzog Ferdinand und der Prinz Heinrich von Preußen,

azu den Auftrag erhalten. Bloß der Muth und die guten
)ispositionen des ersteren, ingleichen die geschickte Art, wie
:tzterer dieselben unterstützte, krönten das Werk an der Hand
es Glücks und des Zufalls. Die Vortheile, welche die
lliirten durch diese Expedition einernteten, standen in Ver-
indung mit den Operationen Friedrichs II. Jetzt konnte
r seinen nach Mähren beabsichtigten Zug sicherer unterneh-
ıen, besonders da Prinz Heinrich, der wieder nach
Sachsen zurück marschirt war, die Aufmerksamkeit der ver-
inigten Reichs- und östreichischen Armee auf sich zog, und
ie durch seine in Franken unternommenen Streifzüge, und
)urch seine künstlichen Bewegungen in Sachsen, in solcher
Ingewißheit und Unentschlossenheit erhielt, daß der Wiener
Hof sogar das Corps des Generals Dombale von der
ranzösischen Armee abrief, um das scheinbar bedrohte Böh-
nen noch mehr zu sichern.

Zwar waren jetzt die Franzosen größtentheils, und nicht
n der besten Verfassung, über den Rhein gegangen, und
)och konnte der Herzog Ferdinand noch keinen ander-
veitigen Operationsplan mit Sicherheit entwerfen. Seine
Armee, deren Kräfte durch so viele Anstrengungen sehr er-
chöpft war, bedurfte einer Erholung; man mußte die aus
)em Innern der deutschen Provinzen gezogenen Ergänzungen
rst erwarten; für die Verpflegung auf den künftigen Zügen
mußten dienliche Maßregeln genommen werden, und Falls
gar ein Uebergang über den Rhein mit in Anschlag kommen
sollte: so war, wegen der vortheilhaften Stellung des Fein-
des, zu einer so künstlichen Unternehmung noch manche
außerordentliche Vorbereitung nöthig. Es verliefen daher
beinahe zwei Monate, ehe die Verbündeten sich zu neuer
Thätigkeit anschicken konnten.

In der Lage des Herzogs Ferdinand war der Entwurf des zweckmäßigsten Operationsplan keine leichte Sache. Man kann annehmen, daß drei verschiedene ihm einleuchtend werden mußten, und es bedurfte daher unstreitig eines geübten militärischen Studiums, um unter diesen den, den Umständen angemessensten, zu wählen. Der erste war: durch Hessen bis an die Lahn vorzudringen, und den Prinzen von Soubise, der hinter diesem Flusse kantonirte, gleichfalls über den Rhein zurückzuweisen, Hanau, Frankfurt, ja vielleicht Mainz zu erobern. Der zweite bestand darin, die feindliche Armee am Niederrhein zu verfolgen, und wo möglich so zu schlagen, daß man sich wieder Meister von Wesel machen konnte, ehe Soubise etwas von Wichtigkeit zu unternehmen im Stande war. Das Objekt des dritten war endlich: sich an den erlangten nicht geringen Vortheilen zu begnügen, und durch einen geschickt geführten Vertheidigungskrieg Hessen und Westphalen zugleich zu decken. Unter diesen drei Operationsplanen hatte der Herzog zu wählen, und ich gestehe gern, daß sie sämmtlich manchen erheblichen Schwierigkeiten, deren Auseinandersetzung hier zu weitläuftig seyn würde, unterworfen blieben. Nach meiner Ueberzeugung, und nach der damaligen Stellung der Feinde zu urtheilen, halte ich dafür, daß der letztere der sicherste gewesen seyn würde, wenn man annimmt: daß es in diesem Feldzuge hauptsächlich darauf ankam, die Franzosen an der Wiedereroberung der durch Uebereilung geräumten Provinzen zu hindern, bevor die aus England erwarteten Hülfstruppen auf deutschen Boden versetzt werden konnten. Allein auch dieser Operationsplan war nicht der leichteste, und es gehörten zur Führung dieses künstlichen Vertheidigungskrieges keine gemeinen Talente, wenn

gleich die in der Gegend der Pässe von Stadtbergen gewähl-
ten festen Positionen, aus welchen man nöthigen Falls bald
nach Hessen, bald wieder nach Münster gelangen konnte, dazu
die Hand boten *). Nächst diesem dürfte der erste gleich-
falls seinen Nutzen gehabt haben, wäre — wie man es in
der Folge erfahren hat — vorauszusetzen gewesen, daß, ehe
die Armee des Grafen Clermont durch die Schlacht bei
Crevelt in eine so mißliche Lage gerathen war, daß sie allein
sich zu halten nicht mehr vermochte, das französische Ministe-
rium beschlossen hatte, die Armee des Prinzen von Sou-
bise nach Böhmen zu senden, um die Bedingungen des
Traktats von Versailles zu erfüllen. Dieser, vom Könige
von Preußen vielleicht befürchtete Umstand, sein Einfluß
auf die Operationen der Verbündeten, und sein dringender
Wunsch, daß von Seiten der letzteren, diese, seinen Feinden zu-
zuwendende Verstärkung möglichst verhindert werden möchte,
vielleicht gar eine Vorschrift, über den Rhein zu setzen, sind
also wahrscheinlich die Gründe, die den Herzog Ferdinand
bestimmten, dem zweiten, obgleich in allem Betracht gefähr-
lichsten Operationsplane, den Vorzug zu geben. So bleibt
es dem Geschichtsforscher stets schwer, über die Handlungen
der Heerführer ein richtiges Urtheil zu fällen, wenn ganz
besondere Umstände sie zu Abweichungen von den zweckmäßi-
geren oder sicheren Planen zwingen.

Graf Clermont, der seit der Eroberung von Minden
sich nicht eher sicher glaubte, als bis er den Rhein zwischen
seiner und der Alliirten Armee fließen sah, hatte seine Trup-
pen in die Herzogthümer Cleve und Jülich, in das östreichi-

---

*) Die Richtigkeit dieser Behauptung erwies der Herzog Ferdinand, im Anfange des Feldzuges von 1759, hinlänglich.

sche Geldern und in das Churfürstenthum Cöln verlegt, und sein Hauptquartier zu Wesel genommen; die Festungswerke von Düsseldorf und Kaiserswerth in den besten Vertheidigungsstand setzen lassen, und eine Kette von kleinen, längs dem Rhein gestellten Posten dazu bestimmt, die feindlichen Bewegungen zu beobachten. Eine zweite Armee, unter dem Befehle des Prinzen von Soubise, stand hinter der Lahn, und hielt Frankfurt am Main und Hanau besetzt. In dieser Stellung glaubte er sich sehr sicher. Sein Heer verstärkte sich täglich durch die aus Frankreich ankommenden Rekruten, und wuchs bald wieder bis zu 60,000 Mann an. Auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers, Herzogs von Bellisle, suchte er in demselben die unter Richelieu ganz erloschene Kriegszucht wieder herzustellen; und da er der Soubiseschen Armee, so wie diese ihm, die Hand bieten konnte, so trauete er dem Herzoge Ferdinand weder den Uebergang über den Rhein noch eine Unternehmung auf Frankfurt zu. Demungeachtet versuchte dieser doch das erstere, ohne sich um die ihm aufstoßenden Schwierigkeiten zu kümmern. —

Graf Clermont schien noch keinen festen Entschluß gefaßt zu haben, und eine unerwartete Erscheinung mitten in dessen Quartieren ließ den Herzog hoffen, er werde dadurch eben so betäubt werden als er es beim Uebergang über die Aller ward. Allein so viel Großes auch in diesem Entwurfe lag, so viel Gewicht auch Ferdinands Geist darauf zu legen verstand, so waren doch noch viele Schwierigkeiten zu übersteigen, ehe der Endzweck glücklich erreicht werden konnte. Der Uebergang über einen so breiten Fluß, als der Rhein, der noch dazu im Angesichte des Feindes unternommen werden mußte, war nichts leichtes; und glückte er

uch, so erforderte doch die Klugheit, beim weitern Vordrin-
en, auf die Sicherheit des Rückzuges besondere Rücksicht
u nehmen, um nicht, bei sich ereigenenden Unglücksfällen,
ine gänzliche Niederlage zu erleiden. Ferner stand zu er-
varten, Prinz Soubise werde diesen Zeitpunkt nutzen,
m wieder in Hessen zu erscheinen, vielleicht gar noch wei-
er vorrücken, ehe der Herzog über den Rhein zurückkehren
nd seine blosgestellten Magazine zu retten im Stande
yn würde.

Aus dieser Lage der Sachen ersieht man, daß von den
orhin erwähnten drei verschiedenen Operationsplanen der
Herzog gerade den gefährlichsten und zugleich am wenigsten
veckmäßigen wählte, oder — wählen mußte. — Er konnte
gentlich dem Ganzen wenig nützen, weil auf jeden Fall
er Rückzug nach der von der Hand völlig entblößt gelassenen
nd nicht wenig bedroheten deutschen Provinzen, wieder
ngetreten werden mußte — eine Operation, die noch viel
nglücklicher ablaufen konnte, als der im Angesichte des
eindes mit Kunst gewagte Uebergang über den Rhein.
Man wird daher bewogen, den Zug der Alliirten nach dem
leveischen und Geldrischen mit dem des Königs von
reußen nach Mähren zu vergleichen. Beide geschahen
st zu einer Zeit; sie waren beide fruchtlos im eigentlichen
erstande, wurden aber mit sonderbarem Glücke beendigt,
Friedrich II und Ferdinand den ganzen Umfang ihrer
ilitärischen Talente aufboten. Letzterer erreichte das
el seiner Unternehmung durch den Sieg bei Crevelt voll-
mmen, und durch diesen sowohl als durch seinen mei-
rhaften Rückzug, erwarb er sich wahren, ungetheilten
uhm, statt daß man bei Ersterem mit seinen Ent-

schluß und seine Festigkeit bei seinem Rückzuge durch Böhmen bewundern kann.

Die Vorkehrungen, welche der Herzog zu seiner Unternehmung traf, waren nach richtigen Grundsätzen berechnet, obgleich die Schwäche seiner Armee ihm nicht gestattete, der Soubiseschen — die ihm während seines Zuges sehr gefährlich werden konnte — mehr als 5000 Mann, größtentheils hessische Landmiliz, unter dem Prinzen von Isenburg, entgegen zu stellen. Seine übrigen Dispositionen zum Uebergange über den Rhein, waren vortrefflich. Er theilte seine ungefähr 25,000 Mann starke Armee in verschiedene Corps, die theils die Aufmerksamkeit des Feindes auf ganz fremde Punkte leiten, theils Wesel und dessen Besatzung beobachten sollten, während die Armee selbst bei Emmerich über den Fluß setzte. Diese Vertheilung seiner Armee, und die einer jeden Abtheilung derselben angewiesenen täglichen Stellungen, waren so weise, so zweckmäßig eingerichtet, daß jeder Sachkundige, der das Detail derselben in Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges *) nachlesen will, besonders wenn er die Karte zur Hand nimmt, bekennen muß, daß sie ein Meisterstück der Taktik waren. Auf der einen Seite mußten die Vertheilung in verschiedene Corps, so wie die verschiedenen Wege, die sie einzuschlagen Befehl hatten, den Feind irre führen; auf der andern waren die Positionen so gewählt, daß aus der Zerstückelung bald wieder ein Ganzes werden konnte, wenn Graf Clermont es wagte, über Wesel vorzudringen. Hierzu entschloß er sich nun aber nicht, und so erfüllten die Alliirten ihre Bestimmung vollkommen.

Bis

*) Zweiter Theil, S. 106. u. f.

Bis zu dem Vorgange bei Homburg, wo die Kühnheit des Majors Scheiter*) die Franzosen von ihren bisher sich erlaubten vielen Zerstreuungen zum erstenmal wieder zu den Waffen rief, hatte Graf Clermont seine Tage in stolzer Ruhe zugebracht, und wahrscheinlich wünschte er auch wohl in dieser angenehmen Lage bis zum erfolgten Frieden beharren zu können, um seine Unwissenheit in Führung eines Heeres nicht zu verrathen. Er war mehr Geistlicher als Soldat. Persönliche Tapferkeit, die er einst in der Schlacht bei Fontenoi und den Belagerungen von Ypern und Namur, die er kommandirte, bewies, kann man ihm nicht absprechen; allein er war ein sehr beschränkter Kopf, und sein Muth entsprang nicht aus einer erhabenen Denkungsart, sondern war blos Folge des Temperaments. Durch den Einfluß der Marquise von Pompadour war er, ohne Rücksicht auf die dazu erforderlichen Talente, aus einem Abt in einem Heerführer verwandelt worden, ein Umstand, der dem Könige von Preußen den spöttischen Ausspruch entriß: Wenn dieser abgeht, hoffe ich, wird man den Erzbischof von Paris an die Spitze der Armee stellen. Seine Sorglosigkeit, die der Genuß einer fetten geistlichen Pfründe gewöhnlich einzuflößen pflegt, stimmte nicht zu der stets nothwendigen Aufmerksamkeit eines Heerführers. So über-

---

*) Dieser Partheigänger schiffte sich mit seinen Freiwilligen in ähnen über den Rhein, bemächtigte sich einer bei dem Dorfe Hom-urg errichteten Batterie von sechs Kanonen, schlug drei zur Unter-ützung herbeieilende Bataillone zurück, machte verschiedene Gefan-ene; schiffte sich mit seiner Beute wieder ein, und verbreitete in die-r Gegend ein solches Schrecken, daß, als er sich am folgenden Tage or Kaiserswerth zeigte, die aufgeforderte Besatzung ohne Zeitver-st diese Festung räumte und sich über den Rhein flüchtete.

zeugende Beweise er auch von dem unternehmenden Geiste seines Gegners bereits empfangen hatte, so waren doch, weder der Vorfall bei Homburg, noch der Marsch des Herzogs auf Emmerich, der dessen Vorhaben nicht undeutlich zu erkennen gab, nicht im Stande, ihn für seine Sicherheit besorgt zu machen. Eine zu hohe, durch Mortagne's Hinterlist verstärkte Meinung von seiner vortheilhaften Position, und von den, seiner Einsicht nach, bei dem Uebergange über den Rhein obwaltenden Schwierigkeiten, unterstützten seine Sorglosigkeit eben so stark, als der zu wenige Umgang mit Gefahren, ihn keinen festen Entschluß fassen ließ. Statt also auf die erhaltene erste Nachricht einen großen Theil seiner Armee zusammenzuziehn, den Alliirten muthig entgegen zu rücken, und ihre ersten Schritte rückgängig zu machen, begnügte er sich, 2000 Mann mit einigem Geschütz zur Verstärkung seiner von Xanten bis zur Schenkenschanze gezogenen Posten, abgehen zu lassen. Diese Hülfsvölker waren zu schwach, um hinlänglichen Widerstand zu leisten, und er hatte daher den Verdruß, sie in Gesellschaft derer, die sie unterstützen sollten, eben so geschwind zurückkommen zu sehn, als er sie abgesandt hatte.

Endlich aber siegte die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, über seine bisher bewiesene zu große Sicherheit. Mit der angestrengtesten Eile berief er seine, zwischen der Maas und dem Oberrhein verlegten Regimenter, bezog unweit Wesel ein Lager, und schien sich das Ansehen zu geben, als wolle er hier den Unternehmungen des Herzogs Gränzen setzen. So vortheilhaft aber auch dies zwischen dem Rhein und dem Kanal von Geldern genommene Lager an und für sich zu seyn schien, um darin den Angriff zu erwarten, so wenig entsprach es doch den Angelegenheiten der Franzosen,

wenn es den Alliirten glückte, ihre linke Flanke zu umgehen und zu schlagen. Von ihren Magazinen am Oberrhein abgeschnitten, der Gemeinschaft mit der an der Lahn stehenden Armee beraubt, konnte Mangel an Lebensmitteln sie in eine Lage versetzen, die, selbst bei der ausgezeichnetsten Tapferkeit, die traurigste werden konnte.

Wie ein Strom drangen dagegen die Verbündeten gegen die Franzosen, und griffen einen, zur Deckung ihres linken Flügels bei Kloster Kampen vorgeschobenen Posten an. Es kostete ihnen einen sechsstündigen äußerst hitzigen Kampf, ehe sie solche aus demselben zu werfen vermochten, weil der Marquis von Voyer das sehr durchschnittene Terrain Fuß vor Fuß mit vieler Entschlossenheit vertheidigte. Graf Clermont gab einen müßigen Zuschauer dieser Niederlage ab. Erst jetzt sah er seine begangenen Fehler ein. Die Furcht, in eine gefahrvolle Lage zu gerathen, trieb ihn an, in aller Eil aufzubrechen, um sich über Mörs und Crevelt nach Nuys zurückzuziehen.

Dieser Entschluß kränkte seine Generale. Sie wagten es endlich, ihm darüber Vorstellungen zu machen, und bewiesen ihm, daß, so lange er vertheidigungsweise zu gehn gedächte, er die Alliirten nicht abhalten würde. ihn aufzusuchen; sie würden eine seiner Flanken umgehn; dies würde Gelegenheit dazu geben, daß er seine Magazine verlöhre, und dadurch würde er seine Armee dem Mangel an Lebensmitteln aussetzen. Diese Gründe waren zu einleuchtend, als daß der französische Stolz nicht wieder in ihm hätte erwachen sollen. Auf einmal beschloß er, dem Feinde unter die Augen zu treten; ließ den Grafen St. Germain mit 10,000 Mann bis Crevelt vorrücken, er selbst aber folgte mit dem Heere, das er hinter der sogenannten Landwehr, zwischen

Wicheln und Anradt, ein Lager beziehen ließ. Die Lebhaftigkeit, mit der dies geschah, war indeß nur ein Strohfeuer, das fast eben sobald verlischt als es aufgelodert ist; denn kaum war ihm Herzog Ferdinand bis Altkirchen entgegen gekommen, als seine eigenthümliche Unentschlossenheit ihn so gleich wieder in den Vertheidigungskrieg zurück warf; er rief sogar seinen Vortrab von Crevelt wieder ab, um in den festen Posten, den er bezogen hatte, den Verbündeten eine gänzliche Niederlage vorzubereiten falls sie es wagen sollten ihn anzugreifen.

Zu diesem Entschluß mochte ihn die Güte seiner Position auffordern; auch war dieselbe wirklich so stark, daß, wenn er sich darin für unüberwindlich hielt, es nur an ihn lag, bessere Dispositionen zu treffen, um daraus den gehoften Nutzen zu ziehn. Daun, Laudon oder Lascy würden die Vortheile des Terrains besser benutzt und den Herzog in die Unmöglichkeit versetzt haben, einen, an Verwegenheit gränzenden Angriff zu unternehmen. So wichtig ist im Kriege der Einfluß den die Charaktere der Heerführer auf alle Begebenheiten haben! Sie entscheiden oft auf eine unerwartete Weise, und so hatte auch diesmal das Schicksal den Allirten einen überausglücklichen Tag bestimmt.

Herzog Ferdinand kannte den Wankelmuth seines Gegners aus Erfahrung, und nahm sich daher vor, ihm entgegen zu gehn; da er ihm aber nicht in der Ebene von Kampen, wie er vorausgesetzt hatte, begegnet war, so entschloß er sich zum Angriff seines festen Lagers, mit einer Kaltblütigkeit, die nur ein inneres Gefühl von Ueberlegenheit an militärischen Talenten erzeugen kann. So erfolgte nun die berühmte Schlacht bei Crevelt, in welcher die Franzosen völlig geschlagen wurden, und deren ausführliche Beschreibung

man in Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges finden kann *).

Die Disposition des Herzogs zur Schlacht war ganz neu, und könnte als ein Muster der Kunst aufgestellt werden, wenn die Verhältnisse sich stets einander gleich blieben, und die Zufälle immer, wie hier, nach Wunsch einträfen. Da der Posten bei Crevelt, dessen Fronte durch die sogenannte Landwehre, wie durch eine Verschanzung, so mächtig gedeckt war, nicht anders überwältigt werden konnte, als wenn man dessen linke Flanke umging; so war auch nur hier ein Angriff möglich, und hierauf gründeten sich die künstlichen Manöver, welche die Generale der Verbündeten zu machen den Auftrag erhielten. Das, vor dem feindlichen Lager befindliche, mit vielem Gebüsche bewachsene Terrain, schien sehr geschickt, die Truppen unvermerkt auf das Dorf Anradt zu lenken, und von dort aus über des Grafen Clermont linke Flanke herzufallen, ehe er sich dieses unerwarteten Angriffs versähe. In dieser Absicht theilte der Herzog seine Armee in drei verschiedene Corps. Eins, das er selbst anführte, war zum eigentlichen Stoß bestimmt; die beiden übrigen, durch die Generale Oberg und Spörken befehligt, sollten, bis zur Entscheidung des Treffens, das Centrum und den rechten Flügel des Feindes bedrohen, und so in Furcht und Unthätigkeit zu erhalten suchen.

In dieser zur Schlacht entworfenen Disposition wich der Herzog von den allgemeinen Grundsätzen der Taktik — beständig in einer zusammenhangenden Linie anzugreifen — gänzlich ab; denn seine verschiedenen Corps waren dergestalt von einander getrennt, daß sie sich nicht unterstützen konnten.

*) Zweiter Theil, S. 116—124.

So neu und gewagt aber auch dieser Gedanke zu seyn scheint, so sehr war er der Lage beider Armeen angemessen. Bei der französischen kündigten alle Vorkehrungen den Entschluß an, in ihrem festen Posten den Angriff abwarten zu wollen, und es war also leicht einzusehn, daß sie aus Besorgniß, sich aus dem Vortheil zu begeben, keine Bewegungen jenseits der Landwehre machen werde, um über die Oberg- und Spörkensche Abtheilungen herzufallen und sie zu zernichten. Der Herzog hingegen konnte, durch die buschige Gegend begünstigt, die seinigen dem Auge des Feindes fast bis zur Zeit des Angriffs entziehn; und was diesen anbelangt, so war die in seinen Plan verwebte Harmonie so vollkommen, daß ihm der Sieg nicht leicht fehlen konnte. Auf seiner Seite war also viel zu gewinnen, wenn seine Anlage zum Treffen glücklich ausgeführt wurde, und nur wenig aufs Spiel zu setzen, im Fall er einen zu starken Widerstand antraf; denn nur das Corps, das er selbst anführte, konnte einigen Verlust erleiden, die übrigen blieben unangetastet, und auch dann war er noch stark genug, um bis zur Ankunft der aus England zu erwartenden Hülfsvölker das Feld zu halten. Demungeachtet war die ganze Unternehmung noch vielen Schwierigkeiten unterworfen; denn sobald sich der Herzog von St. Antonius ab rechts schwenkte, um durch einen Umweg nach Anradt zu gelangen, vermehrten sich solche mit jedem Schritte. Seine Colonnen mußten sich durch dicke Gehölze Wege bahnen, zuweilen einzeln durch die Thüren einiger Häuser und Hütten ziehn, und die Cavallerie über Graben und Hecken setzen. Zuletzt trafen sie auf den Paß bei Bersellsbaum, welchen die ganze Abtheilung nur Mann vor Mann, neben dem Geschütze, zurücklegen konnte. Man ersieht hieraus, daß,

um dies so äußerst durchschnittene Terrain glücklich zu durchziehen, die Verbündeten gerade einen so sorglosen feindlichen Heerführer gegen sich haben mußten, wie Graf Clermont war. Er mußte von der Unmöglichkeit, seine Flanke anzugreifen, sich zu sehr überzeugt halten; dagegen seine ganze Aufmerksamkeit auf die Sicherheit seiner Fronte richten, und sogar die im Dorfe Anradt so weislich gestellte königliche Legion herausziehn, damit der Herzog desto verdeckter das einzig mögliche Manöver, mit so vielem Ruhm, ausführen, und den Punkt erreichen konnte, den er anzugreifen beschlossen hatte.

Graf Clermont staunte nicht wenig, als er die Absicht des Herzogs zu errathen schien. Da er einen Angriff auf seine linke Flanke für unmöglich gehalten hatte: so bewunderte er die Kühnheit seines Gegners eben so sehr, als er sich seine zu große Sorglosigkeit und den begangenen Hauptfehler, das Dorf Anradt ganz entblößt zu haben, vorwarf. Die Gegenwart des Feindes erweckte indeß wieder einige Thätigkeit. Graf St. Germain mußte an der Spitze von 15 Bataillonen und 30 Schwadronen zur Unterstützung der bedrohten Flanke hineilen. Noch waren die Vortheile des Bodens auf seiner Seite, und noch hatten die Alliirten, nach überstandenen großen Mühseligkeiten, nicht recht viel gewonnen. Durch das Terrain begünstigt, und durch die Geschicklichkeit ihres Anführers geleitet, vertheidigten sich hier die Franzosen sehr tapfer, und nur die gut berechneten Dispositionen des Herzogs, der außerordentliche Muth seiner Truppen, so wie der Umstand, daß Clermont, auf Veranlassung seines Rathgebers Mortagne, der bei dieser Gelegenheit seinen Nebenbuhler St. Ger-

main zu stürzen dachte *), seine Armee vom Schlachtfelde abzog, als letzterer frische Unterstützung forderte, und General Oberg, durch die schwankenden Bewegungen der Feinde aufgefordert, mit Gewalt durch die Mitte der Landwehr drang, verschafften dem Herzog einen vollkommenen Sieg. Die Franzosen büßten an diesem Tage nicht allein 7000 Mann ihrer besten Truppen ein, sondern, weil Herzog Ferdinand seinen erfochtenen Sieg zu nutzen verstand, auch ihre Magazine zu Nuys und Noermont, so wie die Festung Düsseldorf, die sich, nach einer kurzen Belagerung, dem General Wangenheim ergab.

Alle diese Unfälle raubten dem Grafen Clermont den Oberbefehl über eine Armee, die er nicht zu führen verstand. Der Kriegsminister, Marschall von Bellisle, war mit seinem Benehmen äußerst unzufrieden, und nutzte die ersten Eindrücke der Empfindlichkeit, welche die Niederlage bei Crevelt auf Ludwig XV machte, so wie den edlen Entschluß des Dauphins, durch seine persönliche Anführung, das Unglück, welches Frankreich betroffen hatte, wieder gut zu machen. Es gelang ihm, dießmal über den Einfluß der Marquise von Pompadour zu siegen, indem er es dahin brachte, daß der General-Lieutenant Marquis von Contades zum Heerführer ernannt, und sogleich nach Deutschland abgesandt ward. Herzog Ferdinand hingegen erschien jetzt im vollen Glanze des Helden. Waren die Thaten der

*) Schilderung der französischen Generale. S. 71. Mortagnes Verräthereien und Intriguen wurden zwar entdeckt, aber nicht, wie sie es verdienten, bestraft: sie zogen ihm bloß eine Verweisung zu. So mächtig war damals in Frankreich die Protection, die er genoß, und die der Graf St. Germain fast gänzlich vermißte.

berühmtesten Feldherren der Vorzeit seine Lehrmeister gewesen; so stellte er gegenwärtig ein eigenes Muster zur Nachfolge für sein Jahrhundert auf. Der Ruf von seinem erfochtenen Siege, so wie die Art und Weise, wie er sich solchen zu verschaffen wußte, setzten Europa in Staunen, und selbst Sachkundige mußten bekennen, die Schlacht bei Crevelt sey ohne Beispiel. London ertönte von den Lobsprüchen eines Feldherrn, der sich um die deutschen Angelegenheiten des Königs von Groß-Britannien so verdient gemacht hatte. Die Stimme der Nation war nur ein Widerhall von Freude. Im Taumel derselben sah sie die Schuldigkeit ein, ihn nach allen ihren Kräften zu unterstützen. Der Hof und seine Anhänger wünschten, 18,000 Mann nach Deutschland zu senden; und wiewohl die Oppositionspartheі diese Anzahl auf 12,000 herabzusetzen vermochte, so war dieser Zuwachs in Absicht der Güte der Truppen für die alliirte Armee eben so vortheilhaft, als die englische Nation die dazu erforderlichen Kosten ohne Einschränkung willig aufbrachte.

Diese Bereitwilligkeit war eine Folge des Glücks, womit ihre Waffen in allen vier Theilen der Welt gekrönt wurden. England genoß damals des günstigsten Zeitpunkts, dessen es sich seit dem Ausbruche des Krieges zu erfreuen gehabt hatte; so sehr man aber auch mit den Zurüstungen eilte: so ward doch der Herzog Ferdinand gezwungen, wieder über den Rhein zurückzugehn, bevor diese Verstärkung zu Emden gänzlich landen konnte. Zwar war er bis Jülich vorgerückt, und hatte seine Eroberungen so weit getrieben, als die Schwäche seiner Armee es verstatten wollte; zwar war er im Besitz eines Strichs Landes, der ihm alles, was zum Unterhalt derselben erforderlich war, im Ueberfluß verschaffte; aber aller dieser Vortheile ungeachtet blieben seine Operationen

jedoch beschränkt, so lange die Festungen Wesel und Geldern noch in feindlichen Händen waren. Sich der ersten zu bemächtigen, war um so nothwendiger, wollte er Herr von beiden Ufern des Rheins werden, und bei einem möglichen Wechsel des Glücks die Freiheit haben, seine Unternehmungen dies- oder jenseits des Flusses hin zu richten. Allein die Belagerung derselben vorzunehmen, blieb, theils wegen der Entfernung von den Niederlagen, theils aus Mangel an der Ausführung erforderlichen Stärke des Heers, vielen Schwierigkeiten unterworfen; er mußte sogar darauf Verzicht thun, da das Glück den Franzosen wieder günstig ward, und widrige Vorfälle ihn zwangen, auf seine eigene und der hannöverischen Lande Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Der durch die Niederlage bei Crevelt gesunkene Muth der Franzosen war durch die Ankunft des neuen Feldherrn wieder gehoben worden. Contades, einer der besten Zöglinge des Marschalls von Sachsen, stand in dem Ruf eines Officiers von Verdiensten; er hatte allen Feldzügen, die seine Landsleute in einem Zeitraume von 24 Jahren gemacht hatten, beigewohnt, folglich Gelegenheit gehabt, seine militärischen Kenntnisse zu erweitern; er war durch den Marschall von Bellisle, einen Mann, den die Armee hochschätzte, zum Heerführer ausersehn, man hoffte, er werde die groben Fehler seiner Vorgänger verbessern, um die Ehre der Nation zu retten, und mehr bedurfte es nicht, um den schwindlichten französischen Soldaten das Zutrauen wieder einzuflößen, welches er unter Anführung eines Richelieu und eines Clermont gänzlich verlohren hatte. Bellisle, der mit gerechten Unwillen den Verfall der Armee einsah, wandte seinerseits alle Kräfte an, um sie zu neuen zweckmäßigen Unternehmungen geschickt zu machen. Es war ihm äußerst

daran gelegen, seinen, trotz der Kabale, erhobenen Günstling in den Stand zu setzen, das zu leisten, was ganz Frankreich von ihm erwartete. Zu dem Ende verstärkte er seine Armee bis auf 80,000 Mann, und ertheilte dem Prinzen von Soubise den gemessenen Befehl, die unter seiner Anführung stehenden Truppen bei Hanau zu versammeln, Hessen wieder zu erobern, und durch diese Diversion der Hauptarmee Luft zu machen.

Contades, um sich des in ihm gesetzten Zutrauens würdig zu machen, verließ das System des Vertheidigungskrieges, welches seine Vorgänger beobachtet hatten, und beschloß daher, wieder Angriffsweise zu verfahren, um den Herzog, der an Mannschaft unendlich überlegen war, von der Maas abzuschneiden, und dadurch zu zwingen, seine gemachten Eroberungen fahren zu lassen. Demungeachtet scheint er sich gleich vorgenommen zu haben, jede Gelegenheit zur Schlacht zu vermeiden, weil, in seiner Lage, der Verlust derselben ihm jederzeit nachtheiliger werden konnte, als seinem Gegner. Zu diesem Entschluß bewog ihn wahrscheinlich die Hoffnung, daß die Bewegungen des Prinzen von Soubise ihn bald in die Nothwendigkeit versetzen würden, über den Rhein zurückzugehn, um Westphalen und Hannover zu decken. Dann glaubte er mit mehr Sicherheit des Erfolgs, den Alliirten auf die Fersen treten und beim Uebergang über den Fluß gefährlich werden zu können. In dieser Absicht brach er aus seinem Lager bei Cöln auf, und bezog ein anderes an der Erft. Der Herzog ging ihm über diesen Fluß entgegen, um ihn anzugreifen; da er aber seine Stellung zu stark fand, so zog er sich bis Nuys zurück. Dieser Rückzug geschah mit solcher Ordnung, daß der Herzog von Armantieres, den Contades absandte um sei-

nen Nachzug auf das lebhafteste zu verfolgen, mit vielem Verlust zurückgewiesen, und ein vortheilhafter Posten auf der Erft, den der Feind bei dieser Gelegenheit besetzt hatte, ihm mit Gewalt wieder entrissen ward.

Der unbekannte Verfasser einer französischen Zeitschrift *) tadelt den Marquis von Contades, daß er nicht bei dieser Gelegenheit den Herzog in ein förmliches Treffen verwickelt und geschlagen habe; er behauptet sogar, mehrere Generale, und vorzüglich der Herzog von Fitz-James, wären in ihren Heerführer gedrungen, die Alliirten mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Da diese ihren Rückzug über einen Fluß nehmen mußten, so könnte auf der einen Seite die Uebermacht der Franzosen einen so gewagten Schritt wohl rechtfertigen; auf der andern hingegen kann man es Contades nicht eigentlich zur Last legen, daß er ihn zu thun unterließ. Denn, obgleich er zum Angriffskriege übergegangen war, so war doch der Zustand seiner Armee so beschaffen, daß er, um sicher zu gehn, nothwendig den gesunkenen Muth seiner zeither so sehr gemißhandelten Truppen erst wieder zu stählen suchen mußte, bevor er es wagen durfte, ihnen größere Unternehmungen anzuvertrauen, und seinen Ruhm aufs Spiel zu setzen. Bei der Voraussetzung: die Operationen in Hessen würden schon günstigere Gelegenheiten herbeiführen, mußte ihn das Treffen an der Erft überzeugen, daß es mißlich sey, sich mit einem so determinirten Gegner auf eine zu leichtsinnige Weise einzulassen. Sein Entschluß, eine Schlacht zu vermeiden, ward daher noch fester; und da die Verbündeten sich über Roermont nach Hellenrot,

---

*) Galerie des Aristocrates militaires etc. Art. Marechal de Contades.

ı der Maas, zogen, so hinderte er ihren Marsch auf keine
hebliche Weise.

Hier empfing der Herzog Ferdinand von Braun-
chweig die Nachricht von den Bewegungen des Prinzen
on Soubise, und dem unglücklichen Treffen bei Sanger-
ausen. Die Soubisesche Armee war eigentlich bestimmt
ach Böhmen zu marschiren, um die Verbindlichkeiten des
Versailler Bündnisses zu erfüllen. Die Niederlage bei Cre-
velt aber hatte das französische Ministerium bewogen, sich
uvörderst derselben zu bedienen, um der so sehr verfallenen
Lage ihrer Hauptarmee eine günstigere Gestalt zu geben.
Zu dem Ende sollte Soubise Hessen wieder erobern, und
das Churfürstenthum Hannover mit einem Einfalle bedrohen.

Prinz von Isenburg, den der Herzog mit ungefähr
5000 Mann zurückgelassen hatte, um Hessen zu decken, war
viel zu schwach, um einen solchen Stoß auszuhalten; und
da er überdies, durch eine unzeitige Hitze verleitet, seine
feste Position verließ, um seinen ihm so überlegenen Feind
selbst anzugreifen, ward er völlig geschlagen, und mußte
sich unter den Kanonen von Hameln wieder sammeln. Nun
nahm Soubise wieder Besitz von ganz Hessen, und dies
unglückliche Land, das vormals durch einen Richelieu so
sehr mitgenommen ward, fühlte jetzt die Geißel seiner Tyran-
nen doppelt. Vergeblich bemühten sich die Landstände eine
Capitulation für ihr Vaterland einzuleiten; Contades
spottete ihrer. Die gemessenen Befehle des Marschalls von
Bellisle gaben ihm dazu den Vorschub; und da es selbst
unter den gesitteten Nationen nicht an Menschen fehlt, die
sich ein Vergnügen daraus machen, die ihnen ertheilte Ge-
walt zu mißbrauchen: so zeichnete sich auch bei dieser Gele-
genheit der französische Intendant der Armee, Foulon,

durch Grausamkeiten aus, deren Erfindung jeden Schauer verursacht, der die Liebe des Nächsten nicht ganz bei Seite gesetzt hat *).

Unter andern Umständen würde das Treffen bei Sangerhausen keinen Einfluß von Bedeutung auf die Angelegenheiten der Alliirten gehabt haben. In Vergleichung mit der den Franzosen bei Crevelt beigebrachten tiefen Wunde, war solches zwar nur als eine bloße Quetschung zu betrachten; allein gegenwärtig ward dadurch die Lage des Herzogs Ferdinand jenseits des Rheins kritisch. Auf der einen Seite mußte er voraussetzen, Soubise werde seine Eroberungen ausdehnen, und wenn er keinen Widerstand anträfe, gerade nach Hannover gehn. Auf der andern hatte jetzt

---

*) Erst nach 30 Jahren empfing er den Lohn seiner Unmenschlichkeiten. Denn nachdem er unermeßliche Reichthümer erworben hatte, und endlich von seiner Parthei selbst zum Range eines Staatsraths und Ministers war emporgehoben worden, ward er in den ersten Tagen der französischen Revolution (den 22sten Julius 1789) vom Volke, das seine Bedrückungen verschiedener Provinzen, deren Intendant er gewesen, und besonders die vormalige Aeußerung: daß es noch Heu fressen lernen solle, wenn er je Minister werde, nicht vergessen hatte, aus Viry sur Orge, wo er sich aus Furcht verborgen hielt, nach Paris geholt, aufs Gemeindehaus gebracht, mißhandelt, und endlich auf dem Greve-Platze, an der in der Revolution so berüchtigt gewordenen Laterne aufgehängt; hierauf wurde er von der wüthenden Menge an den Beinen heruntergerissen, ihm der Kopf abgehauen, dieser, mit einem Wisch Heu im Munde, auf eine Pike gesteckt, und vor dem nackten Körper hergetragen, den man durch die Straßen der Hauptstadt schleppte. Für die Hessen ein später Ersatz der vielen Leiden, die dieser Barbar ihnen zufügte: der ihnen übrigens so unvergeßlich bleiben wird, wie der Name des preußischen Majors von Dyherrn in Leipzig!!

Contades seinen ersten Plan, ihn von der Maas abzuschneiden, geändert. Stolz auf die Vortheile, welche die Franzosen in Hessen erhielten, hatte er sich vorgenommen, nunmehr die Verbündeten vom Rhein zurück- und in einem Erdwinkel zwischen diesen Fluß und die Maas zu drängen. Es blieb also dem Herzoge keine andre Wahl übrig, als den Feind anzugreifen oder über den Rhein zurückzugehn, und beides war erheblichen Schwierigkeiten unterworfen. Der französische Heerführer vermied jede Gelegenheit zur Schlacht mit noch mehr Sorgfalt als zuvor. Nach dem Beispiele seines pflegmatischen Collegen des Feldmarschalls Daun, wurden seine Positionen mit solcher Einsicht gewählt, daß es Verwegenheit gewesen wäre, ihn darin anzugreifen. Der Uebergang über den Rhein war auch mit mehr Gefahr verknüpft, da anhaltender Regen solchen so angeschwellt hatte, daß er aus seinen Ufern getreten war. Die Gegend bei Rees, wo die Schiffbrücke lag, war besonders überschwemmt, und der Uebergang daselbst unmöglich. Contades hatte den Herrn von Chevert mit 10,000 Mann über den Rhein gehn lassen, um den zur Deckung der Schiffbrücke bei Meer aufgestellten General Imhof aufzuheben und die Brücke zu zerstören; auch um den Herzog abzuhalten, Verstärkungen dahin zu senden, war er mit der Armee bis an den kleinen Fluß Niers vorgerückt, über welchen die Alliirten setzen mußten, um sich dem Rhein zu nähern. Jetzt hatte der Herzog Ferdinand mit einem trüglichen Elemente und zugleich mit einem Gegner zu kämpfen, der thätiger, als Graf Clermont, seine Manöver mit Einsicht zu machen verstand. Wäre dieser so glücklich gewesen, seine beabsichtigten Unternehmungen realisirt zu sehn; so würde jener in eine sehr verdrießliche Lage gerathen, und bei dem Mangel an Pontons, um sich

über die Maas zurückzuziehn, wahrscheinlich gezwungen wor-
den seyn, zu den allerverzweifelsten Mitteln seine Zuflucht
zu nehmen — ein Beweis, wie wenig man die erhebliche
Schwierigkeit, einen Rückzug über den Rhein glücklich zu
vollenden, in Anschlag gebracht hatte, als man unter den
drei ausführbaren Operationsplanen gerade den allergefähr-
lichsten — nämlich den Krieg über den Rhein zu spielen —
den Vorzug gab.

Die Tapferkeit des Generals Imhof und die Ent-
schlossenheit des Herzogs rissen ihn indeß auf einmal aus aller
Verlegenheit. Chevert zeigte sich bei dem ihm ertheilten
Auftrage mehr als tapferer Soldat wie als kluger General.
Statt einen Theil seines Corps zur Zerstörung der Brücken
anzuwenden, während er mit dem andern den General Im-
hof bedrohte, glaubte er letztern erst schlagen zu müssen,
um dann den Entzweck seiner Sendung zu erfüllen. Seine
Anlage zum Treffen, sein Vorhaben, die Alliirten von Rees
abzuschneiden, war übrigens vortrefflich; allein Imhof
erwartete den Angriff nicht, sondern fiel über seinen linken
Flügel zu einer Zeit her, da sich dieser bemühte, ein vor der
Fronte des Lagers belegenes beschwerliches Terrain zurück-
zulegen. Er warf denselben über den Haufen, und zwang
die Franzosen, mit großem Verluste, die Flucht zu ergreifen.
Der Herzog war indeß mit der Armee aufgebrochen, um
Contades an der Niers zuvorzukommen; und obgleich er
schon gezwungen ward, den General Chabot, der schon
alle Anhöhen und Pässe unweit Brüggen besetzt hatte, durch
den Erbprinzen von Braunschweig angreifen und
von einem Posten zum andern treiben zu lassen: so gelang
es ihm doch, die Ebene zwischen Waldmühl und Dölken zu
erreichen, ehe Contades sich dort festsetzen konnte. Dieser
kühne

kühne Streich war ihm so viel werth, als ein Sieg. Er machte den französischen Feldherrn stutzen; und da dieser sich einmal vorgenommen hatte, seinen Ruf nicht leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, so zog er sich sogar bis Gladebach zurück, überzeugt, die Alliirten würden nun nicht säumen, das linke Rheinufer zu verlassen.

Der mit so vieler Einsicht als Entschlossenheit ausgeführte Marsch des Herzogs, der mißlungene Versuch des Herrn von Chevert, und der Eindruck, den beides auf den nunmehrigen Marschall von Contades gemacht hatte, verschafften der alliirten Armee die Communication mit dem Rhein wieder. Unverzüglich näherte sie sich auch demselben, und zog bei Emmerich über die dort erbauten Brücken, ohne ein weiteres Hinderniß. Im Bisthum Münster stieß das englische Hülfscorps zu ihr; Contades aber ging bei Düsseldorf gleichfalls über den Rhein, und lagerte sich an dem Ufer der Lippe.

So endigte sich der Feldzug, den Herzog Ferdinand jenseits des Rheins unternahm, und so glückte es ihm, den ihm ertheilten gefahrvollen Auftrag mit Geschicklichkeit auszuführen. Trotz aller ihm auf diesem Zuge aufgestoßenen, und als wahrscheinlich vorauszusetzenden Schwierigkeiten, erhielte über seine Gegner, und selbst über den geschickten, thätigern Contades, ein Uebergewicht, das ihm, in Rücksicht auf die Schwäche seiner Armee, nur sein fruchtbares militärisches Genie verlassen kann.

Jetzt war der Schauplatz des Krieges wieder nach Westphalen versetzt, und die veränderte Lage der Sachen erforderte den Entwurf neuer Operationen. Obgleich durch die aus England zu ihm gestoßenen Hülfstruppen verstärkt, sah Herzog Ferdinand sich doch vor der Hand noch genöthigt,

den Vertheidigungskrieg zu wählen. Einestheils erforderte es die Klugheit, die neu angekommenen Truppen, ihre Eigenschaften, ihre Art zu fechten, erst kennen zu lernen, zugleich aber den Charakter ihrer Feldherren zu studieren, um das Zutrauen einer auf deutschen Boden versetzten fremden Nation zu gewinnen, ehe man sie an den Feind brächte; anderntheils waren es jetzt zwei verschiedene große französische Armeen, denen er zugleich die Spitze bieten sollte. Die des Marschalls Contades stand in seiner Nachbarschaft, die des Prinzen von Soubise hatte sich in Hessen ausgebreitet; es war also eben so nothwendig, den ersten zu beobachten, als die westphälischen und hannöverischen Lande gegen die Unternehmungen des andern zu decken. Die Lage des Herzogs erlaubte daher jetzt nicht, sich zum Angriffskriege anzuschicken, so gern er diesen auch — wie sein großer Lehrmeister — den Vorzug gegeben haben würde. Dagegen ließ er es nicht an Wachsamkeit und Thätigkeit fehlen, wenn es darauf ankam, seinem Feinde zuvorzukommen, oder von jeder gegebenen Blöße Vortheil zu ziehn. So sehr aber auch Contades sich das Ansehn gab, die Fehler seiner Vorgänger verbessern zu wollen; so schien er doch keinen Beruf zu fühlen, sich durch glänzende Thaten hervorzuthun, bis die Armee des Prinzen von Soubise ihm durch das Paderbornische gegen Lippstadt näher gekommen seyn würde. Seine ersten Schritte zeugten vielmehr von bedenklicher Vorsichtigkeit eines pflegmatischen Geistes, und so blieben für jetzt beide Heere unthätig an den Ufern der Lippe stehen.

Soubise schien indeß bestimmt, nunmehr eben so thätig werden zu sollen, als er seit dem Treffen bei Sangerhausen unthätig geblieben war. Dem erhaltenen Auftrage gemäß, rückte er bis Warburg an der Dymel vor, und seine

Partheigänger streiften schon bis Paderborn und Lippstadt; allein hier erschien General Oberg, um diese Gegend zu sichern. Sogleich gab Soubise seine Bestimmung sich mit dem Marschall Contades zu vereinigen, auf, und beschloß dagegen, einen Einfall in das Hannöverische zu wagen. Sey es nun, daß er in der Voraussetzung, Herzog Ferdinand werde jetzt die Lippe verlassen, um sich der Weser zu nähern, durch diese Diversion der Contadesschen Armee freiere Hände zu verschaffen hoffte; oder daß es Eifersucht war, einem andern Feldherrn zu Gebote stehen zu müssen, was ihn antrieb, sich selbst berühmt zu machen: genug, er rückte schnell bis Nordheim vor, ließ bis an die Thore von Hannover streifen, und Brandschatzungen vom platten Lande eintreiben.

So schnell und mit so guter Disposition aber auch Soubise diese Unternehmung eingeleitet und fortgesetzt hatte: so verfehlte er doch seinen Zweck; die ganze Expedition hätte sogar nachtheilige Folgen für ihn haben können, wären die Anordnungen des Herzogs Ferdinand mit mehr Thätigkeit ausgeführt worden. Weit entfernt, sich durch den Marsch der Franzosen nach Hannover schrecken zu lassen, entwarf dieser, auf jede ihm gegebene Blöße so aufmerksame Prinz, den Plan, seiner Seits dagegen einen Einfall in Hessen zu wagen, und Kassel in der Geschwindigkeit zu erobern. Dieser Entwurf war eben so meisterhaft ersonnen, als alle zusammentreffenden Umstände eine glückliche Ausführung mit Grunde hoffen ließen. Er war ganz im Geschmack Friedrichs II dessen System es jederzeit gewesen ist, auch bei dem Vertheidigungskriege die Anschläge seiner Feinde durch gewagte Diversionen zu vereiteln, und nie konnte er zu einer gelegenern Zeit unternommen werden. In

Kassel befanden sich alle zur Soubiseschen Armee gehörigen Kriegsbedürfnisse. Ein kleines Corps, das unter dem Marquis du Mesnil bei Warburg stehen geblieben war, konnte keinen Widerstand leisten. General Oberg, dem der Herzog die ganze Unternehmung aufgetragen hatte, war im Stande, in zwei Märschen vor Kassel zu erscheinen, und diesen nur mit einer schwachen Besatzung versehenen Ort zu überrumpeln, ehe ihm Soubise zu Hülfe eilen konnte. Gelang dieser Streich, oder konnten die Alliirten zeitig genug die beschwerlichen Defilees von Münden und Witzenhausen, wo wenige Bataillone eine ganze Armee aufhalten können, besetzen: so war das französische Heer von seinen Niederlagen abgeschnitten, und seine Vereinigung mit dem Marschall Contades ging entweder ganz verlohren, oder blieb doch wenigstens unendlichen Schwierigkeiten unterworfen. Allein im Kriege geschieht nicht jederzeit alles so pünktlich, wie man es auszuführen sich vornimmt; Zufall oder ungeschicktes Benehmen eines oder des andern Feldherrn vereiteln oft die mit Einsicht entworfenen Operationen. Dieser Fall trat auch hier ein; denn obgleich Oberg den Prinzen von Soubise durch einen nach der Weser unternommenen Marsch täuschte; obgleich er diesen dadurch veranlaßte, sich bis Göttingen zurückzuziehn, ja sogar einen Theil des du Mesnilschen Corps an sich zu ziehn; so verabsäumte er doch dagegen den Hauptzweck seiner Sendung. Nur mit langsamen Schritten näherte er sich einem Ziele, welches er bloß durch Schnelligkeit zu erreichen suchen mußte, und diese Zeitversplitterung gab dem französischen Heerführer Gelegenheit, Kassel wieder zu erreichen, und sich in ein verschanztes Lager, zwischen dieser Stadt und dem Weißenstein, zu werfen.

Vereitelt waren also auf beiden Seiten Unternehmun-

gen, wovon man sich so viele glückliche Folgen versprach. Hatte Ehrgeiz die eine veranlaßt; war ihr auf eine künstliche Art ein Gegengewicht gegeben worden: so gingen dagegen die Früchte dieses Geniestreichs durch die Ungeschicktheit desjenigen, dem die Ausführung übertragen ward, eben so verlohren, als eine harte Nothwendigkeit Soubise zwang, die seinige aufzugeben, und so traten beide Theile in ihre ehemaligen Verhältnisse wieder ein, ohne daß einer oder der andere sich wesentlicher Vortheile von seiner Expedition rühmen konnte. Beide begnügten sich eine Zeitlang, einander zu beobachten, und beide hatten dazu ihre Gründe. So lange Oberg seine vortheilhafte Stellung zwischen dem Habichts- und Reinhartswalde, unweit Hohenkirchen, behaupten konnte, verhinderte er alle auf Hannover abzielende Unternehmungen, und fand es daher nicht rathsam, die Franzosen in ihren Verschanzungen anzugreifen. Soubise hielt sich für zu schwach, es mit den Alliirten aufzunehmen, bis die 20,000 Mann, mit welchen Contades seine Arme zu verstärken versprach, zu ihm gestoßen seyn würden *).

---

*) Unter diesem Hülfscorps, welches der General Chevert anführte, befand sich der größte Theil der sächsischen Regimenter, die erst kürzlich die französische Armee verstärkt hatten. Diese Regimenter bestanden aus sächsischen Landeskindern, die zur Zeit der Capitulation am Liliensteine (1756) preußische Kriegsdienste zu nehmen gezwungen wurden. Schon damals hatte der böse Wille der Königinn von Pohlen sie durch ihre Emissarien zum Meineide bereden lassen; ihre nachmaligen Ränke reizten sie zum Aufruhr und zur Empörung. Der größte Theil derselben hatte die Fahnen verlassen, zu denen er hatte schwören müssen, war nach der gegebenen Anweisung nach Ungarn gegangen, und dort war man bemüht gewesen, sie wieder zu organisiren. In Absicht der gemeinen Soldadaten hatte man das Glück gehabt, von neuem 12 Regimenter zu for-

Noch ehe aber dieses Hülfscorps bei Kassel anlangen konnte, beging Oberg eine unverzeihliche Uebereilung, die ihm in der Folge theuer zu stehen kam. Die gegenwärtige Lage der Alliirten erforderte es, daß er sich in seiner Stellung zu behaupten, und alle zu nichts führenden Händel mit dem Feinde sorgfältig zu vermeiden suchen mußte, bis günstigere Umstände ihn zu größerer Thätigkeit auffordern würden. Sey es indeß, daß er von dem Anmarsche des Generals Chevert nicht unterrichtet war, oder daß der Verdruß, die vornehmste Absicht seiner Sendung verfehlt zu haben, vielleicht auch die ihm dieserhalb gemachten Vorwürfe ihn reizten, zur Rettung seiner Ehre einen Versuch zu machen, den Prinzen von Soubise dennoch zu zwingen, Kassel zu verlassen: so war doch der gegenwärtige Augenblick dazu nicht geeignet. Was früher mit leichter Mühe bewirkt werden konnte, war jetzt, ohne zu schlagen, nicht mehr ausführbar; dies erlaubte aber die feste Stellung der Franzosen nicht, und Oberg glaubte daher vielleicht, seinen Feind auf ein anderes, ihm minder günstiges, Schlachtfeld führen zu müssen, um zu siegen. In dieser Absicht setzte er über die Fulda, und lagerte

---

miren; allein da die Ausrüstung und Bewaffnung derselben nicht so geschwind zu Stande kommen konnte, es auch hauptsächlich an Officieren fehlte: so war dies Corps erst jezt aus Ungarn angelangt, und in französischen Sold übernommen worden. Prinz Xaver, zweiter Sohn des Königs von Pohlen, befehligte es unter dem angenommenen Namen eines Grafen von der Lausitz. Es führte 24 Stück neue Kanonen, ein Geschenk der Dauphine, mit ihrem Namen und dem sächsischen Wappen geziert, und hat bei verschiedenen Gelegenheiten rühmliche Beweise seiner Tapferkeit abgelegt, wenn gleich der französische Stolz, bei widrigen Ereignissen, nicht verabsäumte, eigene Fehler auf die Rechnung dieser treuen Hülfsvölker zu schieben.

sich fast auf eben dem Terrain, auf welchem jüngst Prinz von Isenburg war geschlagen worden. Soubise ließ sich durch diesen Marsch nicht irre führen, vielmehr behauptete er seine Position bis zur Ankunft der erwarteten Verstärkung; dann aber ging er gleichfalls über den Fluß, und traf Anstalten, um die Alliirten anzugreifen.

Ihre Stellung hinter Sangerhausen hatte den Fehler, daß sie auf der linken Flanke und im Rücken umgangen werden konnte. Soubise entdeckte dies nicht so bald, als er dem Herrn von Chevert auftrug, hier den Angriff zu machen, während der Herzog von Broglio sich in Bereitschaft halten sollte, die Verbündeten zu verfolgen, falls sie sich zurückziehen würden. Die Bewegungen des Feindes ließen General Oberg urtheilen, man suche ihn von Münden abzuschneiden; er befahl daher den Rückzug in verschiedenen Colonnen. Broglio folgte ihm auf der Ferse, und verwickelte seinen Nachzug in ein hitziges Gefecht. Durch einen unzeitigen Eifer verleitet, formirte jetzt Oberg sein Corps auf den Höhen von Lutternberg, um die Franzosen zu empfangen; hier ward er aber mit überlegener Macht angegriffen, geschlagen, und nur die einbrechende Nacht begünstigte seine Flucht nach Münden. Herzog Ferdinand hatte Ursache mit dem Benehmen seines Generals sehr unzufrieden zu seyn. Zwei von demselben begangene grobe Fehler verrückten seinen Operationsplan eben so sehr, als ein sonderbares Verhängniß es fügte, daß Soubise, fast in derselben Gegend, zweimal nach einander über die Alliirten siegte, doch aber niemals Vortheile daraus zog.

Chevert verließ nunmehr die Soubisesche Armee wieder, um nach dem vom Marschall Contades entworfenen Plane sich mit letzterm bei Lippstadt zu vereinigen; allein dort

hatten die Umstände sich schnell verändert. Bei der schleunigen Erscheinung des Herzogs Ferdinand hatte Contades seinen Anschlag aufgeben müssen, und Chevert sah sich genöthigt Halt zu machen, um abzuwarten, welche Mittel sein Heerführer ergreifen würde, um die Vereinigung zu bewirken; ja seine Verlegenheit wurde noch vermehrt, da der Herzog, auf die erhaltene Nachricht von der unglücklichen Begebenheit bei Lutternberg, sogleich über die Lippe gegangen war, um durch eine zweckmäßige Stellung, sowohl um die Gemeinschaft zwischen den französischen Heeren zu unterbrechen, als den Prinzen von Soubise abzuhalten, seine erlangten Vortheile durch einen anderweitigen Einfall in das Churfürstenthum Hannover zu erweitern. So verstand Herzog Ferdinand die schwere Kunst, die begangenen Fehler seiner Unterfeldherren zu verbessern, und durch rasche Entschlüsse das Glück seiner Feinde zu lähmen.

Da nun dem Marschall Contades der Anschlag auf Lippstadt mißlungen war; das feste Lager der Verbündeten hinter der Asse nicht füglich mit Hoffnung eines glücklichen Erfolgs angegriffen werden konnte; er außer Wesel keinen haltbaren Ort diesseits des Rheins besaß; dennoch der herannahende Winter auf sichere Winterquartiere zu denken anrieth, und er solche in Westphalen zu behaupten wünschte; so faßte er den Entschluß, das Nachtheilige seiner Lage zu verbessern, und einen Versuch zu machen, die zur Deckung seiner Quartiere unentbehrlichen Posten sich zu verschaffen. Münster schien ihm dazu äußerst bequem gelegen. Hier befand sich die Niederlage aller Kriegsbedürfnisse der Armee der Alliirten, so wie zu Wahrendorf ein großes Magazin. Beide wurden nur durch 2000 Mann, die unter dem General Kielmannsegge bei Dornsteinfurth standen, gedeckt.

Es war nicht unmöglich, diesem Orte unvermerkt von Dülnen aus beizukommen, und glückte es, ihn durch einen Handstreich zu erobern, so mußte Lippstadt von selbst fallen, weil es alsdann dem Herzoge unmöglich geworden sein würde, seine gegenwärtige Stellung zu behaupten. Dann war die Gemeinschaft mit der Soubiseschen Armee und mit Hessen gewonnen, und die Franzosen waren durch Münster, Lippstadt und Kassel gedeckt, konnten ihre Winterquartiere eben so diesseits des Rheins beziehen, als der Herzog gezwungen gewesen seyn würde, die seinigen hinter der Weser zu nehmen. So kühn aber auch die Diversion ausgedacht war; so viel Ehre sie ihrem Erfinder machte, und so entscheidend sie den Franzosen das seit der Zurückberufung des Marschalls d'Etrees verlohrne Uebergewicht wieder gegeben haben würde, eben so wenig zweckmäßig wurde sie ausgeführt. Der Herzog von Armentieres, dem diese Unternehmung aufgetragen ward, benahm sich dabei mit zu geringer Vorsicht; der wachsame Kielmannsegge kam ihm zuvor, und der Herzog Ferdinand eilte mit seiner Armee so schnell herbei, daß auch dieser Anschlag mißlang.

Ob nun gleich die Diversion auf Münster den Herzog in die Nothwendigkeit versetzt hatte, seine vortheilhafte Position an der Asse zu verlassen, um seine Magazine zu decken; so machte doch der eintreffende Winter dem Feldzuge in Westphalen ein Ende. Contades hatte alle seine Anschläge scheidern gesehn; diesseits des Rheins hatte er keinen festen Posten im Lande; die zu dergleichen Operationen günstige Jahrszeit war verstrichen, folglich blieb ihm nichts übrig, als seine Armee wieder über den Rhein zurückzuführen, um zwischen diesem Fluß und der Maas die Winterquartiere zu beziehn. Nach seinem Zurückzuge hielt sich Prinz von Sou-

bise in Hessen nicht mehr für sicher; auch er verließ diese Provinz, und bezog seiner Seits das Winterlager an den Ufern des Rheins und des Mains.

So endete Herzog Ferdinand einen beschwerlichen, kritischen Feldzug, in welchem er sich den größten Ruhm erwarb; denn, wenn gleich seine Lage es nicht verstatten wollte, den anfänglich so glücklich ausgeführten Angriffskrieg fortzusetzen; wenngleich seine Unterfeldherren sich zweimal schlagen ließen: so hinderte er doch durch schnelle und zweckmäßige Bewegungen seine ihm so sehr überlegenen Feinde, irgend einen Vortheil aus ihren Siegen zu ziehen, behauptete vielmehr die wieder eroberten Provinzen, und bezog seine Winterquartiere in eben den Gegenden, wo er sie genommen hatte, als er den Grafen Clermont über den Rhein zurücktrieb. Hatten dagegen auf der andern Seite Contades Talente die Kleinmüthigkeit seines Vorgängers einigermaßen verwischt; hatte derselbe durch mehr Thätigkeit den gesunkenen Ruhm der französischen Waffen wieder gehoben; war sein Benehmen — obgleich vielleicht allzuvorsichtig — doch der Sache angemessener gewesen; hatte Soubise, durch zwei ihm sehr leicht gemachte Siege, sich den bei Roßbach verlohrnen Glanz gewissermaßen wieder zu geben das Glück gehabt: so stehn doch alle diese Thaten in keiner Vergleichung mit der künstlichen Anstrengung, die der Herzog von Braunschweig anwenden mußte, um seinen Feinden kein Uebergewicht zu gestatten. Man wird daher bewogen anzunehmen: daß die Eifersucht, die unter den französischen Feldherren herrschte, eben so viel Antheil an den geringen Fortschritten ihrer Armeen gehabt haben möge, als die Kabalen der Höflinge Ludwigs XV, mit denen sie stets zu kämpfen hatten; und so mußten dergleichen Zufälle auch das

ihrige mit beitragen, um die durch die schimpfliche Convention von Kloster Seeven (1757) auf Seiten der Verbündeten so merklich gestiegene Wage des Glücks wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

XVIII.

Vergleichung des Feldzuges von 1758 in Deutschland mit dem vorjährigen.

Wenn man Betrachtungen über die beiden letzten Feldzüge in Deutschland anstellt, und die Begebenheiten derselben mit einander vergleicht, so zeigt sich ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden. Dieser Unterschied wird einleuchtender, je mehr man die Lage der Umstände und den Charakter der Feldherren untersucht; denn in beiden findet man den Grund, warum der eine blutiger, der andere hingegen mit Vorsicht geführt werden mußte. Die Heere, welche im Jahre 1757 zum Kampfe aufgestellt wurden, bestanden aus Soldaten, die, während eines zehnjährigen Friedens, durch Kunst und Fleiß in allen Evolutionen unterrichtet worden waren, welche das Systematische der Taktik verfeinert, oder ein Theil dem andern abgeborgt hatte. Ihre Heerführer waren größtentheils voll Feuer, theils Zöglinge berühmter Feldherren in ehemaligen Kriegen; sie brannten vor Begierde sich hervorzuthun, und wurden dadurch unternehmender. Beides zusammen genommen, mußte nothwendig Thätigkeit hervorbringen; und so zeigte sich unter andern ein B r o w n, ein P r i n z C a r l v o n L o t h r i n g e n, ein d'E t r e e s, ein

Schwerin, ein Winterfeldt, und über alle diese Friedrich der Große im Glanze eines Helden. An der Spitze rüstiger, durch Widerwärtigkeiten noch nicht muthlos gewordener Krieger, ward eine Schlacht über die andere geliefert, und Menschenblut ohne Barmherzigkeit vergossen, um den sich findenden Widerstand durch noch stärkere Impulsionen zu überwältigen.

Dergleichen außerordentliche Anstrengungen konnten nicht von langer Dauer seyn. Eine allzustarke Reibung der ersten Triebräder, bringt nicht selten die ganze Maschiene in Stocken. Der größte Theil der geübten Soldaten, und mit ihm auch mancher würdige Officier, war das Opfer der Wuth des Partheigeistes, der Gesetze der Nothwendigkeit oder des Feuers der Einbildung geworden; die aber, welche ihre Stelle ersetzten, waren weniger brauchbar. Dieser Umstand, die traurige Aussicht zu mehrern Feldzügen, mit der Denkungsart der neu auftretenden Heerführer verbunden, machten die Schonung der Truppen nothwendig. Jetzt sah man sich genöthigt, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehn, statt daß man sonst rasch handelte, und ihrer nicht zu bedürfen glaubte. Man erblickt daher auch in dem Feldzuge von 1758 schon mehr klüglich ersonnene und künstlicher angelegte Operationsplane, studiertere Bewegungen, gemäßigtere Schritte, stärkere Positionen, schnellere, zweckmäßigere Märsche, wodurch weitaussehende Anschläge vereitelt, und auf diese Weise das Gleichgewicht noch erhalten wurde.

Auch die Charaktere der Heerführer schienen sich in die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten mehr zu fügen. So mußte ein Daun, durch sein Zaudern, sich allen Gefahren zu entziehen wissen, dagegen aber sich nicht getrauen, seine Uebermacht zu nützen. Er, der in der Castrametation

noch seinen Meister suchte, mußte schon dadurch der natürlichen Hitze des vorsichtiger gewordenen Königs von Preußen Gränzen setzen, aber auch durch seine übertriebene Vorsichtigkeit, dessen Talenten zur Kunst, sich selbst zweckmäßig zu rathen die höchste Spannkraft geben. So bewundert man, wie ein Prinz Heinrich von Preußen, mit einer verhältnißmäßig unbedeutenden Kriegsmacht, ihm mehr als doppelt überlegene Heere im Zaum hielt, und die schon vorausgesetzte Eroberung von Sachsen künstlich zu hintertreiben wußte. So sah man den Herzog Ferdinand von Braunschweig, an der Spitze einer kurz zuvor gedemüthigten Armee, mitten im Winter, seinen Feinden alle gemachte Eroberungen entreißen, sie jenseits des Rheins aufsuchen und schlagen; nachdem er aber durch die Uebermacht der französischen Heere gezwungen ward, über diesen Fluß zurückzugehn, dennoch an den Ufern der Lippe das vortrefflichste Beispiel eines Vertheidigungskrieges liefern, obgleich seine Unterfeldherren zweimal sich schlagen ließen. So mußten in einer entgegengesetzten Gegend ein Fermor, durch die angestrengteste Tapferkeit, den Sieg bei Zorndorf lang zweideutig erhalten, um das gegen seine Nation gefaßte Vorurtheil zu entkräften; dagegen seine Schritte mit Grausamkeiten bezeichnen, vor denen der gesittete Mensch zurückbebt; durch die seinen irregulären Truppen erlaubte Zügellosigkeit sich selbst den Unterhalt entziehn, den er zur Fortsetzung seiner Operationen aus den in Besitz genommenen Provinzen hätte erhalten können, und endlich in der Periode, in welcher er am wirksamsten zu seyn im Stande war, vom Kampfplatze verschwinden. So sah man endlich Friedrich II, auf die Tapferkeit und Disciplin seiner Armee weniger stolz, nicht mehr wie bei Prag, Kollin und Leuthen, seinen Feind, mit stürmender

Hand, angreifen; dagegen aber nach dem mißlungenen Versuch, Olmütz zu erobern, mitten durch Böhmen, von einer zahlreichen Armee verfolgt und beunruhigt, einen Rückzug halten, der in vielen Betracht dem, in der Geschichte so gepriesenen, jener zehntausend Griechen, den Ruhm streitig macht; dann nach der Neumark eilen, um den Russen eine tiefe Wunde beizubringen; eben so schnell nach Sachsen fliegen, um seinem gedrängten Bruder die Hand zu reichen; nach seiner Niederlage bei Hochkirch der Uebermacht seines Gegners mit einer Handvoll Leuten trotzbieten; durch die Kraft seines Genies seine Anschläge vereiteln; Schlesien und Sachsen decken, und am Ende des Feldzuges noch im Besitz eben der Provinzen bleiben, aus denen er im Anfange desselben getreten war, um seinen Operationen den Schwung zu geben.

Es ist schwer zu entscheiden, in welchem dieser beiden Feldzüge Friedrich II größer erschien: ob in dem erstern, da er mit der Kraft eines Riesen seine Feinde zu zerschmettern suchte, oder in dem letztern, da er mit der Geschicklichkeit eines Athleten, es sich bloß angelegen seyn ließ, bald die tödtlichen Streiche auszupariren, womit ihn ein nerviger Arm bedrohte, bald aus der ihm gegebenen Blöße Vortheile zu ziehn. Hierüber werden die Meinungen meiner denkenden Leser wahrscheinlich eben so getheilt bleiben, als die Grundsätze verschieden seyn dürfen, wornach sie Heldenmuth, Eroberungsgeist, Leidenschaft, Nothwehr oder politische Auswahl der zweckmäßigsten Hülfsmittel — zur Rettung eines Staats — zu beurtheilen pflegen. Ich wage es daher um so weniger zu entscheiden, da mein Urtheil — so unpartheiisch ich es auch zu fällen mich bestreben wollte — dennoch aus guten Gründen verschiedenen Vorwürfen ausgesetzt

eiben möchte; das Resultat meiner darüber angestellten etrachtungen würde jedoch das seyn: daß Friedrich II im ›rigen Jahre als Held, im eigentlichen Verstande, erschien, diesem aber sich mehr von der Seite eines vorsichtigen :ldherrn und feinen Politikers zeigte. Ob indeß diese Rolle, deren Ausführung seine schon kritisch gewordene Lage ihn ıfforderte, seinem eigenthümlichen Charakter angemessener ar als jene; ob dieser Feldzug nach dem Urtheile der enner, wirklich vorwurfsfrei führte, das bleiben Aufgaben, ren Auflösung ich dem künftigen pragmatischen Geschicht-)reiber des 18ten Jahrhunderts gern überlasse. Auch in der Lage können Halbgötter Anspruch auf die Bewunderung :s Publikums machen, besonders wenn sie das Glück ge- ıbt haben, ihre, aus Leidenschaft begangenen Fehler, durch ıs Kraftvolle ihres Genies, wieder zu verwischen.

Dies war der Inhalt, und so waren die Charaktere der auptpersonen des großen Trauerspiels beschaffen, welches ıf der Kriegs-Schaubühne des festen Landes in diesem ıhre aufgeführt worden war. Vom Rhein bis an die Oder, ›n der Morava bis an die Ostsee, waren deutsche Provinzen :hr oder weniger verwüstet, oder mitgenommen; ihre Flu- n mit dem Blute vieler Tausende gefärbt, und mit deren ichen bedeckt. Deutsche stritten gegen Deutsche; und da an ihrer Wuth noch nicht genug war, um das menschliche end vollkommen zu machen: so mußten fremde, theils ge- tete, theils barbarische Völkerschaften herbeigerufen wer- n, um Deutschlands Söhne erwürgen zu helfen.

Ende des ersten Theils.



